NEU ÜBERSETZT VON KAREN NÖLLE

URSULA K. LE GUIN

FREIE GEISTER

ROMAN

Der Klassiker neu übersetzt

TOR

TOR

Ursula K. Le Guin

Freie Geister

Eine zwiespältige Utopie
Roman

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt von Karin Nölle

E-BOOKS

Inhalt

- Widmung
- Eins Anarres • Urras
- Zwei Anarres
- Drei Urras
- Vier Anarres
- Fünf Urras
- Sechs Anarres
- Sieben Urras
- Acht Anarres
- Neun Urras
- Zehn Anarres
- Elf Urras
- Zwölf Anarres
- Dreizehn Urras • Anarres
- Nachwort von Karen Nölle

Dem Weggefährten

Eins

Anarres • Urras

Es gab eine Mauer. Sie wirkte nicht wichtig. Sie bestand aus unbehauenem Stein und grobem Mörtel. Erwachsene konnten ohne weiteres über sie hinwegblicken, und selbst Kinder konnten hinüberklettern. Wo sie die Straße kreuzte, hatte sie kein Tor, sondern verkümmerte zu bloßer Geometrie, einer Linie, einer vorgestellten Grenze. Aber die Vorstellung war real. Sie war wichtig. Seit sieben Generationen hatte es nichts Wichtigeres auf der Welt gegeben als diese Mauer.

Wie alle Mauern war sie zwiespältig, zweischneidig. Was innen war und was außen, hing davon ab, auf welcher Seite man sich befand.

Von einer Seite betrachtet, umschloss die Mauer ein karges, sechzig Morgen großes Feld mit dem Namen Anarres-Hafen. Auf dem Feld standen zwei große Brückenkräne, eine Raketenrampe, drei Lagerhäuser, eine Lastwagengarage und ein Schlafhaus. Das Schlafhaus wirkte solide, schmutzig und traurig; es hatte keinen Garten, nirgends Kinder; offensichtlich war es weder zum Wohnen noch für einen längeren Aufenthalt gedacht. Vielmehr war es eine Quarantänestation. Die Mauer sperrte nicht nur das Landungsfeld ein, sondern auch die Schiffe, die aus dem Weltraum kamen, und die Männer, die mit den Schiffen kamen, und die Welten, aus denen sie kamen, und den Rest des Universums. Sie umschloss das Universum und ließ Anarres draußen, frei.

Von der anderen Seite betrachtet, umgrenzte die Mauer Anarres: Der ganze Planet lag hinter ihr, ein großes Gefangenenlager, abgeschnitten von anderen Welten und anderen Menschen, in Quarantäne.

Auf der Straße liefen ein paar Menschen in Richtung Landungsfeld oder standen bereits dort herum, wo die Straße die Mauer schnitt.

Aus der nahe gelegenen Stadt Abbenay kamen häufig Leute, weil sie ein Raumschiff oder schlicht die Mauer sehen wollten. Schließlich war es die einzige Grenzmauer auf ihrer Welt. Nirgendwo sonst gab es ein Schild mit der Aufschrift *Zutritt verboten*. Vor allem Jugendliche fühlten sich von der Mauer angezogen. Sie traten dicht heran; sie setzten sich obendrauf. Manchmal war am Lagerhaus ein Trupp zu sehen, der Kisten aus Kettenfahrzeugen entlud. Manchmal stand sogar ein Frachtschiff auf der Rampe. Frachtschiffe landeten nur achtmal im Jahr, unangekündigt, sodass niemand außer den im Hafen arbeitenden Syndiks Bescheid wusste, und wenn die Zuschauer das Glück hatten, eins zu sehen, waren sie ganz aufgeregt – im ersten Moment. Doch dann saßen sie da, und es stand da, ein plumper schwarzer Turm inmitten eines Gewirrs aus beweglichen Kränen, weit hinten auf dem Feld. Und dann kam eine Frau von einer der Lagerhauskolonnen zu ihnen und sagte: »Wir machen jetzt dicht für heute, Brüder.« Sie trug das Schutzarmband, ein Anblick, der beinahe so selten war wie ein Raumschiff. Das war immerhin etwas. Und ihr Ton war zwar sanft, aber entschieden. Sie war der Vormann dieser Kolonne, und wenn man sie provozierte, rief das ihre Syndiks auf den Plan. Außerdem gab es nichts zu sehen. Die Fremdlinge, die Außerweltler, blieben in ihrem Schiff verborgen. Ein Trauerspiel.

Auch für die Schutzkolonne war es ein langweiliges Spiel. Manchmal wünschte sich der Vormann, es würde einfach mal jemand versuchen, die Mauer zu überwinden, ein transplanetarisches Besatzungsmitglied, das

fliehen wollte, oder ein Jugendlicher aus Abbenay, der sich einzuschleichen versuchte, um das Frachtschiff näher anzuschauen. Aber das geschah nicht. Es geschah nie etwas. Als dann doch etwas geschah, traf es sie unvorbereitet.

Der Kapitän des Frachtschiffs *Respekt* fragte sie: »Geht die Meute auf mein Schiff los?«

Der Vormann sah sich um. Am Tor lungerte tatsächlich eine Menschenmenge herum, hundert Personen oder mehr. Sie standen da, einfach so, wie die Leute damals während der Hungersnot an den Naturalienbahnhöfen. Der Vormann erschrak.

»Nein. Sie – äh – protestieren«, sagte sie in ihrem langsamen, lückenhaften Jotisch. »Gegen den – Dings. Den Passagier?«

»Du meinst, sie haben was gegen diesen Kanaken, den wir mitnehmen sollen? Werden sie versuchen, ihn aufzuhalten – oder uns?«

Das Wort »Kanake«, unübersetzbar in die Sprache des Vormanns, war für sie nichts weiter als ein fremder Begriff für ihr Volk, aber der Klang hatte ihr noch nie gefallen, ebenso wenig wie der Ton des Kapitäns oder der Kapitän selbst. »Könnt ihr auf euch aufpassen?«, fragte sie knapp.

»Teufel, ja. Sorgt ihr einfach dafür, dass der Rest der Fracht entladen wird. Schnell. Und bringt den Kanaken an Bord. Wir lassen uns nicht von einer Meute komischer Käuze auf der Nase rumtanzen.« Er klopfte auf das Ding, das er am Gürtel trug, und sah die unbewaffnete Frau herablassend an.

Sie streifte den phallischen Gegenstand, von dem sie wusste, dass es eine Waffe war, mit einem kalten Blick. »Das Schiff wird um vierzehn Uhr beladen sein«, sagte sie. »Die Besatzung soll an Bord bleiben, in Sicherheit. Start um vierzehn Uhr vierzig. Wenn ihr Hilfe braucht, sprecht bei der Bodenkontrolle auf Band.« Und sie schritt davon, bevor der Kapitän sich

aufspielen konnte. In ihrem Zorn war sie forscher gegenüber ihrer Kolonne und der Menge. »Macht die Straße frei!«, befahl sie, als sie sich der Mauer näherte. »Hier kommen Laster durch, nachher tut sich jemand weh. Geht zur Seite!«

Die Männer und Frauen in der Menge diskutierten mit ihr und miteinander. Sie liefen immer wieder über die Straße, und einige betraten das Flugfeld. Aber die Straße machten sie mehr oder weniger frei. Wenn der Vormann keine Erfahrung darin besaß, eine Menschenmasse zu lenken, so besaßen sie keine Erfahrung darin, eine zu bilden. Sie waren Glieder einer Gemeinschaft und nicht Elemente eines Kollektivs und wurden daher nicht vom Massengefühl geleitet; unter ihnen gab es ebenso viele Emotionen wie Personen. Und da sie von Befehlen nicht erwarteten, dass sie willkürlich waren, hatten sie keine Übung darin, sich ihnen zu widersetzen. Ihre Unerfahrenheit rettete dem Passagier das Leben.

Einige der Leute waren gekommen, um einen Verräter zu töten. Andere um seine Ausreise zu verhindern oder ihn zu beschimpfen oder schlicht, um ihn zu sehen; und diese vielen anderen versperrten den Attentätern ihren kurzen, direkten Weg. Eine Schusswaffe trug keiner von ihnen bei sich, aber ein paar hatten Messer. Ein Angriff war für sie etwas Physisches; sie wollten den Verräter mit den eigenen Händen packen. Sie rechneten damit, dass er mit einem Fahrzeug kommen würde, gut bewacht. Während sie noch versuchten, einen Güterlaster zu inspizieren, und sich mit dem empörten Fahrer stritten, kam der Mann, den sie suchten, zu Fuß die Straße hinauf, allein. Als sie ihn erkannten, war er schon halb über das Feld und von fünf Schutz-Syndiks abgeschirmt. Die Leute, die ihm ans Leben wollten, nahmen – zu spät – die Verfolgung auf und warfen – nicht ganz zu spät – mit Steinen. Sie erwischten ihr Opfer in dem Moment, als er das Schiff erreichte, noch knapp am Arm, aber ein Mitglied der Schutzkolonne

wurde von einem kiloschweren Feuerstein am Kopf getroffen und war auf der Stelle tot.

Am Schiff wurden die Luken geschlossen. Die Schutzkolonne kehrte um, den toten Kameraden auf den Armen; sie unternahmen nichts, um die Anführer der Menge aufzuhalten, die auf das Schiff zurasten. Nur der Vormann, bleich vor Zorn und Entsetzen, beschimpfte die Leute laut, während sie vorbeirannten, und sie wichen ihr in einem weiten Bogen aus. Als sie das Schiff erreichten, zerstreuten sich die vorderen und blieben unentschlossen stehen. Die Stille des Schiffes, die abrupten Bewegungen der riesigen skelettartigen Kräne, die seltsam verbrannte Erde, das Fehlen jeglicher menschlichen Dimension verwirrte sie. Ein Dampf- oder Gasstoß aus einem Klotz, der mit dem Schiff verbunden war, ließ einige zusammenfahren; sie blickten beunruhigt zu den Raketen auf, gigantischen schwarzen Röhren über ihren Köpfen. In der Ferne, weit über dem Feld, heulte eine Warnsirene. Ein Erster trat den Rückzug zum Tor an, dann ein Zweiter. Keiner hielt sie auf. Nach zehn Minuten war das Feld geräumt, die Menge auf der Straße in Richtung Abbenay versprengt. Alles sah wieder aus, als wäre nichts passiert.

Im Innern der *Respekt* herrschte reger Betrieb. Da die Bodenkontrolle den Start vorverlegt hatte, mussten sämtliche Kontrollen mit doppelter Geschwindigkeit durchgepeitscht werden. Der Kapitän hatte befohlen, den Passagier im Mannschaftsraum festzuschnallen und mit dem Arzt zusammen dort einzuschließen, damit sie aus dem Weg waren. In dem Raum gab es einen Sichtschirm, sie konnten also beim Start zuschauen, wenn sie wollten.

Der Passagier schaute zu. Er sah das Feld und die Mauer um das Feld und weit außerhalb der Mauern die fernen Hänge der Ne-Theras-Kette, gesprenkelt mit Holumsträuchern und spärlichem silbrigem Monddorn.

Das alles rauschte blendend hell über den Sichtschirm. Der Passagier spürte, wie sein Kopf ins Polster der Rückenlehne gepresst wurde. Es war wie beim Zahnarzt, der Kopf nach hinten gedrückt, der Kiefer gewaltsam aufgerissen. Er bekam keine Luft, ihm wurde übel, in seinem Bauch rumorte die Angst. Sein gesamter Körper schrie den ungeheuren Kräften, die auf ihn einwirkten, entgegen: Jetzt nicht, noch nicht, wartet!

Die Augen waren seine Rettung; was sie beharrlich aufnahmen und meldeten, erlöste ihn vom Autismus der Angst. Denn jetzt bot der Sichtschirm einen seltsamen Anblick, eine große, fahle Felsebene. Es war die Wüste, von den Bergen über dem Großtal aus betrachtet. Wie war er wieder ins Großtal gekommen? Er versuchte sich zu sagen, dass er sich in einem Luftschiff befand. Nein, einem Raumschiff. Am Rand der Ebene blitzte helles Licht wie über Wasser, Licht über einem fernen Meer. In diesen Wüsten gab es kein Wasser. Was also sah er da? Die Felsebene war nicht mehr platt, sondern hohl, eine riesige Schale voller Sonnenlicht. Während er sie staunend betrachtete, wurde sie flacher, und das Licht strömte hinaus. Auf einmal schoss quer hinüber ein Strich, abstrakt, geometrisch, ein perfekter Kreisschnitt. Hinter dem Bogen lag Schwärze. Die Schwärze verkehrte das ganze Bild ins Negative. Der feste, felsige Teil war nicht mehr konkav und von Licht erfüllt, sondern konvex. Er reflektierte das Licht, warf es zurück. Was Shevek sah, war weder eine Ebene noch eine Schale, sondern eine Kugel, ein Ball aus weißem Fels, der in Schwärze stürzte, in Schwärze versank. Es war seine Welt.

»Das verstehe ich nicht«, sagte er laut.

Jemand antwortete ihm. Er brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass der Mensch, der neben seinem Sessel stand, mit ihm sprach, ihm antwortete, denn er wusste nicht mehr, was eine Antwort war. Nur eines

nahm er deutlich wahr: die eigene vollständige Isolation. Die Welt war unter ihm versunken, und er war ganz und gar allein.

Er hatte immer befürchtet, dass es so kommen würde, mehr als er jemals den Tod gefürchtet hatte. Sterben hieß, sein Ich zu verlieren und sich mit den anderen zu vereinigen. Er hatte sein Ich behalten und die anderen verloren.

Nach einer Weile gelang es ihm aufzublicken und den Mann neben sich anzuschauen. Es war natürlich ein Fremder. Von nun an würde es nur noch Fremde geben. Er sprach eine fremde Sprache: Jotisch. Die Worte ergaben einen Sinn. Sämtliche Einzelheiten ergaben einen Sinn, bloß das Ganze nicht. Der Mann sagte etwas über die Gurte, die ihn an den Sessel fesselten. Er legte Hand an. Der Sessel richtete sich mit einem Ruck auf, und weil ihm so schwindelig war, fiel Shevek beinahe hinaus. Der Mann fragte immer wieder, ob jemand verletzt worden sei. Von wem redete er? »Ist er sicher, dass er nicht verletzt ist?« Im Jotischen war die höfliche Form der Anrede die dritte Person, er oder sie. Der Mann meinte ihn. Er wusste nicht, wieso er verletzt sein sollte; der Mann sagte immer wieder etwas über Steine, die geworfen worden seien. Aber der Stein wird niemals treffen, dachte er. Er schaute wieder auf den Sichtschirm, nach dem Stein, dem weißen Stein, der durch die Finsternis stürzte, aber der Sichtschirm war leer.

»Mir geht es gut«, sagte er schließlich aufs Geratewohl.

Das beruhigte den Mann nicht. »Bitte kommen Sie mit mir. Ich bin Arzt.«

»Es geht mir gut.«

»Bitte kommen Sie mit mir, Dr. Shevek!«

»Sie sind Arzt«, sagte Shevek nach einer Pause. »Ich nicht. Ich heiße Shevek.«

Der Arzt, ein kleiner, hellhäutiger, glatzköpfiger Mann, verzog ängstlich das Gesicht. »Sie sollten in Ihrer Kabine sein, Herr – Ansteckungsgefahr –, Sie sollten zwei Wochen lang mit niemandem außer mir Kontakt haben. Ich habe mich nicht für nichts und wieder nichts einer zwei Wochen währenden Desinfektion unterzogen. Gott verfluche den Kapitän! Bitte kommen Sie mit, Herr. Man wird mich zur Verantwortung ziehen …«

Shevek erkannte, dass der kleine Mann beunruhigt war. Er empfand weder Bedauern noch Mitgefühl; doch selbst hier, in seiner absoluten Einsamkeit, behielt das eine Gesetz, nach dem er sich je gerichtet hatte, seine Gültigkeit. »Gut«, sagte er und stand auf.

Ihm war noch immer schwindelig, und seine rechte Schulter schmerzte. Er wusste, dass sich das Schiff bewegte, aber es war keinerlei Bewegung zu spüren; nur eine Stille war da, eine schreckliche, absolute Stille draußen hinter den Wänden. Der Arzt führte ihn durch totenstille Metallkorridore zu einem Zimmer.

Es war ein sehr kleines Zimmer, mit Nähten in den kahlen Wänden. Es stieß Shevek ab, weil es ihn an einen Ort erinnerte, an den er sich nicht erinnern wollte. Er blieb an der Tür stehen. Aber der Arzt bat und drängte, und so trat er schließlich ein.

Noch immer duselig und benommen, setzte er sich auf das in die Wand gebaute Bett und beobachtete teilnahmslos den Arzt. Eigentlich hätte er neugierig sein müssen, dachte er; dieser Mann war der erste Urrasier, den er je gesehen hatte. Aber er war zu müde. Wenn er sich ausstreckte, würde er sofort einschlafen.

Er hatte die ganze vorige Nacht gebraucht, um seine Papiere zu ordnen. Vor drei Tagen hatte er Takver und die Kinder nach Frieden-und-Fülle verabschiedet, und von da an war er unablässig beschäftigt gewesen. Im Funkturm hatte er letzte Neuigkeiten mit Leuten auf Urras ausgetauscht,

und mit Bedap und den anderen hatte er Pläne und Eventualitäten erörtert. Während dieser gehetzten Tage, und überhaupt seit Takvers Abreise, war er für sein Empfinden kein Handelnder gewesen, sondern nur ein ausführendes Organ. Er war in den Händen anderer gewesen. Sein eigener Wille hatte nicht agiert. Dazu hatte keine Notwendigkeit bestanden. Sein Wille war es, der einst alles in Gang gesetzt und ihn zu diesem Moment geführt hatte, mitsamt den Wänden, die ihn jetzt umgaben. Wann? Vor Jahren. Vor fünf Jahren in Chakar in den Bergen, als er in der Stille der Nacht zu Takver gesagt hatte: »Ich werde nach Abbenay gehen und Mauern abbauen.« Oder eigentlich noch früher; lange davor, im Staub, in den Jahren von Hunger und Not, als er sich geschworen hatte, nie wieder anders zu handeln als nach der eigenen freien Entscheidung. Dass er sich an diesen Schwur gehalten hatte, hatte ihn hierhergeführt, in diesen Moment ohne Zeit, an diesen Ort ohne Welt, in dieses kleine Zimmer, dieses Gefängnis.

Der Arzt hatte seine verletzte Schulter untersucht. (Der Bluterguss war Shevek ein Rätsel; er war zu angespannt und zu gehetzt gewesen, um mitzubekommen, was auf dem Landungsfeld vor sich ging, und so hatte er den Stein, der ihn traf, nicht gespürt.) Jetzt wandte der Doktor sich ihm mit einer Injektionsnadel zu.

»Das will ich nicht«, sagte Shevek. Er sprach langsam Jotisch und, wie er von den Gesprächen über Funk wusste, mit schlechter Betonung, aber grammatikalisch einigermaßen korrekt; das Verstehen fiel ihm schwerer als das Sprechen.

»Das ist eine Impfung gegen Masern«, sagte der Arzt, von Berufs wegen taub.

»Nein«, sagte Shevek.

Der Arzt biss sich einen Moment auf die Unterlippe. Dann sagte er: »Wissen Sie, was Masern sind, Herr?«

»Nein.«

»Eine Krankheit. Ansteckend. Bei Erwachsenen oft schwer. Auf Anarres ist sie unbekannt; sie wurde durch prophylaktische Maßnahmen ferngehalten, als der Planet besiedelt wurde. Auf Urras ist sie weit verbreitet. Sie könnten daran sterben. Sie haben keine Abwehrkräfte. Sind Sie Rechtshänder, Herr?«

Shevek schüttelte automatisch den Kopf. Mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers stieß der Arzt ihm die Nadel in den rechten Arm. Schweigend fügte sich Shevek dieser und auch den folgenden Injektionen. Er hatte kein Recht auf Misstrauen oder Widerspruch. Er hatte sich diesen Menschen ausgeliefert; er hatte sein Geburtsrecht auf Selbstbestimmung abgegeben. Es galt nicht mehr, es war zusammen mit seiner Welt von ihm abgefallen, der Welt des Großen Versprechens, dem nackten Fels.

Der Arzt sagte wieder etwas, doch er hörte nicht zu.

Stunden, vielleicht Tage lang lebte er in einem leeren Raum, einem öden, elenden Vakuum ohne Vergangenheit und Zukunft. Die Wände beengten ihn. Außerhalb von ihnen herrschte die Stille. Arme und Gesäß schmerzten von den Spritzen; er hatte Fieber, das sich nie zum Delirium steigerte, aber ihn in einen Schwebezustand zwischen Denken und Träumen versetzte, ein Niemandsland. Die Zeit verging nicht. Es gab keine Zeit. Er war die Zeit: er allein. Er war der Fluss, der Pfeil, der Stein. Aber er bewegte sich nicht fort. Der geworfene Stein verharrte auf halbem Weg. Es gab weder Tag noch Nacht. Dann und wann schaltete der Arzt das Licht aus oder an. In die Wand am Bett war eine Uhr eingelassen; ihr Zeiger bewegte sich, ohne jede Bedeutung, von einer der zwanzig Ziffern auf der Scheibe zur nächsten.

Er erwachte nach einem langen, tiefen Schlaf, und da er mit dem Gesicht zur Uhr lag, betrachtete er sie schläfrig. Der Zeiger stand ein Stück hinter

der 15, sodass es, wenn das Ziffernblatt von Mitternacht aus gelesen wurde, wie die 24-Stunden-Uhr auf Anarres, später Nachmittag sein musste. Doch wie konnte es im All zwischen zwei Welten Nachmittag sein? Nun, das Schiff lief bestimmt nach einer eigenen Zeitrechnung. Dass er diese Überlegungen anstellte, erfüllte ihn mit kolossalem Mut. Er setzte sich auf, ohne dass ihm schwindelig wurde. Erhob sich und prüfte seinen Gleichgewichtssinn: befriedigend, trotz des Gefühls, dass seine Fußsohlen nicht ganz fest auf dem Boden standen. Wahrscheinlich war das Gravitationsfeld des Schiffes ziemlich schwach. Das Gefühl behagte ihm nicht; was er brauchte, waren Stabilität, Solidität, verlässliche Tatsachen. Auf der Suche danach begann er methodisch, das kleine Zimmer zu inspizieren.

Die leeren Wände bargen lauter Überraschungen, man musste nur die Vertäfelung berühren, damit sie sich zeigten: Waschbecken, Klosett, Spiegel, Schreibtisch, Stuhl, Schrank, Regale. Mit dem Waschbecken waren einige vollkommen rätselhafte elektrische Geräte verbunden, und das Wasserventil schloss sich nicht automatisch, wenn man den Hahn losließ, sondern lief weiter, bis man ihn zudrehte – ein Zeichen, wie Shevek meinte, entweder von großem Vertrauen in die menschliche Natur oder von großen Mengen heißen Wassers. Da er Letzteres vermutete, wusch er sich von Kopf bis Fuß und trocknete sich, weil er kein Handtuch fand, mit einem der rätselhaften Geräte ab, einem, das einen angenehm kitzeligen Strom warmer Luft ausstieß. Als er seine eigenen Sachen nicht fand, zog er wieder das über, was er beim Aufwachen angehabt hatte: eine weite Hose mit Taillenband und einen formlosen Kittel, beide leuchtend gelb mit kleinen blauen Punkten. Er betrachtete sich im Spiegel. Die Wirkung war bedauerlich. Kleidete man sich auf Urras so? Er suchte vergeblich nach

einem Kamm, behalf sich, indem er sein Haar hinten zu einem Zopf flocht, und schickte sich so hergerichtet an, das Zimmer zu verlassen.

Es ging nicht. Die Tür war abgeschlossen.

Sheveks anfängliche Ungläubigkeit verwandelte sich in Zorn, einen Zorn – einen blindwütigen Willen zur Gewalt –, wie er ihn noch nie in seinem Leben verspürt hatte. Er riss an dem starren Türgriff, schlug mit den Händen auf das glatte Metall der Tür ein, wandte sich ab und drückte die Ruftaste, die der Arzt ihm gezeigt hatte, damit er sie im Notfall betätige. Nichts passierte. Auf der Sprechanlage befanden sich eine Reihe weiterer kleiner, verschiedenfarbiger Knöpfe mit Ziffern. Er drückte mit der Hand auf alle zugleich. Der Lautsprecher in der Wand begann zu stammeln: »Wer zum Teufel ja kommt sofort Ende klar was von zweiundzwanzig …«

Shevek übertönte sie alle: »Tür auf!«

Die Tür glitt auf, der Arzt schaute herein. Beim Anblick seines kahlen, besorgten, gelblichen Gesichts verging Sheveks Zorn und zog sich in eine innere Finsternis zurück. Er sagte: »Die Tür war abgeschlossen.«

»Verzeihen Sie, Dr. Shevek, eine Vorsichtsmaßnahme – Ansteckung – die anderen müssen ferngehalten werden …«

»Ausschließen, einschließen, ein und dasselbe«, sagte Shevek und blickte mit hellen, abweisenden Augen auf den Arzt hinunter.

»Sicherheit …«

»Sicherheit? Muss man mich in einer Kiste halten?«

»Der Offizierssalon«, schlug der Arzt hastig, besänftigend, vor. »Haben Sie Hunger, Herr? Vielleicht mögen Sie sich anziehen, und wir gehen in den Salon.«

Shevek betrachtete die Kleidung des Arztes: enge blaue Hose in Stiefel gesteckt, die ebenfalls so glatt und fein aussahen wie Stoff; ein violetter Kittel, der vorne offen und mit silbernen Posamentverschlüssen geknöpft

war, und darunter, nur am Hals und an den Handgelenken zu sehen, ein blendend weißes Strickhemd.

»Ich bin nicht angezogen?«, fragte Shevek schließlich.

»Oh, der Pyjama reicht absolut. Keine Formalitäten auf einem Frachtschiff!«

»Pyjama?«

»Was Sie da anhaben. Schlafkleidung.«

»Kleidung, die man zum Schlafen trägt?«

»Ja.«

Shevek blinzelte. Er sagte nichts. Er fragte: »Wo sind die Sachen, die ich anhatte?«

»Ihre Kleidung? Ich habe sie reinigen – desinfizieren – lassen. Ich hoffe, das ist Ihnen recht, Herr …« Er schaute in ein Wandfach, das Shevek nicht entdeckt hatte, und holte ein in blassgrünes Papier eingeschlagenes Paket hervor. Er wickelte Sheveks alten Anzug aus, der sehr sauber und um einiges kleiner wirkte als zuvor, zerknüllte das Papier, aktivierte ein weiteres Fach, warf das Papier in das aufgehende Behältnis und lächelte unsicher. »Da, bitte sehr, Dr. Shevek.«

»Was wird mit dem Papier?«

»Dem Papier?«

»Dem grünen Papier.«

»Oh, das habe ich in den Müll geworfen.«

»Den Müll?«

»Abfall. Es wird verbrannt.«

»Sie verbrennen Papier?«

»Vielleicht wird es auch bloß ins All hinausgeworfen, ich weiß es nicht. Ich bin kein Weltraumarzt, Dr. Shevek. Man hat mich aufgrund meiner Erfahrung mit anderen Besuchern von fernen Welten, den Botschaftern von

Terra und Hain, mit der Ehre betraut, Sie medizinisch zu betreuen. Ich bin der Leiter der Dekontaminierungs- und Habituierungsverfahren für sämtliche Besucher von fremden Welten, die in A-Jo landen. Wobei Sie natürlich strenggenommen nicht von einer fremden Welt kommen.« Er sah Shevek schüchtern an, der nicht allem folgen konnte, was er sagte, aber doch den besorgten, zaghaften, wohlmeinenden Geist hinter den Worten spürte.

»Nein«, stimmte Shevek zu. »Ich könnte dieselbe Ahnin haben wie Sie, vor zweihundert Jahren auf Urras.« Er war dabei, seine alten Sachen anzuziehen, und als er sich das Hemd über den Kopf zog, sah er, wie der Arzt die blaugelbe »Schlafkleidung« in den »Müll«-Behälter stopfte. Shevek hielt inne, den Kragen noch über der Nase. Er zog das Hemd ganz herunter und öffnete den Behälter. Er war leer.

»Die Sachen werden verbrannt?«

»Ach, das ist ein billiger Pyjama, Standardausrüstung – einmal tragen und wegwerfen, das ist billiger als waschen.«

»Das ist billiger«, wiederholte Shevek nachdenklich. Er sagte die Worte so, wie ein Paläontologe ein Fossil anschaut – das Fossil, durch das sich eine ganze Bodenschicht datieren lässt.

»Ich fürchte, Ihr Gepäck ist bei dem Sturm aufs Schiff verlorengegangen. Hoffentlich war nichts Wichtiges dabei.«

»Ich hatte nichts mit«, sagte Shevek. Obwohl sein Anzug fast weiß gebleicht und ein wenig eingelaufen war, passte er noch, und der vertraute, grobe Holumfaserstoff lag angenehm auf seiner Haut. Er fühlte sich wieder wie er selbst. Er setzte sich aufs Bett und blickte den Arzt an. »Sehen Sie«, sagte er, »ich weiß, dass Sie sich Sachen nicht nehmen, so wie wir es tun. In Ihrer Welt, auf Urras, muss man Dinge kaufen. Ich komme in Ihre Welt, ich habe kein Geld, ich kann nichts kaufen, deswegen müsste ich etwas

dabeihaben. Aber wie viel kann ich mitbringen? Kleidung, ja, ich könnte zwei Anzüge mitbringen. Aber Nahrung? Wie kann ich genug Nahrung mitbringen? Ich kann sie nicht mitbringen, ich kann sie nicht kaufen. Wenn ich am Leben bleiben soll, müssen Sie mir etwas geben. Ich bin Anarrase, ich zwinge die Urrasier, sich wie Anarrasen zu verhalten: zu geben statt zu verkaufen. Wenn Sie mögen. Natürlich ist es nicht nötig, mich am Leben zu erhalten! Ich bin der Bettelmann, verstehen Sie.«

»O nein, keineswegs, Herr, nein, nein. Sie sind ein hochverehrter Gast. Bitte beurteilen Sie uns nicht nach der Besatzung dieses Raumschiffs, das sind ganz ungebildete, ignorante Männer – Sie ahnen nicht, was für einen Empfang man Ihnen auf Urras bereiten wird. Schließlich sind Sie ein weltberühmter, ein in der ganzen Galaxis berühmter Wissenschaftler! Und unser erster Gast vom Anarres! Ich versichere Ihnen, es wird alles vollkommen anders werden, wenn wir auf dem Feld in Peier landen.«

»Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel«, sagte Shevek.

Normalerweise dauerte es viereinhalb Tage, die Strecke zwischen Urras und seinem Mond zurückzulegen, doch diesmal wurde die Rückreise um fünf Tage Habituierungszeit für den Passagier verlängert. Shevek und Dr. Kimoe verbrachten sie mit Impfungen und Gesprächen. Der Kapitän der *Respekt* verbrachte sie damit, das Schiff auf der Umlaufbahn um Urras zu halten und zu fluchen. Wenn es sich nicht vermeiden ließ, mit Shevek zu sprechen, war er unsicher und respektlos. Der Arzt mit seiner stetigen Bereitschaft, alles zu erklären, hatte eine Analyse parat: »Er ist es gewohnt, auf alle Außerweltler herabzusehen, als nicht ganz vollwertige Menschen.«

»Die Erschaffung von Pseudogattungen, hat Odo das genannt. Ja. Ich hätte erwartet, dass man auf Urras vielleicht nicht mehr so denken würde, wo Sie dort so viele Sprachen und Nationen haben und sogar Besucher aus anderen Sonnensystemen.«

»Nur ganz wenige, weil interstellare Reisen so kostspielig und langwierig sind. Vielleicht wird das nicht immer so sein«, sagte Dr. Kimoe, offenbar mit der Absicht, Shevek zu schmeicheln oder ihn aus der Reserve zu locken, was Shevek jedoch ignorierte.

»Der Zweite Offizier«, sagte er, »scheint vor mir Angst zu haben.«

»Ach, bei ihm ist das religiöse Borniertheit. Er ist ein strenggläubiger Epiphanier. Betet jeden Abend die Primen. Ein ganz Vernagelter.«

»Und deswegen bin ich für ihn – was?«

»Ein gefährlicher Atheist.«

»Ein Atheist! Weshalb?«

»Nun ja, weil Sie Odonier sind, vom Anarres. Auf Anarres gibt es keine Religion.«

»Keine Religion? Sind wir aus Stein auf Anarres?«

»Ich meine damit, keine offizielle Religion – mit Kirchen, Glaubensrichtungen …« Kimoe wurde schnell nervös. Er besaß die forsche Selbstsicherheit eines Arztes, doch Shevek warf ihn ständig aus der Bahn. Nach zwei, drei Fragen von ihm gerieten all seine Erklärungen ins Schwimmen. Beiden Männern galten einige Verhältnisse als selbstverständlich, die der jeweils andere nicht einmal wahrzunehmen vermochte. Dieses seltsame Problem von oben und unten etwa. Shevek wusste, dass Überlegenheit, relative Höhe, für die Urrasier von großer Bedeutung war; in ihren Schriften benutzten sie häufig das Wort »höher« gleichbedeutend mit »besser«, wo ein Anarrese »zentraler« wählen würde.

Aber was hatte »höher« mit der Beziehung zu Fremden zu tun? Das war ein Rätsel unter hunderten.

»Aha«, sagte Shevek jetzt, da sich mal wieder ein Rätsel klärte. »Für Sie gibt es keine Religion außerhalb der Kirchen, ebenso wie es für Sie keine Moral jenseits der Gesetze gibt. Wissen Sie, das hatte ich in all den urrasischen Büchern, die ich gelesen habe, nie verstanden.«

»Nun, heutzutage würde jeder aufgeklärte Mensch eingestehen …«

»Es sind die Wörter, die es erschweren«, sagte Shevek, seiner Erkenntnis weiter nachgehend. »Auf Pravic ist das Wort Religion selten. Nein, wie sagen Sie – rar. Es wird nicht häufig verwendet. Wobei es natürlich für eine der Kategorien steht: den Vierten Modus. Nur wenige Menschen lernen es, alle Modi zu praktizieren. Aber die Modi sind aus den natürlichen Geistesanlagen hergeleitet. Sie können doch nicht im Ernst meinen, dass wir nicht über eine Anlage zur Religion verfügten? Dass wir physikalisch denken könnten, aber von der tiefsten Verbindung, die der Mensch mit dem Kosmos hat, abgeschnitten wären?«

»O nein, keineswegs …«

»Das würde uns in der Tat zu einer Pseudogattung machen!«

»Gebildete Männer würden das gewiss verstehen. Diese Offiziere sind ungebildet.«

»Aber heißt das, nur Bornierte dürfen in den Kosmos hinaus?«

So verliefen all ihre Gespräche, erschöpfend für den Arzt und unbefriedigend für Shevek, aber dennoch äußerst interessant für beide. Für Shevek waren sie die einzige Möglichkeit, die neue Welt, die ihn erwartete, zu erkunden. Das Schiff und Kimoes Denkweise waren sein Mikrokosmos. Es gab keine Bücher an Bord der *Respekt*, die Offiziere mieden Shevek, und die Besatzung wurde strikt von ihm ferngehalten. Und obwohl der Arzt intelligent und ganz gewiss guten Willens war, herrschte in seinem Kopf ein

Mischmasch geistiger Konstrukte, der noch verwirrender war als die vielen Geräte, Instrumente und Annehmlichkeiten, mit denen das Schiff ausgestattet war. Letztere fand Shevek unterhaltsam; alles war so großzügig, stilvoll und raffiniert; doch die Möblierung von Kimoes Intellekt behagte ihm weniger. Kimoes Gedankengänge schienen sich niemals geradeaus bewegen zu können; sie mussten *dies* umgehen und *jenes* meiden und endeten schließlich abrupt vor einer Wand. Sein gesamtes Denken war von Mauern umstellt, und er schien sie überhaupt nicht zu bemerken, obwohl er sich ständig hinter ihnen versteckte. Dass sie durchbrochen wurden, erlebte Shevek während ihrer tagelangen Gespräche zwischen den Welten nur ein einziges Mal.

Er hatte gefragt, warum es an Bord des Schiffes keine Frauen gebe, und Kimoe hatte erklärt, ein Raumfrachter sei für Frauen kein geeigneter Arbeitsplatz. Dank seiner Geschichtsstudien und seiner Kenntnis von Odos Schriften vermochte Shevek, diese unsinnige Antwort einzuordnen, und sagte nichts weiter. Doch der Arzt stellte eine Gegenfrage, eine Frage über Anarres. »Ist es wahr, Dr. Shevek, dass Frauen in Ihrer Gesellschaft ganz genauso behandelt werden wie Männer?«

»Das wäre eine Vergeudung guter Anlagen«, sagte Shevek mit einem Lachen, gefolgt von einem zweiten, als ihm die ganze Albernheit dieser Vorstellung aufging.

Der Arzt zögerte, offenbar weil eines der Hindernisse in seinem Kopf nur mit Mühe zu umgehen war, dann wurde er verlegen und sagte: »O nein, das war nicht sexuell gemeint – offensichtlich haben Sie – nein … das, worauf ich hinauswollte, war die Frage ihres gesellschaftlichen Status.«

»Status ist dasselbe wie Klasse?«

Kimoe bemühte sich, das Wort Status zu erklären, scheiterte und kehrte zu seinem ursprünglichen Thema zurück. »Gibt es wirklich keinen

Unterschied zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit?«

»Nein, das wäre eine sehr schematische Basis für die Aufteilung von Arbeit, meinen Sie nicht? Ein Mensch wählt seine Arbeit nach Interesse, Begabung, Kraft – was hat das Geschlecht damit zu tun?«

»Männer sind stärker«, stellte der Arzt mit professioneller Autorität fest.

»Ja, oft, und auch größer, aber was hat das zu sagen, wenn wir Maschinen haben? Und selbst wenn wir keine Maschinen haben, wenn wir mit der Schaufel graben oder Lasten auf dem Rücken tragen müssen, arbeiten die Männer – die großen – vielleicht schneller, aber die Frauen arbeiten länger … Ich habe mir oft gewünscht, so zäh zu sein wie eine Frau.«

Kimoe starrte ihn an, zu bestürzt, um die Form zu wahren. »Aber der Verlust alles … alles Femininen, alles Zarten … und der Verlust maskuliner Selbstachtung … Sie wollen doch gewiss nicht behaupten, dass Frauen Ihnen auf Ihrem Arbeitsfeld ebenbürtig wären? In der Physik, in der Mathematik, in allem, was den Intellekt betrifft? Sie wollen doch nicht behaupten, dass Sie sich unablässig auf ihr Niveau hinabbegeben?«

Shevek saß in dem bequemen, gepolsterten Sessel und schaute sich im Offizierssalon um. Auf dem Sichtschirm hing das leuchtende Halbrund von Urras still vor dem schwarzen All wie ein blaugrüner Opal. An diesen wunderschönen Anblick und den Salon hatte sich Shevek während der letzten Tage gewöhnt, doch nun erschienen ihm die bunten Farben, die geschwungenen Sessel, die versteckte Beleuchtung, die Spieltische und Televisionsschirme, der weiche Teppichboden auf einmal alle wieder genauso fremd wie beim ersten Mal, als er sie gesehen hatte.

»Ich glaube nicht, dass ich dazu neige, einfach etwas zu behaupten, Kimoe«, sagte er.

»Selbstverständlich habe ich schon hochintelligente Frauen gekannt, Frauen, die genauso denken konnten wie ein Mann«, sagte der Arzt hastig und merkte, dass er dabei fast schrie – dass er, wie Shevek es empfand, mit den Händen gegen die verschlossene Tür trommelte und schrie …

Shevek wechselte das Thema, aber er grübelte weiter über die Sache nach. Diese Frage von Über- und Unterlegenheit spielte im gesellschaftlichen Leben der Urrasier offenbar eine ganz zentrale Rolle. Wenn Kimoe, um sich selbst zu achten, die Hälfte der Menschheit als unterlegen betrachten musste, wie schafften es dann die Frauen, sich selbst zu achten – waren in ihren Augen die Männer unterlegen? Und wie wirkte sich das alles auf ihr Sexualleben aus? Aus Odos Schriften war ihm bekannt, dass vor 200 Jahren die beiden wesentlichen urrasischen Sexualinstitutionen die »Ehe«, eine durch gesetzliche und ökonomische Sanktionen legitimierte Zwangspartnerschaft, und die »Prostitution« gewesen waren, wobei ihm Letztere lediglich ein diffuserer Begriff für Kopulation im Modus der Ökonomie zu sein schien. Odo hatte beides verurteilt, und doch war auch Odo »verheiratet« gewesen. Außerdem mochten sich die Institutionen im Lauf von 200 Jahren stark verändert haben. Wenn er auf Urras und unter Urrasiern leben wollte, sollte er versuchen, mehr darüber zu erfahren.

Wie seltsam, dass sogar der Sex, seit so langen Jahren ein Quell von so viel Trost, Lust und Freude, über Nacht zu einem unbekannten Terrain werden konnte, auf dem er sich vorsichtig bewegen und seiner Unwissenheit gewahr sein musste; aber genau so war es. Das sagte ihm nicht nur Kimoes merkwürdiger Ausbruch von Spott und Zorn, sondern auch ein früherer, nebulöser Eindruck, der ihm aufgrund dieses Vorfalls deutlich wurde. Während seiner ersten Zeit an Bord des Schiffes, in jenen langen, von Fieber und Verzweiflung geprägten Stunden, hatte ihn eine

äußerst schlichte Empfindung mal wohlig abgelenkt, mal verunsichert: die Weichheit des Bettes. Das Bett war bloß eine Koje, aber die Matratze fügte sich seinem Gewicht mit zärtlicher Schmiegsamkeit. Sie fügte sich ihm, fügte sich so aufdringlich, dass er sich dessen noch beim Einschlafen stets bewusst war. Die dadurch ausgelöste Irritation wie auch das Wohlgefühl waren eindeutig erotischer Natur. Und dann gab es noch das Heißluft-Abtrocknungsgerät: mit absolut ähnlicher Wirkung. Einem Kribbeln. Auch die Formen der Möbel im Offizierssalon, die glatten, künstlich geschwungenen Linien, die dem widerspenstigen Holz und harten Stahl aufgezwungen waren, die blanken, empfindlichen Oberflächen und Gewebe: Hatten auch sie nicht deutlich etwas leicht Erotisches? Er kannte sich gut genug, um zu wissen, dass ein paar Tage ohne Takver, selbst bei großer Anspannung, ihn kaum so aus der Bahn werfen konnten, dass er in jeder Tischplatte eine Frau ahnte. Es sei denn, die Frau war wirklich vorhanden.

Lebten urrasische Schreiner alle im Zölibat?

Er gab auf; er würde es bald genug erfahren, auf Urras.

Unmittelbar bevor sie sich zur Landung anschnallten, kam der Arzt in seine Kabine, um den Fortgang der verschiedenen Impfungen zu kontrollieren, deren letzte, eine Immunisierung gegen die Pest, bei Shevek Übelkeit und Schwäche ausgelöst hatte. Kimoe gab ihm eine weitere Tablette. »Die wird Sie für die Landung fit machen«, sagte er. Shevek schluckte sie ungerührt. Der Arzt kramte in seinem Verbandskasten und begann plötzlich sehr schnell zu sprechen: »Dr. Shevek, ich denke, es wird mir nicht gestattet sein, Sie weiter zu betreuen, oder vielleicht doch, aber für den Fall, dass nicht, wollte ich Ihnen sagen, dass es, dass ich, dass es für mich eine besondere Ehre war. Nicht weil – sondern weil ich zu

respektieren – zu schätzen gelernt habe, dass einfach als Mensch, Ihre Güte, Ihre echte Güte …«

Weil Shevek wegen seiner Kopfschmerzen keine passendere Reaktion einfiel, reichte er Kimoe die Hand und sagte: »Dann wollen wir uns wiedersehen, Bruder!« Kimoe drückte nach urrasischer Art fahrig zu und eilte hinaus. Als er fort war, ging Shevek auf, dass er Pravic mit ihm gesprochen, ihn in einer Sprache Bruder genannt hatte, die er nicht verstand. *Ammar*.

Der Lautsprecher in der Wand stieß Befehle aus. Im Bett gefangen, hörte Shevek benebelt und unbeteiligt zu. Durch den Eintritt verdichtete sich der Nebel; Shevek verspürte wenig außer der innigen Hoffnung, sich nicht übergeben zu müssen. Ihm war nicht klar, dass sie gelandet waren, bis Kimoe erneut zu ihm hereinstürzte und ihn eilig in den Offizierssalon geleitete. Der Sichtschirm, auf dem Urras so lange wolkenverhüllt und leuchtend gehangen hatte, war leer. Der Raum war voller Menschen. Wo waren sie alle hergekommen? Überrascht und erfreut stellte er fest, dass er stehen, gehen und Hände schütteln konnte. Darauf konzentrierte er sich und ließ den Sinn vorbeiziehen. Stimmen, Lächeln, Hände, Worte, Namen. Immer wieder sein eigener Name: Dr. Shevek, Dr. Shevek … Jetzt liefen er und all die Fremden um ihn herum eine überdachte Rampe hinunter, alle Stimmen sehr laut, die Worte hallten von den Wänden wider. Dann wurde das Stimmengewirr leiser. Eine seltsame Luft berührte sein Gesicht.

Shevek blickte auf, sodass er beim Schritt von der Rampe auf den ebenen Boden stolperte und beinahe stürzte. Er dachte an den Tod, in dieser Kluft zwischen dem Ansatz zu einem Schritt und seiner Vollendung, und am Ende stand er auf einer neuen Erde.

Um ihn herum herrschte Abend, weit und grau. Fernab am anderen Ende eines nebligen Felds brannten blaue Lichter, im Dunst verschwommen. Die

Luft an seinem Gesicht und an seinen Händen, in seiner Nase, im Hals und in der Lunge war kühl, feucht, mild und von Düften gesättigt. Sie war nicht fremd. Es war die Luft der Welt, aus der sein Volk gekommen war, es war die Luft der Heimat.

Als er gestolpert war, hatte jemand seinen Arm umfasst. Lichter blitzten ihn an. Fotografen filmten die Szene für die Nachrichten: der erste Mann vom Mond, eine hochgewachsene, schmächtige Gestalt umgeben von Würdenträgern und Professoren und Sicherheitspersonal, das feine, zottelige Haupt hoch erhoben (so dass die Fotografen sämtliche Details einfangen konnten), als versuchte er über die Scheinwerfer hinweg in den Himmel zu schauen, den weiten dunstigen Himmel, der die Sterne verbarg, den Mond, alle anderen Welten. Journalisten versuchten, sich durch die Abriegelung der Polizisten zu zwängen: »Werden Sie eine Stellungnahme abgeben, Dr. Shevek, in diesem historischen Augenblick?« Sie wurden sofort zurückgedrängt. Die Männer um ihn herum trieben ihn vorwärts. Er wurde zu der wartenden Limousine geleitet, dank seiner Größe und der langen Haare und des seltsamen Ausdrucks von Leid und Wiedererkennen bis zuletzt ungemein fotogen.

Die Türme der Stadt ragten bis in den Nebel hinauf, gigantische Leitern aus verschwommenem Licht. Hoch oben fuhren Züge vorbei, helle, kreischende Striche. Die Straßen mit den dahinsausenden Autos und Trambahnen waren von massiven Mauern aus Stein und Glas gesäumt. Stein, Stahl, Glas, elektrisches Licht. Nirgends Gesichter.

»Dies ist Nio Esseia, Dr. Shevek. Aber man hat entschieden, dass es besser wäre, Sie zunächst von den städtischen Massen fernzuhalten. Wir

fahren direkt weiter zur Universität.«

In dem dunklen, weich gepolsterten Inneren des Wagens saßen außer ihm fünf Männer. Sie zeigten ihm Sehenswürdigkeiten, aber er konnte in dem Nebel nicht erkennen, welches von den großen, undeutlich vorüberhuschenden Gebäuden das Oberste Gericht und welches das Nationalmuseum, welches der Regierungspalast und welches der Senat war. Sie überquerten einen Fluss oder einen Meeresarm; hinter ihnen auf dem dunklen Wasser zitterten millionenfach die nebelverschleierten Lichter von Nio Esseia. Die Straße wurde dunkler, der Nebel dichter, der Fahrer verringerte das Tempo. Das Licht der Scheinwerfer traf auf das vor ihnen liegende Grau wie auf eine Wand, die stetig vor ihnen zurückwich. Shevek saß ein wenig vorgebeugt und schaute hinaus. Sein Blick war so ungerichtet wie seine Gedanken, doch äußerlich wirkte er reserviert und ernst, und die anderen Männer unterhielten sich leise, um sein Schweigen nicht zu stören.

Was war das für eine dichtere Dunkelheit, die sich längs der Straße endlos hinzog? Waren das Bäume? Konnte es sein, dass sie, seitdem sie die Stadt verlassen hatten, zwischen Bäumen fuhren? Ihm fiel das jotische Wort ein: »Wald«. Sie würden nicht unvermittelt in der Wüste landen. Die Bäume setzten sich fort und fort, auf dem nächsten Berghang und dem nächsten und dem nächsten; in der angenehmen Kühle des Nebels standen sie, endlos, ein Wald, der die ganze Welt bedeckte, ein stilles, strebendes Zusammenspiel lebendiger Wesen, dunkles, nächtliches Laub in Bewegung. Und während Shevek noch staunend dasaß und die Limousine das neblige Flusstal verließ und in klarere Luft gelangte, blickte ihm aus der Dunkelheit unter dem Blattwerk am Straßenrand plötzlich ein Gesicht entgegen.

Es hatte keine Ähnlichkeit mit einem menschlichen Gesicht. Es war so lang wie sein Arm und gespenstisch weiß. Aus dem, was offenbar Nüstern waren, dampften Atemstöße, und da war unverkennbar ein Auge.

Schauerlich. Ein großes, dunkles Auge. Traurig – vielleicht zynisch? – blitzte es im Scheinwerferlicht auf und verschwand.

»Was war das?«

»Ein Esel, oder?«

»Ein Tier?«

»Ja, ein Tier. Mein Gott, das stimmt ja! Sie haben keine großen Tiere auf Anarres, nicht wahr?«

»Esel sind mit Pferden verwandt«, sagte ein anderer Mann mit einer festen, älteren Stimme. »Das war ein Pferd. Esel werden nicht so groß.« Sie wollten mit ihm ins Gespräch kommen, doch Shevek hörte schon nicht mehr zu. Er dachte an Takver. Er fragte sich, was dieser tiefe, nüchterne, dunkle Blick aus dem Dunkel Takver bedeutet hätte. Sie hatte immer um die Gemeinschaft alles Lebendigen gewusst, sich an ihrer Verwandtschaft mit den Fischen in den Aquarien ihrer Labore erfreut und nach Möglichkeiten gesucht, Daseinsformen jenseits menschlicher Grenzen zu erforschen. Takver hätte den Blick aus der Dunkelheit unter den Bäumen zu erwidern gewusst.

»Vor uns liegt Jeu Eun. Dort werden Sie zahlreich erwartet, Dr. Shevek: der Präsident und einige Minister und der Kanzler natürlich, lauter hohe Tiere. Aber wenn Sie müde sind, werden wir die Höflichkeiten so rasch wie möglich hinter uns bringen.«

Die Höflichkeiten erstreckten sich über mehrere Stunden. Hinterher fehlte ihm jede klare Erinnerung daran. Er wurde aus dem kleinen dunklen Gehäuse des Autos in ein riesiges helles, ebenfalls geschlossenes Gehäuse voller Menschen geleitet – Hunderte von Menschen unter einer goldenen Decke, von der Kristalllüster hingen. Er wurde sämtlichen Menschen vorgestellt. Sie waren alle kleiner als er und kahl. Die wenigen anwesenden Frauen waren sogar auf dem Kopf kahl; nach einer Weile ging ihm auf, dass

sie sich offenbar die Haare vollständig abrasierten, sowohl die sehr feine, weiche, kurze Körperbehaarung seiner Rasse als auch das Haupthaar. Zum Ausgleich jedoch trugen sie fabelhafte Kleidung, wunderschön geschnitten und in herrlichen Farben; die Frauen in bodenlangen Abendroben, die Brüste entblößt, die Taillen, Hälse und Häupter mit Geschmeide und Spitze und Tüll geschmückt; die Männer in Hosen und Jacken oder Kitteln in Rot, Blau, Violett, Gold und Grün, mit geschlitzten Ärmeln, aus denen lange Rüschen quollen, oder in langen Roben, karmesinrot oder dunkelgrün oder schwarz, die am Knie aufsprangen, so dass man die weißen, mit silbernen Bändern gehaltenen Strümpfe sah. Wieder kam Shevek ein jotisches Wort in den Sinn, eines, für das er nie einen Bezug gehabt hatte, obwohl ihm der Klang gefiel: »Pracht«. Diese Menschen entfalteten Pracht. Es wurden Reden gehalten. Der Senatspräsident des Staates A-Jo, ein Mann mit eigentümlichen, kalten Augen, brachte einen Toast aus: »Auf die neue Ära der Bruderschaft zwischen den Zwillingsplaneten und auf den Herold dieser neuen Ära, unseren sehr verehrten, hochwillkommenen Gast, Dr. Shevek von Anarres!« Der Kanzler der Universität unterhielt sich charmant mit ihm, der Kanzleramtsminister sprach ernst mit ihm, er wurde Botschaftern vorgestellt, Astronauten, Physikern, Politikern, Dutzenden von Menschen, die allesamt lange Titel und Ehrenbezeichnungen führten, vor ihren Namen wie dahinter. Sie redeten mit ihm, und er antwortete, aber hinterher hatte er keinerlei Erinnerung mehr an das, was gesagt worden war, am wenigsten von ihm selbst. Sehr spät am Abend fand er sich in einer kleinen Gruppe von Männern wieder, die im warmen Regen durch einen großen Park oder über eine Art Platz liefen. Unter seinen Füßen spürte er das Federn lebender Grashalme; er kannte es von Spaziergängen im Dreieckspark von Abbenay. Die lebhafte Erinnerung und die kühle, ganzkörperliche Berührung durch den Nachtwind machten ihn wach. Seine Seele kam aus dem Versteck.

Seine Begleiter führten ihn in ein Gebäude und ein Zimmer, das, wie sie ihm erklärten, »seines« sei.

Es war groß, etwa zehn Meter lang und offenbar ein Gemeinschaftsraum, da es weder Unterteilungen noch Schlafpodeste enthielt; die drei noch anwesenden Männer mussten seine Zimmergenossen sein. Es war ein sehr schöner Gemeinschaftsraum, dessen eine Wand aus einer Reihe von Fenstern bestand, jeweils abgesetzt durch eine schlanke Säule, die sich baumähnlich erhob und oben einen Doppelbogen bildete. Der Fußboden war mit karmesinrotem Teppich ausgelegt, und am Ende des Raums brannte in einer offenen Herdstelle ein Feuer. Shevek ging durch den Raum und stellte sich vor die Flammen. Er hatte noch nie erlebt, dass man Holz zum Heizen verbrannte, aber ihn wunderte nichts mehr. Er streckte die Hände der angenehmen Wärme entgegen und nahm auf einem Sitz aus blankem Marmor an der Feuerstelle Platz.

Der jüngste von den Männern, die mit ihm gekommen waren, setzte sich auf der anderen Seite der Feuerstelle zu ihm. Die anderen beiden unterhielten sich noch. Sie redeten über Physik, aber Shevek gab sich keine Mühe, ihrem Gespräch zu folgen. Der junge Mann sprach leise. »Ich frage mich, wie Sie sich wohl fühlen mögen, Dr. Shevek.«

Shevek streckte die Beine und beugte sich vor, um die Wärme des Feuers im Gesicht zu spüren. »Ich fühle mich schwer.«

»Schwer?«

»Vielleicht durch die Schwerkraft. Oder ich bin müde.«

Er sah sein Gegenüber an, doch im Schein der Flammen war das Gesicht nicht klar zu erkennen, sondern nur das Funkeln einer goldenen Kette und das tiefe Edelsteinrot seiner Robe.

»Ich kenne Ihren Namen nicht.«

»Saio Pae.«

»Ah, Pae, ja, ich kenne Ihre Artikel über Paradoxie.«

Er sprach langsam, versonnen.

»Es gibt hier bestimmt eine Bar. Professorenzimmer haben immer einen Getränkeschrank. Möchten Sie etwas trinken?«

»Wasser, ja.«

Der junge Mann kehrte mit einem Glas Wasser zurück, und die anderen beiden gesellten sich an der Feuerstelle zu ihnen. Shevek trank das Wasser mit großem Durst aus und betrachtete hinterher das Glas in seiner Hand, ein zerbrechliches, elegant geformtes Stück, dass den Feuerschein in seinem Goldrand spiegelte. Um sich spürte er die drei Männer, die Haltung, in der sie in seiner Nähe standen und saßen, beschützend, ehrerbietig, besitzergreifend.

Er blickte zu ihnen auf, in ein Gesicht nach dem anderen. Alle sahen ihn erwartungsvoll an. »Nun, da haben Sie mich«, sagte er. Und lächelte. »Da haben Sie Ihren Anarchisten. Was werden Sie mit ihm anstellen?«

Zwei
Anarres

Vor einem quadratischen Fenster in einer weißen Wand steht der klare, unbedeckte Himmel. In der Mitte des Himmels steht die Sonne.

Elf Kleinkinder sind in dem Zimmer, die meisten zu zweit oder dritt in großen, gepolsterten Schlaf-Laufställen, wo sie sich zappelnd und plappernd zur Mittagsruhe betten. Die beiden Ältesten laufen noch frei herum. Ein draller, tatenlustiger Junge nimmt eine Stecktafel auseinander, und ein magerer, knochiger sitzt in dem Feld aus gelbem Licht unter dem Fenster und starrt ernst und dumpf in die Sonne.

Im Vorraum berät sich die Hausmutter, eine einäugige, bereits ergraute Frau, mit einem hochgewachsenen, traurig aussehenden Mann um die dreißig. »Die Mutter ist nach Abbenay versetzt worden«, sagt er. »Sie will, dass er hierbleibt.«

»Sollen wir ihn also ganz in die Krippe aufnehmen, Palat?«

»Ja. Ich werde wieder in ein Schlafhaus ziehen.«

»Mach dir keine Sorgen, er kennt uns hier alle! Aber wird die ArTei dich nicht bald hinter Rulag herschicken? Wo ihr doch Partner seid, und beide Ingenieure?«

»Das schon, aber sie ist … Das Zentralinstitut für Ingenieurwesen hat sie angefordert. So gut bin ich nicht. Auf Rulag warten große Aufgaben.«

Die Hausmutter nickte und seufzte. »Trotzdem …!«, sagte sie energisch und beließ es dabei.

Der Vater betrachtete den knochigen Jungen, der so auf das Licht konzentriert war, dass er ihn noch gar nicht im Vorraum bemerkt hatte. Nun lief der kleine Dicke schnell, aber weil er eine nasse, schwere Windel trug, seltsam breitbeinig zu dem Knochigen hinüber. Er hatte sich aus Langeweile oder Geselligkeit auf den Weg gemacht, doch als er in das sonnenbeschienene Viereck trat, entdeckte er, dass es dort warm war. Mit einem Plumps ließ er sich neben dem Knochigen fallen und drängte ihn in den Schatten.

Die selbstvergessene Hingabe des Knochigen wich finsterem Zorn. Er stieß den Dicken von sich und schrie: »Geh weg!«

Sofort war die Hausmutter zur Stelle. Sie richtete den Dicken auf. »Shev, du darfst nicht schubsen.«

Der kleine, knochige Junge stand auf. In seinem Gesicht blitzten Sonnenlicht und Zorn. Seine Windel rutschte gefährlich. »Mein!«, rief er mit schriller Stimme. »Mein Sonne!«

»Das ist nicht deine Sonne«, sagte die einäugige Frau mit der Milde absoluter Überzeugung. »Dir gehört überhaupt nichts. Alles ist zum Gebrauchen da. Zum Teilen mit anderen. Wenn du nicht teilen willst, kannst du es nicht benutzen.« Und sie nahm das magere Kind sanft, aber unnachsichtig hoch und setzte es außerhalb des sonnigen Vierecks ab.

Das dicke Kind sah unbeteiligt zu. Das Knochige zitterte am ganzen Leib, schrie: »Mein Sonne!«, und fing vor Wut an zu weinen.

Der Vater nahm es auf den Arm. »Na, na, Shev«, sagte er. »Nun komm, du weißt doch, dass man Sachen nicht haben kann. Was ist los mit dir?« Seine Stimme war leise und zittrig, als wäre auch er den Tränen nahe. Das lange, dürre, leichte Kind in seinen Armen schluchzte leidenschaftlich.

»Manche haben es einfach schwer«, sagte die einäugige Frau mitfühlend.

»Ich nehme ihn jetzt mit zu einem Besuch im Zimmer. Die Mutter reist heute Abend ab.«

»Nur zu. Ich hoffe, du bekommst bald was in ihrer Nähe«, sagte die Hausmutter mit bekümmertem Gesicht und hievte sich den Dicken auf die Hüfte wie einen Getreidesack. Ihr gutes Auge blinzelte. »Tschüs, Shev, kleines Herz. Morgen, hörst du, morgen spielen wir Laster und Fahrer.«

Der Junge hatte ihr noch nicht verziehen. Er umklammerte schluchzend den Hals des Vaters und verbarg sein Gesicht in der Dunkelheit der verlorenen Sonne.

Da das Orchester des Lernzentrums an diesem Vormittag alle Bänke für die Probe brauchte und in der Aula die Tanzgruppe umherhüpfte, hatten sich die zu Sprechen-und-Zuhören eingeteilten Kinder auf dem Schaumsteinboden der Werkstatt in einen Kreis gesetzt. Der erste Freiwillige, ein schlaksiger Achtjähriger mit großen Händen und Füßen, stand auf. Er hielt sich, wie alle gesunden Kinder, sehr gerade. Sein mit leichtem Flaum bedecktes Gesicht war blass, aber verfärbte sich rot, während er darauf wartete, dass die anderen Kinder zuhörten. »Na los, Shevek«, sagte der Gruppenleiter.

»Also, ich hatte eine Idee.«

»Lauter«, sagte der Leiter, ein kräftig gebauter Mann Anfang zwanzig.

Der Junge lächelte verlegen. »Also, ich habe mir gedacht, angenommen, du wirfst einen Stein. Zum Beispiel auf einen Baum. Du wirfst ihn, und der Stein fliegt durch die Luft und trifft den Baum. Stimmt’s? Aber das kann nicht sein. Weil – kann ich die Schiefertafel benutzen? Seht ihr, hier ist der, der den Stein wirft, und hier ist der Baum.« Er kritzelte etwas auf die Tafel.

»Das soll der Baum sein, und das hier ist der Stein, auf halber Strecke dazwischen.« Die Kinder kicherten über den Holumbaum, den er malte. »Um von dir bis zum Baum zu kommen, muss der Stein die halbe Strecke zwischen dir und dem Baum zurücklegen, stimmt's? Und dann wieder die halbe Strecke zwischen dem Punkt auf der Hälfte und dem Baum. Und dann wieder die halbe Strecke zwischen diesem Punkt und dem Baum. Ganz gleich, wie weit er geflogen ist, gibt es immer einen Punkt, einen Zeitpunkt eigentlich, der auf halber Strecke zwischen dem letzten Punkt und dem Baum liegt …«

»Findet ihr das interessant?«, fragte der Leiter die anderen Kinder.

»*Warum* kommt er nie bis zum Baum?«, fragte ein zehnjähriges Mädchen.

»Weil er immer erst die Hälfte der Strecke zurücklegen muss, die noch übrig ist«, sagte Shevek. »Und weil immer noch eine halbe Strecke übrig ist – verstehst du?«

»Sollen wir einfach sagen, du hast mit dem Stein schlecht gezielt?«, fragte der Leiter mit einem verkniffenen Lächeln.

»Es ist egal, wie man zielt. Er *kann den Baum nicht erreichen*.«

»Von wem hast du diese Idee?«

»Von niemandem. Sie ist mir irgendwie in den Kopf gekommen. Ich sehe es vor mir, wie der Stein –«

»Das reicht.«

Einige der anderen Kinder hatten geschwatzt, doch nun verstummten alle wie auf einen Schlag. Der kleine Junge mit der Tafel war von Stille umgeben. Er wirkte verschüchtert und runzelte die Stirn.

»Sprechen ist teilen – eine kooperative Fähigkeit. Du teilst nicht, sondern egoisierst.«

Die dünnen, kraftvollen Klänge des Orchesters schwebten durch den Gang.

»Du bist nicht von allein auf die Idee gekommen, es war nicht spontan. Ich habe etwas ganz Ähnliches in einem Buch gelesen.«

Shevek starrte den Leiter an. »Was für ein Buch? Gibt es eins hier?«

Der Leiter stand auf. Er war ungefähr doppelt so groß und dreimal so schwer wie sein Gegenüber. Seinem Gesicht war zwar anzusehen, dass er den Jungen ganz und gar nicht leiden konnte, aber seine Haltung verriet keinerlei Bereitschaft zu physischer Gewalt, sondern lediglich den Willen, Autorität zu zeigen, die allerdings zugleich durch seine gereizte Reaktion auf die seltsame Frage des Kindes geschwächt wurde. »Nein! Und hör auf zu egoisieren!« Nach diesem Ausbruch verfiel er wieder in seinen pedantischen Singsang: »Dieses Verhalten ist das genaue Gegenteil von dem, was wir in einer Sprechen-und-Zuhören Gruppe erreichen wollen. Sprechen ist etwas Wechselseitiges. Weil Shevek das anders als die meisten von euch noch nicht versteht, ist er ein Störfaktor in der Gruppe. Das spürst du selbst, nicht wahr, Shevek? Ich möchte vorschlagen, dass du dir eine andere suchst, die auf deiner Stufe tätig ist.«

Niemand sonst sagte etwas. Die Stille und die laute, hohl klingende Musik dauerten fort, während der Junge seine Tafel abgab und sich aus dem Kreis entfernte. Er ging in den Flur hinaus und blieb dort stehen. In der Gruppe, die er verlassen hatte, begannen die Kinder unter Anleitung des Lehrers gemeinschaftlich eine Geschichte zu erzählen, immer hübsch der Reihe nach. Shevek lauschte den gedämpften Stimmen und seinem Herzen, das noch immer raste. In seinen Ohren hörte er einen Ton, keinen, der vom Orchester kam, sondern jenen, der entstand, wenn man versuchte, nicht zu weinen; diesen sirrenden Ton hatte er bereits mehrmals vernommen. Weil er ihn nicht mochte und nicht an den Stein und den Baum denken wollte,

wandte er seine Gedanken dem Quadrat zu. Es war aus Zahlen aufgebaut, und Zahlen waren immer kühl und verlässlich; wenn er etwas verpatzt hatte, konnte er sich an sie halten, denn sie waren ohne Fehler. Das Quadrat hatte er vor einiger Zeit im Geist vor sich gesehen: es bestand aus den ersten neun ganzen Zahlen, mit der Fünf in der Mitte. Wenn man die Reihen addierte, ergaben alle dasselbe Ergebnis, so dass alle Ungleichheiten ausgeglichen wurden; das hatte etwas Befriedigendes. Wie schön wäre es, eine Gruppe zu bilden, die Lust hatte, sich über solche Dinge zu unterhalten; aber die paar älteren Jungen und Mädchen, denen so etwas gefiel, waren zu sehr mit anderem beschäftigt. Was war das für ein Buch, von dem der Leiter gesprochen hatte? Ein Buch voller Zahlen? Konnte man daraus lernen, wie der Stein den Baum erreichte? Es war dumm von ihm gewesen, den Witz über den Stein und den Baum zu erzählen; außer ihm verstand offenbar keiner die Pointe, der Leiter hatte recht. Und Shevek hatte Kopfschmerzen. Er schaute nach innen, auf die ruhigen Zahlenmuster.

Ein Buch, das ausschließlich aus Zahlen bestand, wäre wahr. Und gerecht. Nichts, was mit Worten gesagt wurde, ging je ganz glatt auf. Durch Worte wurden die Dinge verdreht und vermengt, anstatt sich ordentlich aneinanderzureihen und zusammenzufügen. Unterhalb der Worte jedoch, im Zentrum, ging alles glatt auf wie in dem Quadrat. Alles konnte sich verändern, ohne dass etwas verlorenging. An den Zahlen ließ sich das sehen: die Balance, das Muster. Man sah die Fundamente der Welt. Und sie waren stabil.

Shevek hatte gelernt zu warten. Er konnte das gut, war sozusagen ein Experte. Seine erste Übung – schon vor so langer Zeit, dass er sich daran nicht mehr erinnerte – war das Warten auf die Rückkehr seiner Mutter Rulag gewesen; und beim Warten darauf, bis er an der Reihe war, bis er teilen durfte, bis er eine Zuteilung bekam, hatte er es zur Perfektion

gebracht. Mit seinen acht Jahren fragte er Warum und Wieso und Was-wäre-wenn, aber nur ganz selten Wann.

Im Augenblick wartete er darauf, dass sein Vater ihn zu einem Dom-Besuch abholte. Das war ein langes Warten: sechs Dekaden. Palat hatte einen befristeten Wartungsposten im Wasserrückgewinnungswerk von Paukenberg angenommen und wollte hinterher für eine Dekade an den Strand von Malennin, um zu schwimmen und sich zu erholen und mit einer Frau, die Pipar hieß, zu kopulieren. Das alles hatte er seinem Sohn erklärt. Shevek vertraute ihm, und er hatte das Vertrauen verdient. Als die sechzig Tage um waren, kam er in das Kinderschlafhaus von Weites Land, ein hochgewachsener, hagerer Mann, dessen Gesicht noch trauriger geworden war als zuvor. Kopulieren war nicht das, was er wirklich wollte. Er wollte Rulag. Als er den Jungen sah, lächelte er, und seine Stirn verzog sich vor Schmerz.

Sie genossen es, zusammen zu sein.

»Palat, hast du schon mal ein Buch gesehen, in dem nur Zahlen stehen?«

»Was für welche, mathematische?«

»Ich glaube, ja.«

»Wie in diesem hier?«

Palat holte ein Buch aus der Tasche seines warmen Kittels. Ein kleines Buch, für das Tragen in einer Tasche gedacht und wie die meisten Bücher grün gebunden, mit dem Kreis des Lebens als Prägung auf dem Einband. Es war dicht bedruckt, mit kleinen Ziffern und schmalen Rändern, weil Papier ein Material war, zu dessen Herstellung man eine Menge Holumbäume und viel menschliche Arbeitszeit brauchte, wie der Vorratsverwalter im Lernzentrum immer mahnte, wenn man ein Blatt verpfuschte und sich ein neues holen ging. Palat hielt Shevek das aufgeschlagene Buch hin. Die Doppelseite war mit einer Reihe von Zahlenkolonnen gefüllt. Da waren sie,

ganz so, wie er es sich vorgestellt hatte. Er hielt die Verheißung ewiger Gerechtigkeit in Händen. Logarithmentafel zur Basis 10 und 12 stand über dem Kreis des Lebens auf dem Umschlag.

Der kleine Junge betrachtete eingehend die erste Seite. »Wozu sind sie gut?«, fragte er, denn offensichtlich wurden diese Muster nicht nur der Schönheit wegen präsentiert. Und neben ihm auf einer harten Couch in dem kalten, schlecht beleuchteten Gemeinschaftsraum des Domizils machte sich der Ingenieur daran, ihm die Logarithmen zu erklären. Am anderen Ende des Raumes lachten zwei alte Männer laut beim Kartenspiel. Ein junges Paar kam herein und fragte, ob das Einzelzimmer für den Abend frei sei, und machte sich dorthin auf. Ein Regenschauer trommelte auf das Metalldach des eingeschossigen Domizils und war gleich wieder vorbei. Es regnete niemals lange. Palat nahm seinen Rechenschieber und zeigte Shevek, wie man damit arbeitete; dann zeigte ihm Shevek das Quadrat und erläuterte das Prinzip für die Anordnung der Zahlen. Es war schon sehr spät, als ihnen aufging, dass es ja spät wurde. Sie rannten durch die herrlich frische, regennasse Dunkelheit zum Schlafhaus der Kinder, wo die Nachtwächterin sie halb ernst zur Pünktlichkeit ermahnte. Die beiden schüttelten sich vor Lachen, gaben sich rasch einen Kuss, und dann lief Shevek in den großen Schlafsaal und dort an das Fenster mit dem Blick auf die einzige Straße von Weites Land und auf seinen Vater, der durch die nasse, gewittrige Nacht zum Dom zurückkehrte.

Der Junge ging schmutzig, wie er war, ins Bett und träumte. Im Traum befand er sich auf einer Straße durch eine Ödnis. Weit vor ihm verlief quer über die Straße ein Strich. Als er näher kam, erkannte er, dass es eine Mauer war. Sie führte von einem Horizont zum anderen über das öde Land. Sie war fest, dunkel und sehr hoch. Die Straße führte bis an sie heran und war zu Ende.

Er musste weiter, aber es ging nicht. Die Mauer hielt ihn auf. Ihn packten Zorn und eine quälende Angst. Wenn er nicht weiterging, würde er nie wieder heimkönnen. Aber die Mauer stand im Weg. Es war unmöglich.

Er schlug mit den Händen auf die glatte Oberfläche ein und schrie. Seine Stimme krächzte und brachte keine Worte hervor. Als er vor Schreck über ihren Klang den Kopf einzog, sagte eine andere Stimme: »Sieh her.« Es war die Stimme seines Vaters. Er meinte auch Rulags Anwesenheit zu spüren, seine Mutter, obwohl er sie nicht sehen konnte (er besaß keine Erinnerung an ihr Gesicht). Sie und Palat hockten offenbar auf allen vieren in der Finsternis am Fuß der Mauer, und sie waren viel größer als Menschen und ganz anders geformt. Sie deuteten, zeigten auf etwas, das unten auf dem Boden war, auf der sauren Erde, in der nichts wuchs. Dort lag ein Stein. Er war so dunkel wie die Mauer, doch darauf, oder darin, stand eine Zahl; er hielt sie zunächst für eine 5, dann eine 1, bis ihm schließlich aufging, was es war: die Urzahl, Einheit und Vielheit zugleich. Eine liebe, vertraute Stimme sagte: »Das ist der Grundstein«, und in Shevek wallte Freude auf. Im Schatten gab es keine Mauer, und er wusste, dass er heimgekehrt – dass er zu Hause war.

An die Einzelheiten des Traums konnte er sich später nicht mehr erinnern, doch den alles durchdringenden Strahl der Freude vergaß er nie. Er hatte noch nie etwas Ähnliches erlebt; so gewiss war der Eindruck von Beständigkeit – einem Blick gleich, der ein stetig brennendes Licht streift –, dass sie ihm nie unwirklich erschien, obwohl er sie nur aus dem Traum kannte. Doch aller Verlässlichkeit zum Trotz ließ sie sich weder durch Sehnen noch Willensakte herbeiführen. Im Wachzustand blieb ihm nur die Erinnerung. Wenn er von der Mauer träumte, wie es noch manchmal geschah, blieben die Träume düster und ohne gutes Ende.

Auf das Wort »Gefängnis« waren sie in einigen Kapiteln aus dem *Leben Odos* gestoßen, das von allen gelesen wurde, die Geschichte als Arbeitsfach gewählt hatten. Das Buch enthielt eine ganze Reihe von unverständlichen Begriffen, und in Weites Land kannte sich niemand in Geschichte so aus, dass er sie hätte erläutern können; doch als sie zu Odos Jahren in der Festung von Drio gelangten, erklärte sich der Begriff »Gefängnis« quasi von selbst. Und als ein Umlauflehrer in die Stadt kam, ging er mit dem Widerwillen eines anständigen Erwachsenen, der sich gezwungen sieht, Kindern etwas Obszönes zu erklären, auf das Thema ein. Ja, sagte er, ein Gefängnis sei ein Bau, in den ein Staat Menschen stecke, die gegen seine Gesetze verstießen. Aber warum verließen sie den Bau nicht einfach wieder? Das sei nicht möglich, die Türen seien verriegelt. Verriegelt? Wie die Türen in einem fahrenden Laster, damit man nicht rausfällt, du Trottel! Aber was *machten* sie, wenn sie die ganze Zeit in einem Zimmer saßen? Nichts. Es gab nichts zu tun. Ihr habt doch Bilder von Odo in der Gefängniszelle in Drio gesehen, oder? Inbild trutziger Duldsamkeit, gebeugtes graues Haupt, geballte Fäuste, unbewegt im langen Abendschatten. Manchmal wurden Gefangene zu Arbeit verurteilt. Verurteilt. Nun, das heißt, dass ein Richter, ein Mensch, der gesetzlich dazu befugt war, ihnen körperliche Arbeit verordnete. Verordnete? Und wenn sie die Arbeit nicht wollten? Nun, dann wurden sie gezwungen; wenn sie nicht arbeiteten, wurden sie geschlagen. Ein Schauer durchlief die zuhörenden Kinder, Elf- und Zwölfjährige, von denen keines je geschlagen worden war oder erlebt hatte, das jemand geschlagen wurde, es sei denn aus spontaner, persönlicher Wut.

Tirin stellte die Frage, die sie alle bewegte: »Heißt das, ein einzelner Mensch wurde von mehreren geschlagen?«

»Ja.«

»Warum verhinderten die anderen es nicht?«

»Die Wachen hatten Waffen. Die Gefangenen hatten keine«, sagte der Lehrer. Er entrang sich die Worte wie einer, der gezwungen ist, das Schlimmste auszusprechen, und es kaum aushält.

Der schlichte Reiz des Verbotenen brachte Tirin, Shevek und drei andere Jungen zusammen. Mädchen waren von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen; warum, hätten sie nicht zu sagen vermocht. Tirin hatte ein ideales Gefängnis gefunden, unter dem Westflügel des Lernzentrums. Der Raum war gerade groß genug für eine sitzende oder liegende Person, eine Lücke zwischen drei Betonmauern des Fundaments und der Unterseite des darüber befindlichen Fußbodens; da das Fundament aus einer Form gegossen war, ging die Decke nahtlos in die Wände über, und die vierte Seite ließ sich mit einer dicken Schaumsteinplatte vollständig verschließen. Aber die Tür durfte sich nicht öffnen lassen. Nach einigen Versuchen stellten die Jungen fest, dass zwei Stützen, jeweils zwischen eine Querwand und die Platte geklemmt, todsicher funktionierten. Keiner konnte die Tür von innen aufbekommen.

»Was ist mit Licht?«

»Kein Licht«, sagte Tirin. Er gab sich in diesen Dingen kompetent, weil seine Phantasie ihn unmittelbar hineinversetzte. Was er an Fakten kannte, fand dabei Verwendung, doch seine Sicherheit rührte nicht vom Faktischen her. »In der Festung von Drio mussten die Gefangenen im Dunkeln sitzen. Jahrelang.«

»Aber Luft«, sagte Shevek. »Die Tür passt wie ein Vakuumverschluss. Sie muss ein Loch haben.«

»Schaumstein zu durchbohren dauert Stunden. Und wer wird schon so lange in der Kiste bleiben, dass ihm die Luft ausgeht!«

Ein Chor von Freiwilligen und Anwärtern.

Tirin sah sie spöttisch an. »Ihr seid alle verrückt. Wer will sich denn wirklich in so einen Käfig einsperren lassen? Wozu?« Das Gefängnis zu bauen war seine Idee gewesen, und das genügte ihm; er begriff nicht, dass manchen Leuten die Phantasie nicht reichte, so dass sie leibhaftig in die Zelle hinein und versuchen mussten, die unüberwindliche Tür aufzukriegen.

»Ich will sehen, wie es ist«, sagte Kadagv, ein ernster, großspuriger Zwölfjähriger mit breitem Oberkörper.

»Benutz deinen Kopf!«, höhnte Tirin, aber die anderen stellten sich hinter Kadagv. Shevek holte einen Bohrer aus der Werkstatt, und sie bohrten auf Nasenhöhe ein zwei Zentimeter großes Loch in die »Tür«. Wie von Tirin vorhergesagt, dauerte es fast eine Stunde.

»Wie lange willst du drinbleiben, Kad? Eine Stunde?«

»Also«, sagte Kadagv, »wenn ich der Gefangene bin, kann ich nichts entscheiden. Ich bin nicht frei. Wann ich rausdarf, müsst ihr entscheiden.«

»Stimmt«, sagte Shevek, von dieser Logik überrumpelt.

»Du kannst nicht zu lange drinbleiben, Kad, ich will auch drankommen!«, sagte der Jüngste von ihnen, Gibesh. Der Gefangene würdigte ihn keiner Antwort. Die Tür wurde mit einem Knall vor die Öffnung gehievt, die Stützen wurden eingesetzt und von allen vier Wärtern mit Begeisterung festgehämmert. Dann drängten sie sich um das Luftloch, um ihren Gefangenen zu sehen, aber da es in der Zelle kein Licht gab außer dem, das durch das Luftloch fiel, sahen sie nichts.

»Saugt dem armen Furz nicht alle Luft raus!«

»Pustet welche rein.«

»Furzt welche rein!«

»Wie lange geben wir ihm?«

»Eine Stunde.«

»Drei Minuten.«

»Fünf Jahre!«

»Es sind noch vier Stunden bis Licht-aus. Das sollte genügen.«

»Aber ich will auch mal!«

»Na schön, wir lassen dich die Nacht durch drin.«

»Ich meinte morgen.«

Vier Stunden später entfernten sie die Stützen und ließen Kadagv frei. Er kam so unangefochten heraus, wie er hineingegangen war. Hunger habe er, und es sei gar nicht schlimm gewesen, sagte er, er habe fast die ganze Zeit geschlafen.

»Würdest du es noch mal machen?«, stachelte Tirin.

»Klar.«

»Ohne Essen?«

»Man hat die Gefangenen ernährt«, sagte Shevek. »Das ist das Komische dabei.«

Kadagv zuckte die Achseln. Seine Überheblichkeit war nicht auszuhalten.

»Los«, sagte Shevek zu den beiden Jüngsten. »Geht in der Küche nach Resten fragen und bringt auch eine Flasche oder so mit Wasser.« Zu Kadagv sagte er: »Wir geben dir einen ganzen Sack voll, damit du so lange in dem Loch bleiben kannst, wie du willst.«

»So lange, wie *ihr* wollt«, korrigierte Kadagv.

»Na dann. Rein da!« Kadagvs Selbstvertrauen reizte Tirins satirische, schauspielerische Ader. »Du bist ein Gefangener. Du gibst keine Widerrede. Verstanden? Dreh dich um. Hände auf den Kopf.«

»Wozu?«

»Willst du aufhören?«

Kadagv musterte ihn stumm.

»Du kannst nicht wozu fragen. Wenn du das tust, können wir dich schlagen, und du musst es einfach hinnehmen, und dir wird keiner helfen. Wir können dich in die Eier treten, ohne dass du uns wiedertreten kannst. Weil du *nicht frei* bist. Also, bleibst du dabei oder nicht?«

»Klar doch. Schlag mich.«

Tirin, Shevek und der Gefangene standen einander in der Dunkelheit gegenüber, eine seltsame, steife Gruppe um die Laterne, zwischen den dicken Fundamentmauern des Gebäudes.

Tirin grinste breit und arrogant. »Sag mir nicht, was ich zu tun habe, du Profiteur. Halt’s Maul und geh in die Zelle!« Als Kadagv sich darauf gehorsam umdrehte, stieß Tirin ihn mit gestrecktem Arm so in den Rücken, dass er stürzte. Kadagv stöhnte laut auf, vor Überraschung oder Schmerz, und als er sich aufsetzte, hielt er einen Finger, den er sich an der Hinterwand der Zelle aufgeschürft oder verstaucht hatte. Shevek und Tirin schwiegen. Sie standen reglos da, mit ausdrucksloser Miene, in ihrer Rolle als Wärter. Inzwischen spielten sie die neue Rolle nicht mehr, sondern wurden von ihr beherrscht. Die Jüngeren kehrten mit Holumbrot, einer Melone und einer Flasche Wasser zurück. Sie unterhielten sich, während sie näher kamen, aber die merkwürdige Stille um die Zelle griff sofort auf sie über. Nahrung und Wasser wurden hineingeschoben, die Tür vorgehoben und zugeklemmt. Kadagv saß allein im Dunkeln. Die anderen versammelten sich um die Laterne. Leise fragte Gibesh: »Wohin soll er pissen?«

»Ins Bett«, erwiderte Tirin süffisant.

»Was ist, wenn er scheißen muss?«, fragte Gibesh und brach plötzlich in schrilles Lachen aus.

»Was ist am Scheißen so komisch?«

»Ich dachte – was ist, wenn er nichts sieht – im Dunkeln …« Gibesh konnte nicht richtig erklären, was ihn so belustigte. Auch ohne Erklärung prusteten alle los und lachten schallend, bis sie nicht mehr konnten. Allen war klar, dass der Eingeschlossene ihr Lachen hörte.

Im Kinderschlafhaus war längst das Licht aus, und viele Erwachsene waren schon im Bett, obwohl in den Domizilen noch hier und da Licht brannte. Die Straße war leer. Die Jungs tollten sie lachend und scherzend entlang, aufgedreht durch den Spaß an ihrem Geheimnis, an der Störung anderer und der Häufung von Missetaten. Im Schlafhaus weckten sie die Hälfte der Kinder, indem sie einander in den Fluren und zwischen den Betten jagten. Kein Erwachsener griff ein; der Lärm legte sich rasch.

Tirin und Shevek saßen noch lange flüsternd auf Tirins Bett. Sie kamen zu dem Schluss, dass Kadagv selbst schuld war und sie ihm zwei volle Nächte im Gefängnis aufbrummen würden.

Am nächsten Nachmittag traf sich ihre Gruppe in der Wiederverwertungswerkstatt für Holz, und der Vormann fragte nach Kadagv. Shevek wechselte einen Blick mit Tirin. Er fühlte sich schlau, es gab ihm ein Gefühl der Macht, nicht zu antworten. Doch als Tirin kühl erwiderte, er müsse wohl für den Tag in einer anderen Gruppe sein, erschrak er über die Lüge. Auf einmal war ihm das geheime Machtgefühl unangenehm: Ihm juckten die Beine, und seine Ohren glühten. Als der Vormann ihn ansprach, fuhr er zusammen, vor Schreck oder Angst oder etwas Ähnlichem, einem bisher unbekannten Gefühl, einer Art Peinlichkeit, aber schlimmer: scheußlich und nagend. Er dachte in einem fort an Kadagv, während er Nagellöcher in dreischichtigen Holumbrettern füllte und die Bretter anschließend wieder seidenglatt schmirgelte. Jedes Mal, wenn er in seine Gedanken schaute, war Kadagv da. Ekelhaft.

Nach dem Abendessen kam Gibesh, der Wache gestanden hatte, zu Tirin und Shevek. Er wirkte unsicher. »Ich glaube, ich habe Kad was sagen gehört. Seine Stimme war irgendwie komisch.«

Sie zögerten. »Wir lassen ihn raus«, sagte Shevek.

Empört sah Tirin ihn an. »Na hör mal, Shev, jetzt mach uns nicht schlapp. Werd nicht altruistisch! Lass ihn das bis zu Ende durchstehen, damit er seine Selbstachtung behält.«

»Altruistisch, Hack. Es geht mir um meine eigene Selbstachtung«, sagte Shevek und machte sich zum Lernzentrum auf. Tirin kannte ihn; er verschwendete keine Zeit mehr mit Argumenten, sondern ging mit. Die Elfjährigen dackelten hinterher. Sie krochen unter das Gebäude zur Zelle. Shevek haute eine Stütze weg, Tirin die andere. Die Gefängnistür fiel mit einem dumpfen Knall nach außen.

Kadagv lag zusammengekrümmt am Boden. Er richtete sich auf und erhob sich dann sehr langsam. Er duckte sich tiefer unter der niedrigen Decke als nötig und blinzelte im Laternenlicht, aber sah aus wie gewöhnlich. Unglaublich war der Gestank, der mit ihm herausdrang. Er hatte aus welchem Grund auch immer Durchfall bekommen. In der Zelle lag ein Haufen, und sein Hemd war mit gelbem Kot verschmiert. Als er es im Laternenlicht sah, versuchte er, die Flecken mit der Hand zu verdecken. Gesagt wurde von niemandem viel.

Als sie unter dem Gebäude hervorgekrochen und auf dem Weg zum Schlafhaus waren, fragte Kadagv: »Wie lange war das?«

»Ungefähr dreißig Stunden, mit den ersten vier.«

»Ziemlich lange«, sagte Kadagv ohne Überzeugung.

Sie begleiteten ihn zum Waschen, und als sie da waren, musste Shevek zur Latrine rennen. Er beugte sich über eine Schüssel und erbrach sich. Die Krämpfe hielten eine Viertelstunde an. Hinterher war er zittrig und

erschöpft. Er setzte sich in den Gemeinschaftsraum des Schlafhauses, las ein wenig Physik und ging früh ins Bett. Zu dem Gefängnis unter dem Lernzentrum kehrte keiner der Jungs wieder zurück. Keiner von ihnen erwähnte das Erlebnis anderen gegenüber, außer Gibesh, der einmal vor ein paar Mädchen und Jungen damit prahlte; doch als sie nichts verstanden, ließ er das Thema fallen.

Der Mond stand hoch über dem Regionalinstitut der Edlen und Natürlichen Wissenschaften von Nordniedern. Auf einem kärglich mit kratzigem Bodenholum bewachsenen Berg saßen vier fünfzehn- bis sechzehnjährige Jungs und blickten nach unten auf das Regionalinstitut und nach oben zum Mond.

»Komisch«, sagte Tirin, »ich habe noch nie gedacht …«

Frotzeln der anderen drei darüber, dass man ihm das anmerke.

Tirin ließ sich nicht stören. »Mir ist noch nie der Gedanke gekommen«, sagte er, »dass da oben auf Urras Leute auf einem Berg sitzen und auf Anarres schauen – auf uns – und sagen: ›Da ist der Mond.‹ Unsere Erde ist ihr Mond; unser Mond ist ihre Erde.«

»Wo also liegt die Wahrheit?«, fragte Bedap feierlich und gähnte.

»In dem Berg, auf dem man zufällig sitzt«, sagte Tirin.

Alle starrten weiter zum leuchtenden, verschwommenen Türkis empor, das, einen Tag nach Vollmond, nicht ganz rund war. Die Eiskappe im Norden funkelte. »Im Norden ist es klar«, sagte Shevek. »Sonnig. Der bräunliche Wulst da ist A-Jo.«

»Da liegen sie alle nackt in der Sonne«, sagte Kvetur, »mit Edelsteinen im Nabel und ohne Haare.«

Es wurde still.

Sie waren auf den Berg gekommen, um unter Männern zu sein. Weibliche Gesellschaft wirkte beklemmend auf sie. Die Welt schien ihnen in letzter Zeit voll von Mädchen zu sein. Überall, wo sie hinschauten, ob wach oder im Schlaf, sahen sie Mädchen. Sie hatten sich alle schon am Kopulieren mit Mädchen versucht; einige hatten auch verzweifelt Verzicht geübt. Es änderte nichts. Die Mädchen waren da.

Vor drei Tagen hatten sie in einer Unterrichtsstunde über die Geschichte der odonischen Bewegung einen Lehrfilm gesehen, und seither war in ihnen allen heimlich das Bild bunt schillernder Edelsteine in der weichen Mulde geölter, brauner Frauenbäuche umgegangen.

Sie hatten auch Kinderleichen gesehen, behaart wie sie selbst, die steif und rostbraun in großen Haufen an einem Strand lagen wie Metallschrott und dann von Männern mit Öl übergossen und angezündet wurden. »Eine Hungersnot in der Provinz Bachifol im Staate Thu«, hatte die Sprecherstimme gesagt. »Die Leichen verhungerter und an Krankheit gestorbener Kinder werden an den Stränden verbrannt. Am Strand von Tins, siebenhundert Kilometer entfernt im Staate A-Jo (und hier kamen die geschmückten Nabel), aalen sich Frauen, die für den sexuellen Gebrauch durch männliche Mitglieder der *besitzenden Klasse* (hier wurde der jotische Begriff verwendet, da es keine Entsprechung auf Pravic gab) gehalten werden, den ganzen Tag im Sand, bis ihnen von Menschen der *besitzlosen Klasse* das Essen serviert wird.« Eine Nahaufnahme der Mahlzeit: weiche Münder, kauend und lächelnd, glatte Hände, nach appetitlich aufgehäuften Köstlichkeiten in silbernen Schüsseln greifend. Dann ein Schnitt, zurück zum starren, blinden Gesicht eines toten Kindes, der Mund offen, leer, schwarz, trocken. »Nah beieinander«, hatte die leise Stimme gesagt.

Aber das Bild, das in den Köpfen der Jungen herumgeisterte wie eine ölig schillernde Blase, war immer dasselbe.

»Wie alt sind diese Filme?«, fragte Tirin. »Sind sie aus der Zeit vor der Besiedlung oder von jetzt? Das wird nie gesagt.«

»Was macht das schon?«, sagte Kvetur. »So war das Leben auf Urras vor der odonischen Revolution. Die Odonier sind alle weg und nach Anarres gekommen. Also hat sich wahrscheinlich nichts geändert. Sie machen einfach genauso weiter – da.« Er zeigte auf den großen blaugrünen Mond.

»Woher wollen wir das wissen?«

»Wie meinst du das, Tir?«, fragte Shevek.

»Wenn die Bilder hundertfünfzig Jahre alt sind, könnte auf Urras heute vieles anders sein. Ich sage nicht, dass es so ist, aber wenn es so wäre, wie sollten wir das wissen? Wir fahren nicht hin, wir reden nicht miteinander, es gibt keine Kommunikation. Wir haben keine Ahnung vom heutigen Leben auf Urras.«

»Die Leute von der KPD aber. Sie reden mit den Urrasiern von den Frachtern, die Anarres-Hafen anfliegen. Sie halten sich auf dem Laufenden. Das müssen sie, damit der Handel mit Urras weiterläuft und wir wissen, wie stark sie uns bedrohen.« Bedap argumentierte vernünftig, aber Tirins Entgegnung klang scharf: »Dann ist vielleicht die KPD informiert, aber wir nicht.«

»Informiert!«, sagte Kvetur. »Ich höre seit der Krippe von Urras! Wenn es nach mir ginge, bräuchte ich nie wieder ein Bild von verkommenen urrasischen Städten und feisten urrasischen Leibern zu sehen!«

»Genau«, sagte Tirin, der sich daran freute, die Sache logisch weiterzudenken. »Sämtliches Material über Urras, das man uns als Schülern vorsetzt, ist gleich. Widerlich, unmoralisch, exkrementell. Aber denkt doch mal nach. Wenn es so schlimm war, als die Siedler gingen, wieso kann es

dann hundertfünfzig Jahre später noch existieren? Wenn sie so krank waren, warum sind sie dann nicht tot? Warum sind ihre propertären Gesellschaften nicht zusammengebrochen? Wovor haben wir solche Angst?«

»Ansteckung«, sagte Bedap.

»Sind wir so schwach, dass wir uns keine Berührung leisten können? Und sie können auch nicht *alle* krank sein. In jeder Gesellschaft, egal wie sie ist, muss es ein paar Anständige geben. Hier sind die Leute auch verschieden, oder nicht? Sind wir alle perfekte Odonier? Seht euch diesen Rotzbollen Pesus an!«

»Aber in einem kranken Organismus ist auch eine gesunde Zelle verloren«, wandte Bedap ein.

»Ach, mit Analogien lässt sich alles beweisen, das weißt du selbst. Und woher wissen wir überhaupt, ob ihre Gesellschaft wirklich krank ist?«

Bedap kaute an seinem Daumennagel. »Du behauptest also, dass die KPD und das Lernmittelsyndikat uns belügen, was Urras betrifft.«

»Nein; ich sage lediglich, dass wir nur wissen, was man uns sagt. Und weißt du, was das ist?« Tirin wandte ihnen sein dunkles, stupsnäsiges Gesicht zu, das im bläulichen Mondlicht deutlich zu erkennen war. »Kvet hat es eben gesagt. Er hat es verstanden. Ihr habt es gehört: Verachtet Urras, hasst Urras, fürchtet Urras.«

»Wieso nicht?«, rief Kvet. »Sieh dir an, wie sie uns Odonier behandelt haben!«

»Sie haben uns ihren Mond überlassen, oder?«

»Ja, um zu verhindern, dass wir ihre Profiteursstaaten kaputtmachen und die gerechte Gesellschaft dort errichten. Und ich wette, sobald sie uns los waren, haben sie schneller denn je ihre Regierungen und Streitkräfte aufgerüstet, weil keiner mehr da war, der sie davon abhielt. Meint ihr, sie würden als Brüder und Freunde kommen, wenn wir ihnen den Hafen

öffneten? Tausend Millionen von ihnen gegen zwanzig Millionen von uns? Sie würden uns auslöschen oder uns alle zu – wie heißt es noch, wie war noch das Wort – zu Sklaven machen, die in den Bergwerken für sie arbeiten!«

»Gut, ich gebe dir recht, dass es wahrscheinlich klug ist, Urras zu fürchten. Aber warum hassen? Hass ist nicht funktional; warum bringt man uns das bei? Könnte es sein, dass uns Urras, wenn wir wüssten, wie es da wirklich ist, gefallen würde – einiges wenigstens – einigen von uns? Und dass die KPD nicht bloß verhindern will, dass Leute von dort hierherkommen, sondern auch, dass einige von uns dorthin wollen?«

»Nach Urras?«, fragte Shevek verblüfft.

Sie diskutierten, weil sie Spaß am Argumentieren hatten, am flinken Lauf entfesselter Gedanken über die Pfade der Möglichkeit sowie daran, alles zu hinterfragen, was sonst nie hinterfragt wurde. Sie waren intelligent, ihr Verstand war bereits in wissenschaftlichem Denken geschult, und sie waren sechzehn Jahre alt. Doch an diesem Punkt der Diskussion hörte für Shevek der Spaß auf, so wie für Kvetur bereits vor einer Weile. Er war verstört. »Wer würde denn ja nach Urras wollen?«, fragte er. »Wozu?«

»Um eine andere Welt zu erleben. Um zu sehen, was ein ›Pferd‹ ist!«

»Das ist kindisch«, sagte Kvetur. »Es soll angeblich auch Leben in anderen Sternensystemen geben.« Er deutete zum mondhellen Himmel empor. »Na und? Wir hatten das Glück, hier geboren zu werden!«

»Wenn wir besser sind als alle anderen menschlichen Gesellschaften«, sagte Tirin, »dann sollten wir ihnen helfen. Aber das ist uns verboten.«

»Verboten? Unorganisches Wort. Wer verbietet es? Du bist dabei, die integrative Funktion zu externalisieren.« Shevek beugte sich vor und fuhr eindringlich fort. »Ordnung und Verordnung sind zweierlei. Wir verlassen Anarres nicht, weil wir Anarres *sind*. Weil du Tirin bist, kannst du nicht aus

Tirins Haut. Du würdest vielleicht gern versuchen, ein anderer zu sein, um zu erleben, wie das ist, aber das kannst du nicht. Aber wirst du gewaltsam daran gehindert? Werden wir gewaltsam hier festgehalten? Durch welche Gewalt – welche Gesetze, Obrigkeit, Polizei? Keine. Einzig und allein durch unser Wesen, unsere Natur als Odonier. Es ist deine Natur, Tirin zu sein, und meine Natur, Shevek zu sein, und unsere gemeinsame Natur, Odonier und füreinander verantwortlich zu sein. Und diese Verantwortung ist unsere Freiheit. Sich ihr zu entziehen hieße, unsere Freiheit zu verlieren. Würdest du wirklich in einer Gesellschaft leben wollen, in der du keine Verantwortung und keine Freiheit hast, keinen freien Willen, sondern nur die falsche Option, den Gesetzen zu gehorchen oder gegen sie zu verstoßen und dafür bestraft zu werden? Würdest du wirklich in einem Gefängnis leben wollen?«

»Ach, Hack, natürlich nicht. Lass mich doch reden! Das Problem mit dir ist, Shev, dass du nichts sagst, bis du einen ganzen Laster voll schwerer Argumentblöcke beisammen hast und sie dann alle auf einmal auskippst und den blutigen Körper, der zermalmt unter dem Haufen liegt, keines Blickes würdigst …«

Shevek lehnte sich zufrieden zurück.

Doch Bedap, ein kräftiger Bursche mit einem breiten, kantigen Gesicht, kaute an seinem Daumennagel und sagte: »Trotzdem hat Tirin recht. Es wäre gut zu wissen, dass wir die ganze Wahrheit über Urras wüssten.«

»Was meinst du denn, wer uns belügt?«, rief Shevek.

Bedap begegnete ruhig seinem Blick. »Ja, wer, Bruder? Wer außer wir selbst?«

Der Schwesternplanet schien auf sie hinunter, klar und hell, ein wunderschönes Beispiel für die Unwahrscheinlichkeit des Faktischen.

Eines der Großprojekte im fünfzehnten Dekad der Besiedlung von Anarres war die Aufforstung der Westtemaenischen Küste. Über einen Zeitraum von zwei Jahren wurden dabei fast achtzehntausend Menschen eingesetzt.

In der langen, fruchtbaren Uferzone des Südostens existierten etliche Fischerei- und Farmgemeinden, doch kultivierbar war nur ein schmaler Streifen unmittelbar am Meer. Das westliche Binnenland und die weiten Ebenen des Südwestens waren, abgesehen von einigen isolierten Bergwerksorten, unbewohnt. Es war die Region, die »Staub« genannt wurde.

Im vorigen geologischen Zeitalter war der Staub ein gigantischer Wald aus Holum gewesen, der auf ganz Anarres vorkommenden, dominanten Pflanzengattung. Das aktuelle Klima war wärmer und trockener. Jahrtausendelange Dürre hatte die Bäume vernichtet und den Boden zu einem feinen grauen Staub zermahlen, der bei jedem Windhauch aufwirbelte und zu Dünen verwehte, so klar konturiert und karg wie die schönsten Sanddünen. Die Anarresen hofften, den rastlosen Boden wieder urbar zu machen, indem sie erneut einen Wald anpflanzten. Nach Sheveks Ansicht entsprach das dem Prinzip der kausativen Reversibilität, das von der momentan in der anarresischen Physik vorherrschenden Schule der Sequenzialisten ignoriert wurde, aber dennoch selbstverständlich zum Kern odonischen Denkens gehörte. Er wollte gern eine Abhandlung schreiben, in der er den Bezug von Odos Ideen zu den Vorstellungen der Temporalphysik aufzeigte, unter besonderer Berücksichtigung der Art und Weise, wie sich das Prinzip der kausativen Reversibilität auf ihren Umgang mit dem Problem von Zweck und Mitteln auswirkte. Doch mit achtzehn reichte sein Wissen dazu noch nicht aus, und wenn er nicht bald diesem verfluchten

Staub entkam und sich wieder der Physik widmete, würde es niemals reichen.

Nachts in den Projektlagern husteten alle; tagsüber husteten sie weniger; dann waren sie zu beschäftigt, um zu husten. Der Staub, diese feine, trockene Substanz, die sich in Hals und Lunge festsetzte, war ihr Gegner, ihr Gegner und ihre Aufgabe, ihre Hoffnung. Einst hatte dieser Staub satt und schwarz unter Bäumen gelegen. Wenn sie mit dieser Plackerei fertig waren, würde es vielleicht wieder so sein.

Sie treibt das Laubgrün aus dem Stein,
Den klaren Quell aus des Felsens Herz …

Die Melodie summte Gimar ständig vor sich hin, und als sie jetzt in der Abendhitze über die Ebene ins Lager zurückliefen, sang sie die Worte laut.

»Wer tut das?«, fragte Shevek. »Wer ist ›sie‹?«

Gimar lächelte. Ihr breites, seidiges Gesicht war von Staub verschmiert und verkrustet, ihr Haar war voller Staub, sie roch stark und angenehm nach Schweiß.

»Ich bin in Südobern groß geworden«, sagte sie. »Wo die Bergleute sind. Das ist ein Lied der Bergleute.«

»Was sind das für Bergleute?«

»Weißt du das nicht? Menschen, die schon hier waren, als die Siedler kamen. Manche sind geblieben und haben sich der Solidarität angeschlossen. Goldgräber, Zinngräber. Sie haben immer noch ein paar eigene Festtage und eigene Lieder. Der *tadde*[1] war ein Bergmann, er hat es mir vorgesungen, als ich klein war.«

»Und, wer ist sie also?«

»Ich weiß es auch nicht, so geht halt das Lied. Machen wir das hier nicht auch? Den Steinen grünes Laub entringen?«

»Klingt spirituell.«

»Du und deine hochtrabenden Wörter. Es ist bloß ein Lied. Ich wünschte, wir wären wieder im anderen Lager und könnten schwimmen gehen. Ich stinke!«

»Ich stinke.«

»Wir stinken alle.«

»In Solidarität …«

Doch dieses Lager war fünfzehn Kilometer von den Stränden des Temae entfernt, und man konnte höchstens in Staub baden.

Im Lager gab es einen Mann, dessen Name sich wie Sheveks anhörte: Shevet. Wenn der eine gerufen wurde, antwortete der andere. Wegen dieser zufälligen Ähnlichkeit verspürte Shevek eine Nähe zu dem Mann, eine Beziehung, die über die übliche Brüderlichkeit hinausging. Er beobachtete mehrmals, dass Shevet ihn anschaute. Miteinander gesprochen hatten sie noch nicht.

In seinen ersten Dekaden beim Aufforstungsprojekt hatten Shevek stummer Groll und Erschöpfung gedrückt. Er fand es nicht richtig, Leute, die auf so zentralfunktionalen Gebieten wie der Physik arbeiteten, zu Projekten und Sondereinsätzen wie diesen heranzuziehen. War es nicht unmoralisch, Arbeit zu leisten, an der man keine Freude hatte? Die Arbeit musste gemacht werden, aber vielen Leuten war es egal, wo sie eingesetzt wurden, und sie wechselten ständig ihre Posten; die hätten sich freiwillig melden sollen. Die Arbeit hier konnte jeder Idiot machen. Viele konnten sie sogar besser machen als er. Er war stolz auf seine Kraft gewesen und hatte sich beim turnusmäßigen Freiwilligendienst alle zehn Tage immer für die harten körperlichen Arbeiten gemeldet; aber hier ging es jeden Tag acht Stunden in Staub und Hitze. Er freute sich den ganzen Tag auf den Abend, wenn er allein sein und nachdenken konnte, doch sobald er nach dem Essen

das Schlafzelt betrat, fiel sein Kopf auf die Liege, und er schlief wie ein Stein bis zum Morgengrauen, ohne dass ihm auch nur ein einziger Gedanke durch den Kopf ging.

Die Arbeitskameraden fand er langweilig und primitiv und fühlte sich selbst von denen, die jünger waren als er, wie ein Kind behandelt. Er war missmutig und schlecht gelaunt; seine einzige Freude bestand darin, seinen Freunden Tirin und Rovab in einer Geheimschrift zu schreiben, die sie sich im Institut ausgedacht hatten, ein System von Wortentsprechungen für die fachlichen Symbole der Temporalphysik. Ausgeschrieben wirkten sie wie eine sinnvolle Botschaft, waren aber in Wirklichkeit, abgesehen von der Gleichung oder der philosophischen Formel, die sie verbargen, vollkommener Unfug. Sheveks und Rovabs Gleichungen hatten Substanz. Tirins Briefe waren sehr witzig und hätten jeden überzeugt, dass sie von echten Gefühlen und Ereignissen handelten, aber die darin enthaltene Physik war fragwürdig. Seitdem Shevek festgestellt hatte, dass er sich diese Rätsel im Kopf zurechtlegen konnte, während er im Staubsturm stand und mit einer stumpfen Schaufel Löcher in den Stein grub, schickte er häufig welche los. Tirin antwortete mehrmals, Rovab nur einmal. Sie war ein kalter Mensch, er wusste um ihre Kälte. Aber die im Institut ahnten ja nicht, wie verzweifelt er war. Sie waren nicht, gerade als sie selbständig zu forschen begannen, zu einem blödsinnigen Baumpflanzungsprojekt abgeordnet worden. Ihre zentrale Funktion wurde nicht vergeudet. Sie arbeiteten an dem, was sie wollten. Er arbeitete nicht. Er wurde verarbeitet.

Trotzdem war man seltsam stolz auf das, was man – was alle gemeinsam auf diese Weise schafften, und seltsam befriedigt. Und einige der Kameraden waren wirklich außergewöhnliche Menschen. Gimar zum Beispiel. Anfangs hatte ihre muskulöse Schönheit ihn eher eingeschüchtert, aber inzwischen war er stark genug, sie zu begehren.

»Komm heute Abend mit mir, Gimar.«

»O nein«, sagte sie und sah ihn so überrascht an, dass er gekränkt, aber würdevoll sagte: »Ich dachte, wir wären Freunde.«

»Das sind wir.«

»Dann –«

»Ich bin verpartnert. Er ist zu Hause.«

»Hättest du das mal gesagt.« Shevek wurde rot.

»Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, tut mir leid, Shev.« Sie sah ihn so reumütig an, dass er mit einiger Hoffnung sagte: »Du meinst nicht –«

»Nein. So kann man keine Partnerschaft führen, ein bisschen für ihn und ein bisschen für andere.«

»Lebenspartnerschaft ist eigentlich gegen die odonische Ethik, meine ich.« Sheveks Ton war schroff und pedantisch.

»Scheiße«, sagte Gimar mit ihrer milden Stimme. »Haben ist falsch, teilen ist richtig. Was kann man mehr teilen als sein ganzes Wesen, sein ganzes Leben, alle Nächte und alle Tage?«

Er saß mit gesenktem Kopf da, die Hände zwischen die Knie geklemmt, ein schlaksiger junger Mann, ungelenk, traurig, unfertig. Nach einer Weile sagte er: »Das könnte ich nicht.«

»Du?«

»Ich habe noch keine wirklich gekannt. Du siehst ja, wie ich dich missverstanden habe. Ich bin abgeschnitten. Komm nirgends rein. Werde nie irgendwo reinkommen. Über eine Partnerschaft nachzudenken wäre für mich lächerlich. Das ist was für … für Menschen …«

Scheu, nicht kokett, sondern mit aus Respekt geborener Schüchternheit, legte Gimar ihm eine Hand auf die Schulter. Sie beruhigte ihn nicht, Sie sagte ihm nicht, dass er sei wie alle anderen, sondern: »Ich werde nie

wieder jemanden wie dich kennenlernen, Shev. Ich werde dich nie vergessen.«

Doch ein Korb bleibt ein Korb. Ihre Sanftmut konnte ihn nicht trösten, und als er von ihr ging, war seine Seele müde, und er hatte Wut im Bauch.

Es war sehr heiß. Abkühlung gab es nur in der Stunde vor Tagesanbruch.

Eines Abends nach dem Essen kam der Mann namens Shevet auf Shevek zu. Er war ein stämmiger, gutaussehender Bursche um die dreißig. »Ich habe es satt, mit dir verwechselt zu werden«, sagte er. »Such dir einen anderen Namen.«

Früher hätte solche Angriffslust Shevek verwirrt. Jetzt reagierte er schlicht entsprechend. »Such dir selbst einen anderen Namen, wenn es dir nicht passt«, sagte er.

»Du bist einer von diesen kleinen Profiteuren, die studieren gehen, um sich die Hände nicht schmutzig zu machen«, sagte der Mann. »Ich wollte schon immer einen von euch zusammenschlagen.«

»Nimm den Profiteur zurück!«, sagte Shevek, aber dies war kein Wortgefecht. Shevet schlug so zu, dass Shevek sich krümmte. Auch Shevek konnte Shevet einige Schläge verpassen, weil er längere Arme und mehr Temperament hatte, als sein Gegner dachte; aber er unterlag. Ein paar Leute blieben stehen, um zuzuschauen, sahen, dass der Kampf fair, aber uninteressant war, und gingen weiter. Sie fühlten sich von schlichter Gewalt weder abgestoßen noch angezogen. Und weil Shevek nicht um Hilfe rief, war es ganz allein seine Sache. Als er wieder zu sich kam, lag er zwischen zwei Zelten rücklings auf der dunklen Erde.

Zwei Tage lang hatte er ein Rauschen im rechten Ohr, und seine aufgeplatzte Lippe heilte nur langsam, weil der Staub alle Wunden reizte. Shevet und er redeten nie wieder miteinander. Er sah den Mann von Ferne, an anderen Kochfeuern, ohne jede Feindseligkeit. Shevet hatte ihm

gegeben, was er zu geben hatte, er hatte die Gabe angenommen, und es dauerte eine ganze Weile, bis er überhaupt darauf kam, sie zu bewerten oder über ihren Charakter nachzusinnen. Als er es schließlich tat, war sie nicht mehr von einer anderen Gabe zu trennen, die ebenfalls zu einem Markstein seines Erwachsenwerdens wurde. Die Lippe war noch nicht verheilt, als er eines Abends vom Kochfeuer wegging und ein Mädchen, das erst kürzlich zu seinem Trupp gestoßen war, wie Shevet in der Dunkelheit auf ihn zukam. An ihre Worte erinnerte er sich nicht; sie hatte ihn geneckt; und er hatte auch diesmal schlicht reagiert. Sie gingen durch die Nacht in die Ebene hinaus, und dort schenkte sie ihm die Freiheit des Fleisches. Das war ihre Gabe, und er nahm sie an. Wie alle Kinder von Anarres hatte er mit Jungen wie mit Mädchen ungehemmt sexuelle Erfahrungen gesammelt, aber sie waren Kinder gewesen; er hatte nie mehr erlebt als die Freude, die er für den einzigen Sinn und Zweck der Sache hielt. Beshun, eine Expertin der Lust, nahm ihn mit ins Herz der Sexualität, wo es kein Gift und keine Ungeschicklichkeit gibt, wo die beiden Körper, die zur Vereinigung streben, in ihrem Streben den Moment auslöschen und das Ich und die Zeit transzendieren.

Es war alles so leicht dort draußen, so leicht und schön im warmen Staub, im Sternenlicht. Und die Tage waren lang und heiß und hell, und der Staub roch nach Beshuns Körper.

Mittlerweile arbeitete er in einem Pflanztrupp. Mit winzigen Bäumen beladene Laster waren aus dem Nordosten gekommen, Abertausende Sämlinge, die in den Grünbergen gezogen worden waren, dem Regengürtel, in dem es im Jahr bis zu 1000 mm Regen gab. Diese kleinen Bäume pflanzten sie in den Staub.

Als sie fertig waren, brachen die fünfzig Trupps, die das zweite Projektjahr bestritten hatten, mit den Pritschenlastern auf und schauten bei

der Abfahrt zurück. Sie sahen, was sie geschafft hatten. Über den bleichen Hängen und Terrassen der Wüste lag ganz schwach ein grüner Schleier. Ein Hauch von Leben bedeckte, ganz dünn, das tote Land. Sie jubelten, sangen, riefen von Laster zu Laster. Shevek stiegen Tränen in die Augen. Er dachte: *Sie treibt das Laubgrün aus dem Stein* … Gimar war längst wieder nach Südobern versetzt worden. »Warum verziehst du so das Gesicht?«, fragte Beshun und quetschte sich neben ihn. Der Laster schaukelte, und sie streichelte seinen harten, staubgrauen Arm.

»Frauen«, sagte Vokep im Transportdepot von Tin Ore, im Südwesten. »Frauen glauben, dass sie einen besitzen. Frauen können keine richtigen Odonier sein.«

»Odo selbst –«

»Theorie. Und nach Asieos Tod kein Sexualleben mehr, stimmt's? Außerdem gibt es immer Ausnahmen. Aber die meisten Frauen – ihre einzige Beziehung zu einem Mann ist *haben*. Besitzen oder besessen werden.«

»Du meinst, da sind sie anders als Männer?«

»Ich weiß es. Ein Mann will Freiheit. Eine Frau will Besitz. Sie lässt dich nur los, wenn sie dich gegen etwas anderes eintauschen kann. Alle Frauen sind Propertarier.«

»Das ist eine böse Aussage über die Hälfte der Menschheit«, sagte Shevek und fragte sich, ob der Mann recht hatte. Beshun hatte sich die Augen ausgeweint, als er in den Nordwesten zurückversetzt wurde, hatte getobt und geschluchzt und ihn zwingen wollen, ihr zu sagen, dass er ohne sie nicht leben könne, und beteuert, sie könne ohne ihn nicht leben und sie

müssten Partner werden. Partner – als hätte sie es auch nur ein halbes Jahr ausschließlich mit einem Mann ausgehalten!

In Sheveks Sprache, der einzigen ihm bekannten, gab es für den Sexualakt keine besitzanzeigenden Wendungen. Zu sagen, ein Mann habe eine Frau »gehabt«, war auf Pravic ohne Sinn. Das Wort, das »ficken« in seiner Bedeutung am nächsten kam und auf ähnliche Weise als Schimpfwort diente, war eindeutig; es hieß »vergewaltigen«. Das übliche Verb war auf Pluralformen beschränkt und ließe sich nur durch ein neutrales Wort wie »kopulieren« übersetzen. Es bezeichnete etwas, das zwei Menschen taten, nicht etwas, das einer machte oder hatte. Dieses verbale Konstrukt vermochte die Totalität der Erfahrung jedoch auch nicht besser zu fassen als andere, und Shevek spürte die Auslassung, obwohl er nicht hätte sagen können, was genau fehlte. In manchen der sternenbeschienenen Nächte im Staub hatte er ganz gewiss das Gefühl gehabt, Beshun zu besitzen. Und sie hatte ihn zu besitzen geglaubt. Aber sie hatten sich beide geirrt; und Beshun hatte es trotz aller Gefühlsduselei gewusst; sie hatte ihn am Ende zum Abschied geküsst und gehenlassen. Sie hatte ihn nicht besessen. Auch sein Körper hatte bei diesem ersten Ausbruch erwachsener sexueller Leidenschaft von ihm Besitz ergriffen – von ihm und ihr. Doch das war vorbei. Es war passiert. Es würde nie (dachte er, mit seinen achtzehn, mit einer Reisebekanntschaft um Mitternacht bei einem Glas klebrig süßem Fruchtsaft im Transportdepot von Tin Ore sitzend und darauf wartend, in einem Konvoi nach Norden einen Platz zu ergattern), es würde nie wieder passieren. Bestimmt würde noch viel passieren, aber er würde sich kein zweites Mal kalt erwischen, umhauen, besiegen lassen. Niederlage, Unterwerfung konnten berauschend wirken. Vielleicht würde Beshun sich nie andere Freuden wünschen. Und warum sollte sie auch? Sie hatte ihn befreit, weil sie so frei war.

»Ich kann dir nicht recht geben«, sagte er zu Vokep, der nach Abbenay reiste und Agrarchemiker war. »Meiner Ansicht nach müssen die meisten Männer erst lernen, Anarchisten zu werden. Frauen müssen es nicht lernen.«

Vokep schüttelte grimmig den Kopf. »Es sind die Kinder«, sagte er. »Das Kinderkriegen. Das macht sie zu Propertariern. Sie lassen nicht mehr los.« Er seufzte. »Rein, raus und weg, Bruder, daran muss man sich halten. Lass dich nie von einer besitzen.«

Shevek grinste und trank seinen Fruchtsaft. »Nein«, sagte er, »bestimmt nicht.«

Ans Regionalinstitut zurückzukehren und die niedrigen, mit bronzefarbenem Holum gefleckten Hügel zu sehen, die Küchengärten, Domizile, Schlafhäuser, Werkstätten, Klassenräume, Laboratorien, die ganze Gegend, in der er gelebt hatte, seitdem er dreizehn war, machte ihn froh. Er würde immer ein Mensch sein, für den die Heimkehr genauso wichtig war wie der Aufbruch. Loszugehen reichte ihm nicht, war nur die Hälfte; er musste zurückkehren. Womöglich deutete sich in dieser Veranlagung bereits eine Voraussetzung für den Aufbruch in die Extreme des Begreiflichen an, den er eines Tages wagen würde. Er hätte sich auf das jahrelange Vorhaben bestimmt nicht eingelassen, wäre er nicht zutiefst überzeugt gewesen, dass eine Heimkehr selbst dann möglich war, wenn er selbst vielleicht nicht mehr zurückkehren konnte; und dass sie, wie bei einer Umkreisung des Globus, zum wahren Wesen der Reise gehörte. Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen, und man kann nicht wieder heimkehren. Das wusste er; es bildete die Basis seiner Weltanschauung.

Und trotzdem entwickelte er ausgehend von dieser Annahme der Vergänglichkeit seine große Theorie, nach der sich das, was am wenigsten beständig ist, als das Unvergänglichste erweist und das Verhältnis des Einzelnen zum Fluss wie dessen Verhältnis zum Einzelnen und zu sich selbst als komplexer und zugleich tröstlicher darstellt als ein bloßes »nicht«. Man *kann* heimkehren, behauptet die Allgemeine Theorie der Zeitlichkeit, wenn man denn begreift, dass »heim« ein Ort ist, an dem man noch nie war.

Er war also froh, wieder an dem Ort zu sein, wo er sich am ehesten zu Hause fühlte. Doch seine Freunde dort fand er eher kindisch. Er war im letzten Jahr um einiges gereift. Ein paar der Mädchen hatten mitgehalten oder ihn noch überholt; sie waren zu Frauen herangewachsen. Er verzichtete allerdings auf jeden näheren Kontakt zu ihnen, weil ihm vorerst nicht nach einer neuen Überdosis Sex zumute war; er hatte anderes zu tun. Ihm fiel auf, dass sich die intelligentesten Mädchen, wie Rovab etwa, ähnlich unverbindlich und vorsichtig verhielten: in den Laboren und Arbeitsteams oder in den Gemeinschaftsräumen der Schlafhäuser benahmen sie sich wie gute Kameraden und mehr nicht. Die Mädchen wollten ihre Ausbildung abschließen und ihre Forschungsarbeit aufnehmen oder einen Posten finden, der ihnen gefiel, bevor sie ein Kind bekamen. Pubertäres Herumexperimentieren mit dem Sex war ihnen nicht mehr genug. Sie wünschten sich eine reife Beziehung, keine unproduktive; aber noch nicht, jetzt noch nicht.

Diese Mädchen waren gute Kameraden, freundlich und unabhängig. Die Jungs in Sheveks Alter hingegen schienen in einer letzten Kindheitsphase steckengeblieben zu sein, die allmählich welk und dürr wurde. Sie waren nur Kopf. Sie schienen weder Lust zu ernsthafter Arbeit noch zu tieferen sexuellen Verbindungen zu haben. Wenn man Tirin reden hörte, war er der Mann, der den Geschlechtsakt erfunden hatte, aber er gab sich

ausschließlich mit Mädchen von fünfzehn oder sechzehn ab; vor gleichaltrigen scheute er sich. Bedap, der sexuell nie sehr aktiv gewesen war, ließ sich von einem jüngeren Burschen mit homosexuellen Neigungen umschwärmen, der ihn idealistisch verehrte, und das reichte ihm offenbar. Er schien nichts ernst zu nehmen; er gab sich ironisch und verschlossen. Shevek fühlte sich von ihm abgeschnitten. Keine der Freundschaften war wie früher; selbst Tirin war zu sehr mit sich beschäftigt und neuerdings zu launisch, um den alten Bund zu erneuern – wenn Shevek es denn gewollt hätte. Aber er wollte es gar nicht. Ihm war die Isolation gerade recht. Und er kam nie auf die Idee, dass die Zurückhaltung, auf die er bei Bedap und Tirin stieß, eine Reaktion sein könnte; dass sein sanftmütiger, aber bereits deutlich hermetischer Charakter wie eine Wand war, durch die nur große Stärke oder große Zuneigung drang. Das Einzige, was er wirklich merkte, war, dass er endlich reichlich Zeit zum Arbeiten hatte.

Drunten im Südosten hatte er, nachdem er sich an die stetige körperliche Arbeit gewöhnt und endlich damit aufgehört hatte, sein Hirn auf kodierte Botschaften und seinen Samen auf feuchte Träume zu verschwenden, ein paar neue Ideen entwickelt. Jetzt war er frei, an ihnen zu feilen und zu schauen, was dran war.

Die älteste Physikerin am Institut hieß Mitis. Da die Verwaltungsaufgaben jährlich unter den zwanzig festen Mitarbeitern rotierten, war sie derzeit zwar nicht die Leiterin des Fachbereichs Physik, aber lehrte seit dreißig Jahren am Institut und war von allen der beste Kopf. Wie eine Bergspitze, die aus den Wolken ragt, umgab Mitis immer eine Art Raum geistiger Klarheit. Ihr Verzicht auf jegliche Zeichen und jede Durchsetzung ihrer Autorität ließ zutage treten, worauf es ankam. Es gibt Menschen mit natürlicher Autorität; einige Kaiser haben tatsächlich neue Kleider.

»Ich habe deine Abhandlung über relative Frequenz zu Sabul nach Abbenay geschickt«, sagte sie auf ihre brüske, kameradschaftliche Art zu Shevek. »Willst du die Antwort sehen?«

Sie schob einen ausgefransten Zettel über den Tisch, offenbar die abgerissene Ecke eines größeren Bogens. Darauf stand in winziger Krakelschrift eine Gleichung:

$$\frac{ts}{2}(R) = 0$$

Shevek stützte sich mit den Händen auf den Tisch und starrte konzentriert auf das kleine Stück Papier. Seine Augen waren hell, und im Licht vom Fenster her wirkten sie klar wie Wasser. Er war neunzehn, Mitis fünfundfünfzig. Sie beobachtete ihn mit Sympathie und Bewunderung.

»Das hat also noch gefehlt«, sagte er. Seine Hand hatte einen Bleistift auf dem Tisch gefunden. Er begann auf dem Zettel zu kritzeln. Während er schrieb, stieg Farbe in sein bleiches, von feiner, kurzer Behaarung versilbertes Gesicht, und seine Ohren wurden rot.

Mitis schlich leise hinter den Tisch zu einem Stuhl. Sie hatte Durchblutungsstörungen in den Beinen und musste viel sitzen. Doch die Bewegung störte Shevek. Verärgert schaute er auf.

»Das kann ich in ein bis zwei Tagen hinbekommen«, sagte er kühl.

»Sabul möchte das Ergebnis sehen, wenn du es hast.«

Einen Augenblick war es still. Sheveks Farbe wurde wieder normal, und er war sich auch wieder bewusst, dass Mitis da war, Mitis, die er liebte. »Warum hast du Sabul die Arbeit geschickt?«, fragte er. »Mit der großen Lücke!« Aus seinen Augen leuchtete die Freude darauf, die Lücke zu schließen.

»Ich hoffte, dass er sehen würde, wo dein Fehler liegt. Ich konnte es nicht. Außerdem wollte ich, dass er sieht, woran du sitzt … Er wird dich in Abbenay haben wollen, weißt du.«

Der junge Mann gab keine Antwort.

»Willst du dahin?«

»Noch nicht.«

»Das habe ich mir gedacht. Aber du musst. Wegen der Bücher und der Wissenschaftler, die du dort finden wirst. Du wirst deinen Verstand nicht in einer Wüste austrocknen lassen!« Mitis wurde plötzlich leidenschaftlich. »Es ist deine Pflicht, dich unter die Besten zu begeben, Shevek. Lass dich nicht von falschem Egalitarismus verleiten, niemals. Du wirst mit Sabul zusammenarbeiten, er ist gut, er wird dich hart rannehmen. Aber er sollte dir freie Hand lassen, die Richtung zu finden, in die du gehen willst. Bleib noch ein Viertel hier und geh dann. Und sei in Abbenay auf der Hut. Bleib frei. In einem Zentrum sammelt sich Macht. Du wirst ins Zentrum gehen. Ich kenne Sabul nicht gut; ich weiß nichts Negatives über ihn; aber denk daran: Du wirst sein Mann sein.«

Auf Pravic wurden die Singularformen der Possessivpronomen vornehmlich zur Betonung verwendet; im sonstigen Sprachgebrauch wurden sie gemieden. Kleine Kinder sagten manchmal »meine Mutter«, aber lernten sehr schnell »die Mutter« zu sagen. Statt »meine Hand tut weh«, hieß es »die Hand tut mir weh« und so weiter. Um auf Pravic »das ist meins und das ist deins« auszudrücken, sagte man: »Ich benutze dies, und du benutzt das.« Dass Mitis sagte: »Du wirst sein Mann sein«, klang äußerst seltsam. Shevek sah sie erstaunt an.

»Du hast zu tun«, sagte Mitis. Ihre schwarzen Augen blitzten wie vor Zorn. »An die Arbeit!« Dann verließ sie das Büro – im Labor wartete eine Gruppe auf sie. Shevek starrte verwirrt auf den bekritzelten Zettel. Er

glaubte, Mitis habe ihn dazu angehalten, rasch seine Formeln zu berichtigen. Erst sehr viel später ging ihm auf, was sie ihm hatte sagen wollen.

Am Abend vor seiner Abreise nach Abbenay bereiteten seine Studienkameraden ihm ein Fest. Gefeiert wurde häufig, immer wenn sich ein Vorwand fand, aber Shevek war überrascht, mit welcher Energie dieses Fest geplant wurde, und fragte sich, warum es so schön war. Da er von anderen unbeeinflusst war, merkte er nicht, wie er nach außen wirkte; er hatte keine Ahnung, dass sie ihn mochten.

Viele mussten tagelang ihre Rationen aufgespart haben. Es gab unglaubliche Mengen zu essen. Die Bestellungen für Gebäck fielen so reichlich aus, dass der Refektoriumsbäcker seiner Phantasie freien Lauf gelassen und ungekannte Köstlichkeiten serviert hatte: Gewürzwaffeln, kleine quadratische Pfeffercracker als Beilage zum Räucherfisch, süße, wunderbar fettige Pfannkuchen. Es gab Fruchtsäfte, eingelegtes Obst vom Ufer des Keransees, winzige gesalzene Krabben, Berge von knusprigen Süßkartoffelchips. Die reichliche, üppige Kost wirkte berauschend. Alle wurden sehr lustig, und einige bekamen Bauchschmerzen.

Es gab Sketche und Darbietungen, eingeübt wie spontan. Tirin verkleidete sich in Lumpen aus der Wiederverwertungstonne und wanderte als der Arme Urrasier umher, der »Bettelmann« – ein jotisches Wort, das sie alle aus dem Geschichtsunterricht kannten. »Gebt mir *Geld*«, jammerte er und hielt ihnen die zitternde Hand unter die Nasen. »*Geld! Geld!* Warum gebt ihr mir kein *Geld*? Ihr habt keins? Lügner! Dreckige Propertarier! Profiteure! Guckt euch das ganze Essen an, woher habt ihr das denn, wenn

ihr kein *Geld* habt?« Als Nächstes sollten sie ihn kaufen »Käuft mich, käuft mich«, schmeichelte er, »für nur ein bisschen *Geld*!«

»Es heißt nicht *käuft*, sondern *kauft*«, verbesserte Rovab.

»Käuf mich, kauf mich, wen schert's, schau, was für ein schöner Körper, willst du ihn nicht haben?«, buhlte Tirin, die schlanken Hüften schwenkend und mit den Wimpern klimpernd. Er wurde schließlich mit einem Fischmesser öffentlich hingerichtet und tauchte in normaler Kleidung wieder auf. Einige aus der Gruppe waren gute Harfenspieler und Sänger, und es gab viel Musik und Tanz, aber noch mehr Gespräch. Alle redeten, als würde man sie morgen mit Stummheit schlagen.

Als es später wurde, zogen sich junge Liebespaare zum Kopulieren in die Einzelzimmer zurück; andere wurden müde und verschwanden in die Schlafhäuser; zuletzt saß noch eine kleine Gruppe zwischen den leeren Bechern, den Gräten und Gebäckkrumen, die sie noch vor dem Morgen wegräumen mussten. Aber bis dahin blieben noch Stunden. Sie redeten. Und während sie redeten, knabberten sie hier und dort. Bedap und Tirin und Shevek waren dabei, zwei weitere Jungen und drei Mädchen. Sie redeten über die räumliche Darstellung der Zeit als Rhythmus und die Verknüpfung der klassischen Lehre der Zahlenharmonien mit der modernen Temporalphysik. Sie redeten über den effektivsten Schwimmstil für lange Strecken. Sie redeten darüber, ob ihre Kindheit glücklich gewesen war. Und darüber, was sie unter Glück verstanden.

»Leiden ist ein Missverständnis«, sagte Shevek vorgebeugt, die Augen groß und hell. Er war immer noch schlaksig, mit großen Händen, abstehenden Ohren und eckigen Gliedmaßen, und dabei trotzdem ein sehr schöner, vor Kraft und Gesundheit strotzender junger Mann. Sein mattbraunes Haar war wie das der anderen fein und glatt, zu voller Länge gewachsen und mit einem Band aus der Stirn gehalten. Nur eine der

Anwesenden trug ihr Haar anders, ein Mädchen mit hohen Backenknochen und einer platten Nase; sie hatte ihr dunkles Haar so geschnitten, dass es ums Haupt saß wie eine glänzende Kappe. Ihr ernster Blick ruhte unverwandt auf Shevek. Ihr Mund war noch fettig vom Pfannkuchenessen, und sie hatte einen Krümel am Kinn.

»Es existiert«, sagte Shevek und spreizte die Hände. »Es ist real. Ich kann es als Missverständnis bezeichnen, aber ich kann nicht so tun, als sei es nicht existent oder als würde es je aufhören zu existieren. Leiden ist die Bedingung, unter der wir leben. Und wenn es sich nähert, erkennen wir es. Wir erkennen, dass es die Wahrheit ist. Natürlich ist es richtig, Krankheiten zu heilen, Hunger und Ungerechtigkeit zu verhindern, wie es der gesellschaftliche Organismus tut. Doch das Wesen der Existenz ist von keiner Gesellschaft zu ändern. Wir können das Leiden nicht verhindern. Diesen Schmerz und jenen, das ja. Aber nicht den Schmerz an sich. Eine Gesellschaft kann nur soziales Leid mindern, unnötiges Leid. Der Rest bleibt. Die Wurzel, die Wirklichkeit. Wir alle hier werden Schmerzen leiden; wenn wir fünfzig Jahre leben, werden wir fünfzig Jahre Schmerz gekannt haben. Und am Ende werden wir sterben. Das ist die Bedingung, unter der wir geboren werden. Ich fürchte mich vor dem Leben! Es gibt Zeiten, da – da fürchte ich mich sehr. Jedes Glück scheint trivial. Und dennoch frage ich mich, ob das nicht alles ein Missverständnis ist – dieses Greifen nach dem Glück, diese Angst vor Schmerz … ob man anstatt sich zu fürchten und davor wegzulaufen … hindurchgehen, darüber hinausgelangen könnte. Es gibt etwas, was dahinter liegt. Was leidet, ist das Ich, und es gibt einen Ort, wo das Ich – erlischt. Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll. Aber ich glaube, dass die Realität – die Wahrheit, die ich im Leiden erkenne, und nicht in Bequemlichkeit oder Glück –, dass die

Realität des Leidens kein Leiden ist. Wenn wir durchkommen. Wenn wir es bis dahin aushalten.«

»Die Realität unseres Lebens liegt in der Liebe, in der Solidarität«, sagte ein hochgewachsenes Mädchen mit weichem Blick. »Liebe ist die wahre Bedingung des menschlichen Lebens.«

Bedap schüttelte den Kopf. »Nein, Shev hat recht«, sagte er. »Die Liebe ist nur einer der Wege hindurch, und sie kann fehlgehen und irren. Der Schmerz irrt nie. Aber deshalb haben wir auch kaum die Wahl, was das Aushalten betrifft! Wir werden ihn aushalten, ob wir wollen oder nicht.«

Das Mädchen mit dem kurzen Haar schüttelte vehement den Kopf. »Nein, das werden wir nicht! Einer von hundert, einer von tausend geht den Weg ganz, durch alles hindurch. Wir Übrigen tun weiter so, als wären wir glücklich, oder stumpfen einfach ab. Wir leiden, aber wir leiden nicht genug. Und daher leiden wir umsonst.«

»Was sollen wir tun?«, sagte Tirin. »Uns täglich eine Stunde lang mit einem Hammer auf den Kopf schlagen, damit wir sicher sind, dass wir genügend leiden?«

»Ihr macht den Schmerz zum Kult«, sagte ein anderer. »Das Ziel eines Odoniers ist positiv, nicht negativ. Leiden ist dysfunktional, es sei denn als physische Warnung vor Gefahr. Psychologisch und gesellschaftlich ist es lediglich destruktiv.«

»Was hat denn Odo motiviert, wenn nicht eine außergewöhnliche Sensibilität für das Leiden – ihr eigenes wie das anderer?«, konterte Bedap.

»Aber das ganze Prinzip gegenseitiger Hilfe dient dazu, Leiden zu *verhindern*!«

Shevek saß auf dem Tisch und ließ die langen Beine baumeln, sein Gesicht war ernst und ruhig. »Habt ihr schon mal jemand sterben sehen?«, fragte er die anderen. Die meisten von ihnen hatten das schon, in einem

Domizil oder beim Freiwilligendienst im Krankenhaus. Alle außer einem hatten auch schon geholfen, Tote zu begraben.

»Im Lager im Südosten gab es einen Mann. Es war das erste Mal, das ich so etwas gesehen habe. In einem Luftfahrzeug versagte der Motor, es stürzte beim Start ab und fing Feuer. Sie holten ihn mit Verbrennungen am ganzen Körper raus. Er hat noch ungefähr zwei Stunden gelebt. Er war nicht zu retten; es gab keinen Grund, warum er noch so lange leben musste, keine Rechtfertigung für die zwei Stunden. Wir warteten darauf, dass von der Küste Betäubungsmittel eingeflogen wurden. Ich blieb zusammen mit zwei Mädchen bei ihm. Wir waren da gewesen, um den Flieger zu beladen. Es gab keinen Arzt. Wir konnten nichts für ihn tun, nur dableiben, bei ihm sein. Er stand unter Schock, aber war größtenteils bei Bewusstsein. Er litt furchtbare Schmerzen, am schlimmsten in den Händen. Ich glaube nicht, dass er wusste, dass auch sein übriger Körper verbrannt war, er spürte am stärksten die Hände. Wir konnten ihn nicht anfassen, um ihn zu trösten, die Haut und das Fleisch lösten sich ab, wenn man sie berührte, und er schrie. Wir konnten nichts für ihn tun. Es gab keine Hilfe. Vielleicht wusste er, dass wir da waren. Ich weiß es nicht. Es hat ihm nichts geholfen. Wir konnten nichts für ihn tun. Da ist mir klargeworden … versteht ihr … da habe ich begriffen, dass wir nichts füreinander tun können. Wir können einander nicht retten. Nicht einmal uns selbst.«

»Was bleibt dann noch übrig? Isolation und Verzweiflung! Du leugnest die Brüderlichkeit, Shevek!«, rief das hochgewachsene Mädchen.

»Nein, das tu ich nicht. Ich versuche zu sagen, worin meiner Ansicht nach echte Brüderlichkeit besteht. Sie beginnt – sie beginnt mit geteiltem Leid.«

»Und wo endet sie?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es noch nicht.«

Drei
Urras

An seinem ersten Tag auf Urras verschlief Shevek den ganzen Vormittag, und als er aufwachte, hatte er eine verstopfte Nase, Schmerzen im Hals und musste ständig husten. Er glaubte, er hätte sich erkältet – nicht einmal die odonische Gesundheitspflege hatte die gemeine Erkältung ausrotten können –, doch der Arzt, der bereits darauf wartete, ihn zu untersuchen, ein würdiger älterer Herr, meinte, es sei wahrscheinlicher, dass er unter Heuschnupfen leide, einer schweren allergischen Reaktion auf die unbekannten Staub- und Pollenkörner des Urras. Er verordnete Tabletten und eine Spritze, die Shevek duldsam, und ein Tablett mit einer Mittagsmahlzeit, die er hungrig entgegennahm. Der Arzt bat ihn, in seiner Wohnung zu bleiben, und ging. Sobald Shevek mit dem Essen fertig war, machte er sich zur Erkundung von Urras auf, Zimmer für Zimmer.

Das Bett, ein großer Kasten auf vier Beinen mit einer Matratze, die noch um einiges weicher war als die der Koje auf der *Respekt*, ausgestattet mit aufwendiger, teils seidiger, teils warmer und dicker Bettwäsche und einer Vielzahl von Kissen, die wie Kumuluswolken aussahen, stand ganz allein in einem Zimmer. Der Fußboden war mit einem federnden Teppich ausgelegt; es gab eine Kommode aus wunderschön geschnitztem, poliertem Holz und einen Wandschrank, der für die Kleidung eines ganzen Zehnerschlafsaals gereicht hätte. Dann gab es den großen Gemeinschaftsraum mit der Feuerstelle, den er vom Abend zuvor kannte, und ein drittes Zimmer mit

einer Badewanne, einem Waschbecken und einem raffinierten Klosett. Dieses Zimmer war offensichtlich für ihn allein gedacht, da es vom Schlafzimmer abging und von allen Einrichtungen nur jeweils eine enthielt, in so sinnlich opulenter Ausstattung allerdings, dass sie mehr waren als bloß erotisch und, wie Shevek meinte, von so etwas wie einer ultimativen Verklärung des Exkrementellen zeugten. In diesem dritten Zimmer brachte er fast eine Stunde damit zu, nacheinander sämtliche Dinge in Gebrauch zu nehmen, so dass er ausnehmend sauber wurde. Die Wasserversorgung war wunderbar. Die Hähne liefen, bis man sie zudrehte; in die Badewanne gingen bestimmt sechzig Liter, und das Klosett verbrauchte bei jeder Spülung mindestens fünf. Überraschend war das im Grunde nicht. Die Oberfläche des Urras bestand zu fünf Sechsteln aus Wasser. Selbst die Wüsten waren aus Eis, an den Polen. Keine Notwendigkeit zum Sparen; keine Dürren … Aber was geschah mit dem Kot? Darüber sann er neben dem Klosett kniend nach, nachdem er den Mechanismus studiert hatte. Bestimmt filterten sie ihn in einer Dunganlage aus dem Wasser. Auf Anarres gab es Küstensiedlungen, die Systeme dieser Art zur Wiedergewinnung nutzten. Er nahm sich vor, danach zu fragen, aber so weit kam es nie. Es gab viele Fragen über Urras, die er am Ende nicht gestellt hatte.

Trotz seines Schnupfens fühlte er sich gut, und die Zimmer waren so warm, dass er das Anziehen verschob und nackt umherlief. Er trat an die Fenster im großen Zimmer und schaute hinaus. Das Zimmer lag hoch. Zunächst schreckte er ein wenig zurück, weil es ungewohnt war, dass ein Gebäude mehr als ein Stockwerk hatte. Ihm war, als schaute man aus einem Luftschiff; er fühlte sich abgeschnitten von der Erde, dominant, distanziert. Die Fenster blickten über ein Waldstück hinweg auf ein weißes Gebäude mit einem anmutigen eckigen Turm. Dahinter fiel das Gelände in ein breites

Tal ab. Das ganze Land war bewirtschaftet, denn die unzähligen Grünflächen, die ihm die Farbe gaben, waren rechtwinklig. Selbst dort, wo das Grün in die blaue Ferne schwand, waren noch die dunklen Linien von Straßen, Hecken und Bäumen zu erkennen, ein Netz so fein wie das Nervensystem eines lebendigen Organismus. Ganz hinten säumten Berge das Tal, blaue Falte hinter blauer Falte, weich und dunkel unter dem gleichmäßigen, blassen Grau des Himmels.

Es war der schönste Anblick, der sich Shevek je geboten hatte. Die Zartheit und Lebendigkeit der Farben, die Mischung aus geradlinigem Menschenwerk und mächtigen, mannigfaltigen natürlichen Konturen, die Vielfalt und Harmonie der Elemente erzeugten den Eindruck eines komplexen Ganzen, wie er es noch nie gesehen hatte, es sei denn als Andeutung in ruhigen und nachdenklichen menschlichen Gesichtern.

Verglichen mit diesem Panorama war alles, was Anarres zu bieten hatte, kümmerlich, sogar die Ebene von Abbenay und die Schluchten des Ne Theras: karg, trocken und unfertig. Die Schönheit der Wüsten des Südwestens war gewaltig, aber menschenfeindlich und zeitlos. Selbst in Gegenden, wo der Boden durch den Menschen am stärksten bewirtschaftet wurde, wirkte die Landschaft dort, verglichen mit dieser großartigen Fülle an Leben und ihrem unerschöpflichen Reichtum an Geschichte und künftigem Werden, wie eine grobe, mit gelber Kreide hingeworfene Skizze.

So sollte eine Welt aussehen, dachte Shevek.

Irgendwo hoch oben in der blauen und grünen Pracht sang etwas, eine kleine Stimme, die immer wieder verstummte und dann neu einsetzte. Sie war unfassbar schön. Was war das? Eine kleine, süße, wilde Stimme, Musik aus der Luft.

Er lauschte, und ihm stockte der Atem.

Da klopfte es an der Tür. Nackt und noch immer staunend wandte sich Shevek vom Fenster ab und sagte: »Herein!«

Ein Mann trat mit Paketen beladen ein. Er blieb gleich an der Tür stehen. Shevek ging durch das Zimmer auf ihn zu, nannte in anarresischer Manier seinen Namen und streckte dazu in urrasischer Manier die Hand aus.

Der Mann, der um die fünfzig sein musste, mit einem faltigen, müden Gesicht, sagte etwas, von dem Shevek kein Wort verstand, und reichte ihm nicht die Hand. Möglicherweise behinderten ihn die Pakete, aber er machte keine Anstalten, sie abzusetzen, damit er die Hände frei bekam. Sein Gesicht war sehr ernst. Gut möglich, dass er verlegen war.

Shevek, der meinte, zumindest die urrasische Sitte der Begrüßung gemeistert zu haben, war verblüfft. »Herein«, sagte er nochmals und fügte dann, weil die Urrasier ständig Titel und Ehrenbezeichnungen im Mund führten, hinzu: »Mein Herr!«

Der Mann huschte in Richtung Schlafzimmer und hielt dabei erneut eine unverständliche Rede. Diesmal hörte Shevek ein paar jotische Brocken heraus, aber konnte sonst überhaupt nicht folgen. Er ließ den Burschen machen, da er offenbar unbedingt ins Schlafzimmer wollte. War er vielleicht ein Wohngenosse? Aber es gab nur ein Bett. Shevek ging wieder ans Fenster, während der Mann im Schlafzimmer verschwand und dort eine Weile herumpolterte. Gerade als Shevek zu dem Schluss gekommen war, dass er ein Nachtarbeiter war, der das Schlafzimmer tagsüber nutzte, eine Regelung, die manchmal getroffen wurde, wenn Domizile zeitweise überfüllt waren, kam er wieder heraus. Er sagte etwas – »Bitte sehr, Herr«, vielleicht? – und zog auf merkwürdige Weise den Kopf ein, als meinte er, dass Shevek, der fünf Meter entfernt stand, ihn ins Gesicht schlagen wollte. Dann verließ er die Wohnung. Shevek blieb am Fenster stehen. Ihm ging

allmählich auf, dass sich zum ersten Mal in seinem Leben jemand vor ihm verbeugt hatte.

Im Schlafzimmer entdeckte er, dass das Bett gemacht worden war.

Langsam, gedankenverloren, kleidete er sich an. Er war gerade bei den Schuhen, als es erneut klopfte.

Eine Gruppe Männer kam herein, mit anderem Auftreten; mit normalem Auftreten, fand Shevek, so als hätten sie ein Recht, dort zu sein oder auch sonst überall, wo sie wollten. Der Mann mit den Paketen war zögerlich gewesen, er hatte fast etwas Verstohlenes gehabt. Und trotzdem waren sein Gesicht, seine Hände und seine Kleidung Sheveks Vorstellung von der Erscheinung eines normalen Menschen näher gewesen als die der neuen Besucher. Der verhuschte Mann hatte sich seltsam verhalten, aber ausgesehen wie ein Anarrese. Diese vier benahmen sich wie Anarresen, aber mit ihren rasierten Gesichtern und ihrer farbenprächtigen Kleidung glichen sie eher einer Spezies aus einer fremden Galaxie.

Von einem der Männer fiel Shevek sogar der Name ein, Pae, und auch die anderen waren den ganzen gestrigen Abend mit ihm zusammen gewesen. Ihnen erklärte er, ihre Namen nicht behalten zu haben, und sie stellten sich lächelnd erneut vor: Dr. Chifoilisk, Dr. Oije und Dr. Atro.

»Verflucht nochmal!«, sagte Shevek. »Atro! Ich freue mich, Sie kennenzulernen!« Er legte dem alten Mann die Hände auf die Schultern und küsste ihn auf die Wange, bevor ihm der Gedanke kam, dass diese brüderliche Begrüßung, wie sie auf Anarres üblich war, sich hier vielleicht gar nicht schickte.

Atro jedoch umarmte ihn seinerseits herzlich und schaute ihm mit trüben grauen Augen ins Gesicht. Shevek erkannte, dass er fast blind war. »Mein lieber Shevek«, sagte Atro, »willkommen in A-Jo – willkommen auf Urras – willkommen daheim!«

»Wir haben uns schon so viele Jahre geschrieben und uns gegenseitig die Theorien zerpflückt!«

»Sie waren immer der bessere Zerpflücker. Hier, warten Sie, ich habe etwas für Sie.« Der alte Mann wühlte in seinen Taschen. Unter dem Universitätstalar aus Samt trug er ein Jackett, darunter eine Weste, darunter ein Hemd und darunter vermutlich noch eine weitere Schicht. All diese Kleidungsstücke und auch die Hose hatten Taschen. Shevek beobachtete fasziniert, wie Atro sechs oder sieben Taschen durchsuchte, die sämtlich irgendwelche Habseligkeiten enthielten, bis er einen kleinen, auf ein poliertes Holzstück montierten Würfel aus gelbem Metall fand. »Bitte schön«, sagte er blinzelnd, »Ihre Auszeichnung. Der Seo-Oen-Preis. Das Geld ist auf Ihrem Konto. Hier. Neun Jahre zu spät, aber lieber spät als nie.« Seine Hände zitterten, als er Shevek den kleinen Gegenstand überreichte.

Er war schwer; der gelbe Würfel bestand aus massivem Gold. Shevek stand reglos da und hielt ihn in der Hand.

»Ich weiß nicht, wie das mit euch jungen Leuten ist«, sagte Atro, »aber ich werde mich setzen.« Sie nahmen alle in den tiefen weichen Sesseln Platz, die Shevek bereits inspiziert und sich dabei über das Material gewundert hatte, mit dem sie bezogen waren: Der braune Stoff war nicht gewebt und fühlte sich an wie Haut. »Wie alt waren Sie vor neun Jahren, Shevek?«

Atro war der bedeutendste lebende Physiker auf Urras. Er strahlte nicht nur die Würde des Alters aus, sondern auch die schlichte Selbstsicherheit eines Mannes, der Respekt gewohnt war. Das war für Shevek nichts Neues. Atro besaß die einzige Art von Autorität, die er billigte. Außerdem freute es ihn, endlich einfach mit seinem Namen angeredet zu werden.

»Ich war neunundzwanzig, als ich die *Prinzipien* fertig hatte, Atro.«

»Neunundzwanzig? Gütiger Himmel. Damit sind Sie der jüngste Empfänger des Seo Oen seit mindestens hundert Jahren. Mir wurde er erst mit über sechzig verliehen. Wie alt waren Sie denn, als Sie mir zum ersten Mal geschrieben haben?«

»Ungefähr zwanzig.«

Atro schnaufte. »Da habe ich Sie für einen Vierzigjährigen gehalten!«

»Und Sabul?«, fragte Oije. Oije war kleiner als die meisten Urrasier, die Shevek alle klein vorkamen; er hatte ein flaches, ebenmäßiges Gesicht und längliche, pechschwarze Augen. »Es gab eine Phase von sechs oder acht Jahren, in denen Sie uns nicht geschrieben haben und Sabul den Kontakt gehalten hat; aber er hat nie über Ihre Funkverbindung mit uns gesprochen. Wir haben uns gefragt, in welchem Verhältnis Sie stehen.«

»Sabul ist der dienstälteste Mitarbeiter des Physikalischen Instituts von Abbenay«, sagte Shevek. »Ich habe früher bei ihm gearbeitet.«

»Ein älterer Rivale; eifersüchtig; hat in Ihre Bücher reingepfuscht; das war deutlich genug. Das bedarf kaum einer Erklärung, Oije«, sagte der vierte Mann, Chifoilisk, mit harter Stimme. Er war Mitte oder Ende vierzig, ein untersetzter, dunkelhäutiger Mann mit den zarten Händen eines Schreibtischarbeiters. Er war der Einzige, dessen Gesicht nicht vollständig rasiert war: Das Kinn hatte er borstig gelassen, passend zum kurzen eisengrauen Haar. »Nicht nötig, so zu tun, als wären all ihre odonischen Brüder von brüderlicher Liebe erfüllt«, sagte er. »Menschliche Natur bleibt menschliche Natur.«

Dass Shevek darauf nicht reagierte, fiel niemand besonders auf, weil er einen Niesanfall bekam. »Ich habe kein Taschentuch«, sagte er entschuldigend und wischte sich die Augen.

»Nehmen Sie meins«, sagte Atro und fischte ein schneeweißes aus einer seiner vielen Taschen. Als Shevek es nahm, schnitt ihm eine Erinnerung ins

Herz. Er dachte an seine Tochter Sadik, ein kleines dunkeläugiges Mädchen, und wie sie gesagt hatte: »Du kannst das Taschentuch nehmen, das ich benutze.« Diese so sehr geliebte Erinnerung tat jetzt unerträglich weh. Um sie zu verscheuchen, lächelte er unvermittelt und sagte: »Ich bin gegen Ihren Planeten allergisch. Das hat mir der Arzt gesagt.«

»Gütiger Himmel, Sie werden doch nicht fortwährend so niesen?«, fragte der alte Atro und sah ihn an.

»War Ihr Mann noch nicht hier?«, fragte Pae.

»Mein Mann?«

»Der Diener. Er sollte Ihnen ein paar Sachen bringen. Unter anderem Taschentücher. Nur so viel, wie Sie brauchen werden, bis Sie selbst einkaufen können. Nichts Besonderes – ich fürchte, für einen Mann Ihrer Größe gibt es nur eine ganz geringe Auswahl an Konfektionsware!«

Als Shevek dies verstanden hatte (Pae sprach in einem schnellen Singsang, der zu seinen weichen, hübschen Zügen passte), sagte er. »Das ist nett von Ihnen. Ich fühle mich –« Er sah Atro an. »Ich bin, wie Sie wissen, der Bettelmann«, sagte er zu dem alten Herrn, wie er es auch in der *Respekt* zu Dr. Kimoe gesagt hatte. »Ich konnte kein Geld mitbringen, wir verwenden keins. Ich konnte keine Geschenke mitbringen, wir verwenden nichts, was Ihnen fehlen würde. Und so komme ich wie ein guter Odonier ›mit leeren Händen‹.«

Atro und Pae versicherten ihm, er sei Gast, es komme nicht in Frage, dass er bezahle, das sei ihr Privileg. »Außerdem«, sagte Chifoilisk mit seiner säuerlichen Stimme, »kommt die jotische Regierung für die Kosten auf.«

Pae warf ihm einen scharfen Blick zu, den Chifoilisk nicht erwiderte. Er sah Shevek an. In seinem dunklen Gesicht stand ein Ausdruck, den Shevek nicht zu deuten vermochte: eine Warnung oder etwas Verschwörerisches?

»Da spricht der unverbesserliche Thuvier«, sagte der alte Atro mit seinem Schnauben. »Aber soll das heißen, Shevek, dass Sie gar nichts dabeihaben – keine Schriften, kein neues Werk? Ich hatte mich auf ein Buch gefreut. Auf die nächste Revolution in der Physik. Ich wollte erleben, wie diese jungen Heißsporne aus dem Sattel gehoben werden, so wie ich von Ihren *Prinzipien*. Woran haben Sie zuletzt gearbeitet?«

»Nun, ich habe Pae gelesen – Dr. Paes Aufsatz über das Blockuniversum, über Paradoxie und Relativität.«

»Alles schön und gut. Saio ist momentan unser Star, da gibt es keinen Zweifel. Am allerwenigsten bei ihm selbst, was Saio? Aber was tut das zur Sache? Wo ist Ihre Allgemeine Theorie der Zeitlichkeit?«

»Die habe ich im Kopf«, sagte Shevek mit einem breiten, freundlichen Grinsen.

Darauf trat eine winzige Pause ein.

Oije fragte ihn, ob er die Arbeiten eines Physikers vom fernen Planeten Terra zur Relativitätstheorie kenne, sein Name sei Ainsetain. Shevek verneinte. Dafür interessierten sich alle brennend, außer Atro, der für nichts mehr brannte. Pae lief in sein Zimmer, um Shevek ein Exemplar der Übersetzung zu holen. »Sie ist mehrere hundert Jahre alt, aber für uns ist trotzdem manches neu«, sagte er.

»Mag sein«, sagte Atro. »Aber unserer Physik können diese Anderweltler alle nicht folgen. Die Hainisch nennen sie materialistisch und die Terraner mystizistisch, und dann geben beide auf. Lassen Sie sich von diesem Fimmel für alles Außerweltliche nicht ablenken, Shevek. Da ist für uns nichts zu holen. Man muss das eigene Feld beackern, das hat schon mein Vater gesagt.« Er gab sein seniles Schnauben von sich und hievte sich aus dem Sessel. »Kommen Sie mit auf einen Gang durch das Wäldchen.

Kein Wunder, dass Ihre Nase verstopft ist, wenn Sie hier drinnen eingesperrt sind.«

»Der Arzt sagt, ich soll drei Tage im Zimmer bleiben. Ich könnte mich … anstecken? Oder ansteckend sein?«

»Auf Ärzte darf man nicht hören, mein Lieber.«

»In diesem Fall vielleicht doch, Dr. Atro«, empfahl Pae mit seiner sanften, konzilianten Stimme.

»Der Arzt ist schließlich von der Regierung, nicht wahr?«, bemerkte Chifoilisk mit unverhohlener Bosheit.

»Gewiss der Beste, der zu finden war«, erwiderte Atro ernst und verabschiedete sich, ohne Shevek weiter zu drängen. Chifoilisk begleitete ihn. Die beiden jüngeren Männer blieben bei Shevek, und sie unterhielten sich noch eine ganze Weile über Physik.

Mit immensem Vergnügen und dem tiefen Gefühl des Wiedererkennens, das sich einstellt, wenn etwas so ist, wie es sein sollte, erlebte Shevek zum ersten Mal in seinem Leben ein Gespräch als Gleicher unter Gleichen.

Mitis war eine ausgezeichnete Lehrerin gewesen, aber sie hatte ihm nicht in die neuen Theoriegebiete folgen können, in die er, von ihr ermutigt, aufgebrochen war. Gvarab war von allen, die er gekannt hatte, die Einzige mit ähnlicher Ausbildung und vergleichbaren Fähigkeiten gewesen, doch er war ihr viel zu spät begegnet, erst ganz am Ende ihres Lebens. Seither hatte er mit vielen begabten Menschen zu tun gehabt, doch weil er nie ein hauptamtliches Mitglied des Instituts in Abbenay geworden war, hatte er sie nie weit genug begleiten können, und sie waren in den alten Problemen steckengeblieben, der klassischen Sequenzphysik. Er hatte keine Ebenbürtigen gehabt. Erst hier im Reich der Ungleichheit lernte er endlich welche kennen.

Es war eine Offenbarung, eine Befreiung. Physiker, Mathematiker, Astronomen, Logiker, Biologen, das alles gab es hier an der Universität, und sie kamen zu ihm, oder er ging zu ihnen, und sie unterhielten sich, und in ihren Gesprächen wurden neue Welten geboren. Es gehört zum Wesen von Ideen, kommuniziert zu werden: aufgeschrieben, ausgesprochen, umgesetzt zu werden. Eine Idee ist wie Gras. Sie strebt nach Licht, findet Gefallen an Menschenansammlungen, gedeiht durch Kreuzung, wächst besser, wenn auf ihr herumgetrampelt wird.

Schon an diesem ersten Nachmittag mit Oije und Pae spürte er, dass er etwas gefunden hatte, nach dem er sich gesehnt hatte, seitdem Tirin, Bedap und er als Kinder und auf kindlichem Niveau halbe Nächte hindurch diskutiert und einander provoziert und zu immer kühneren Gedankenflügen angespornt hatten. An eine solche Nacht erinnerte er sich lebhaft. Er sah Tirin vor sich, wie er sagte: »Wenn wir wüssten, wie es auf Urras wirklich ist, dann würden einige von uns vielleicht hinwollen.« Damals war er von der Vorstellung so schockiert gewesen, dass er Tirin förmlich ins Gesicht gesprungen war, und Tir hatte sofort einen Rückzieher gemacht. Er hatte immer klein beigegeben, der Ärmste, und er hatte immer recht gehabt.

Das Gespräch war versiegt. Pae und Oije schwiegen.

»Verzeihung«, sagte Shevek. »Der Kopf ist schwer.«

»Wie geht’s mit der Schwerkraft?«, fragte Pae mit dem bezaubernden Lächeln eines Mannes, der auf seinen Charme zählt wie ein kluges Kind.

»Ich merke nichts«, sagte Shevek. »Nur in den … was ist das hier?«

»Die Knie – Kniegelenke.«

»Ja, in den Knien. Die Funktion ist beeinträchtigt. Aber ich werde mich eingewöhnen.« Er sah erst Pae an und dann Oije. »Da wäre eine Frage. Aber ich möchte niemanden beleidigen.«

»Keine Sorge, Herr!«, sagte Pae.

Oije sagte: »Ich glaube kaum, dass Sie wüssten, wie.« Oije war nicht so einnehmend wie Pae. Er blieb selbst beim Thema Physik ausweichend und verschlossen. Trotzdem meinte Shevek bei ihm etwas zu spüren, dem er vertrauen konnte, während hinter Paes Charme – ja, was verbarg sich dort? Nun, egal. Er musste ihnen allen vertrauen und wollte es auch tun.

»Wo sind die Frauen?«

Pae lachte. Oije fragte lächelnd: »Wie meinen Sie das?«

»Ganz allgemein. Gestern Abend bei der Feier habe ich Frauen gesehen – fünf, vielleicht zehn – und Hunderte von Männern. Aber die Frauen waren meinem Eindruck nach keine Wissenschaftler. Wer waren sie?«

»Ehefrauen. Eine davon war meine«, sagte Oije mit seinem rätselhaften Lächeln.

»Wo sind die anderen Frauen?«

»Oh, kein Problem, mein Herr, nicht das geringste«, sagte Pae eilfertig. »Sagen Sie uns einfach, was Ihnen vorschwebt, dann wäre nichts leichter zu beschaffen.«

»Man hört ziemlich bunte Spekulationen über anarresische Gepflogenheiten, aber ich denke doch, dass wir Ihnen fast alles bieten können, wonach Ihnen der Sinn steht«, sagte Oije.

Shevek hatte keine Ahnung, wovon sie redeten. Er kratzte sich am Kopf. »Sind denn hier alle Wissenschaftler Männer?«

»Wissenschaftler?«, fragte Oije ungläubig.

Pae hüstelte. »Wissenschaftler. O ja, gewiss, das sind alles Männer. An den Mädchenschulen gibt es natürlich weibliche Lehrkräfte. Aber sie kommen nie über das Lehramt hinaus.«

»Warum nicht?«

»Sie kommen in der Mathematik nicht mit; haben keinen Kopf für abstraktes Denken; gehören nicht dazu. Sie kennen das doch auch. Was Frauen denken nennen, geschieht mit dem Uterus! Natürlich gibt es gelegentlich Ausnahmen, gottserbärmliche Intelligenzbestien mit Vaginalatrophie.«

»Bei den Odoniern sind Frauen zu wissenschaftlichen Studiengängen zugelassen?«, fragte Oije.

»Nun, sie arbeiten als Wissenschaftler, ja.«

»Nicht viele, hoffe ich.«

»Ungefähr die Hälfte.«

»Ich war schon immer der Ansicht«, sagte Pae, »dass weibliche Facharbeiter, unter richtiger Anleitung, den Männern in jeder Laborsituation einen Großteil der Last abnehmen könnten. Wo es um monotone Aufgaben geht, stellen sie sich sogar geschickter an und sind schneller als Männer, und sie sind gefügiger – langweiligen sich weniger leicht. Wir könnten Männer viel früher für die eigenständige Arbeit freistellen, wenn wir Frauen einsetzen würden.«

»Aber nicht in meinem Labor«, sagte Oije. »Die sollen bleiben, wo sie hingehören.«

»Haben Sie je Frauen gefunden, die zu eigenständigen geistigen Leistungen fähig sind, Dr. Shevek?«

»Nun, es war eher so, dass sie mich gefunden haben. In Nordniedern war Mitis meine Lehrerin. Und Gvarab; die kennen Sie, denke ich.«

»Gvarab war eine Frau?«, rief Pae ehrlich überrascht und lachte.

Oije wirkte ungläubig und gekränkt. »An Ihren Namen kann man das natürlich nicht erkennen«, sagte er kühl. »Ich vermute, Sie machen prinzipiell keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern.«

Shevek sagte sanft: »Odo war eine Frau.«

»Na bitte«, antwortete Oije. Nicht mit einem Achselzucken, aber beinahe achselzuckend. Pae setzte eine ehrfürchtige Miene auf und nickte genauso, wie es seine Art war, wenn der alte Atro schwafelte.

Shevek erkannte, dass er bei diesen Männern einen wunden Punkt berührt hatte, der sehr tief wurzelte. Offenbar steckte in beiden, ähnlich wie in den Tischen des Raumschiffs, eine Frau, ein unterdrücktes, zum Schweigen verurteiltes, entmenschlichtes Weib, eine Furie in einem Käfig. Er hatte kein Recht, sich über sie lustig zu machen. Sie kannten keine andere Beziehung als besitzen und besessen werden. Sie waren besessen.

»Eine schöne, tugendhafte Frau ist für uns eine Inspiration«, sagte Pae, »das Kostbarste, was es auf Erden gibt.«

Shevek war das alles schrecklich unangenehm. Er stand auf und trat ans Fenster. »Ihre Welt ist sehr schön«, sagte er. »Ich würde gern mehr davon sehen. Doch bis ich hinausdarf, mögen Sie mir Bücher bringen?«

»Natürlich! Was hätten Sie gern?«

»Historisches, Bilder, Geschichten, ganz egal. Vielleicht sollten es Bücher für Kinder sein. Ich weiß sehr wenig, verstehen Sie. Wir lernen einiges über Urras, aber hauptsächlich über Odos Zeit. Davor lagen achteinhalbtausend Jahre! Und die Besiedlung von Anarres liegt anderthalb Jahrhunderte zurück; seitdem das letzte Schiff die letzten Siedler brachte – herrscht Unwissenheit. Wir ignorieren Sie; Sie ignorieren uns. Sie sind unsere Vergangenheit. Wir sind vielleicht Ihre Zukunft. Ich möchte lernen, statt zu ignorieren. Das ist der Grund meines Kommens. Wir müssen einander kennenlernen. Wir sind keine primitiven Menschen. Unsere Moral ist nicht mehr im Stammesdenken verhaftet, das kann sie nicht sein. Ignoranz in solcher Form ist ein Unrecht, das neues Unrecht gebiert. Deswegen komme ich, um zu lernen.«

Er sprach mit großem Ernst. Pae pflichtete ihm enthusiastisch bei. »Genau, Dr. Shevek! Wir alle stimmen vollkommen mit Ihren Zielen überein.«

Oije sah ihn mit seinen schwarzen, undurchsichtigen, länglichen Augen an und fragte: »Dann kommen Sie also als Abgesandter ihrer Gesellschaft?«

Shevek kehrte auf den Marmorsitz am Feuer zurück, der sich für ihn bereits wie sein Platz anfühlte, sein Terrain. Er brauchte ein Terrain. Er spürte, dass Vorsicht geboten war. Doch noch stärker spürte er das Bedürfnis, das ihn über den Abgrund der Leere hinweg in diese Welt geführt hatte: das Bedürfnis nach Kommunikation, den Wunsch, Mauern abzubauen.

»Ich komme«, sagte er bedächtig, »als Syndik des Initiativsyndikats, der Gruppe, die seit zwei Jahren über Funk mit Urras spricht. Aber ich bin, wie Sie wissen, kein Botschafter irgendeiner Macht oder Institution. Ich hoffe, Sie haben mich nicht als solchen eingeladen.«

»Nein«, sagte Oije. »Wir haben *Sie* eingeladen – den Physiker Shevek. Selbstverständlich mit dem Einverständnis unserer Regierung und des Rates der Weltregierungen. Aber Sie sind hier als privater Gast der Universität von Jeu Eun.«

»Gut.«

»Wohingegen wir nicht sicher waren, ob Sie mit dem Einverständnis …« Er zögerte.

Shevek grinste. »Meiner Regierung?«

»Wir wissen, dass es auf Anarres nominell keine Regierung gibt. Offensichtlich gibt es jedoch eine Verwaltungsbehörde. Und wenn wir recht verstehen, ist die Gruppe, die Sie entsandt hat, Ihr Syndikat, eine Art Splittergruppe; möglicherweise eine revolutionäre Zelle.«

»Auf Anarres ist jeder ein Revolutionär, Oije … das Verwaltungs- und Bewirtschaftungsnetzwerk trägt den Namen KPD, Koordinationsgemeinschaft für Produktion und Distribution. Sie ist für die Koordination sämtlicher Syndikate, Föderationen und Individuen zuständig, die produktive Arbeit leisten. Die KPD bestimmt nicht über Menschen; sie organisiert die Produktion. Sie hat weder die Befugnis, mich zu unterstützen noch mir etwas zu verbieten. Sie kann uns nur davon in Kenntnis setzen, wie man in der Öffentlichkeit über uns denkt – uns sagen, wo wir im gesellschaftlichen Bewusstsein stehen. Ist es das, was Sie wissen möchten? Nun, meine Freunde und ich treffen überwiegend auf Ablehnung. Die meisten Menschen auf Anarres wollen von Urras nichts wissen. Sie fürchten sich davor und wollen mit den Propertariern nichts zu tun haben. Tut mir leid, es so unhöflich zu sagen! Aber das ist hier bei manchen Leuten genauso, nicht wahr? Die Verachtung, die Furcht, das Stammesdenken. Na ja, und ich bin nun also gekommen, um das nach Möglichkeit zu ändern.«

»Ganz und gar aus eigener Initiative«, sagte Oije.

»Das ist die einzige Initiative, die ich gelten lasse«, sagte Shevek lächelnd und mit tödlichem Ernst.

Die nächsten zwei Tage verbrachte er im Gespräch mit den Wissenschaftlern, die ihn besuchten, und mit der Lektüre der von Pae gebrachten Bücher. Zwischendurch stellte er sich an die Doppelbogenfenster, um über das große, frühsommerliche Tal zu schauen und den kurzen, hübschen Unterhaltungen draußen im Freien zu lauschen. Vögel: Den Namen der Sänger kannte er inzwischen aus den Büchern, und

von den Bildern wusste er, wie sie aussahen, doch wenn er ihr Lied hörte oder ihre Flügel zwischen den Bäumen aufblitzen sah, staunte er wie ein Kind.

Er hatte fest damit gerechnet, sich hier auf Urras sonderbar zu fühlen, fremd, verloren und verwirrt – und nun empfand er nichts dergleichen. Natürlich verstand er unendlich vieles nicht. Ihm begann jetzt erst zu dämmern, wie viel: die ganze unglaublich komplexe Gesellschaft mit all ihren Staaten, Klassen, Kasten, Kulten, Gebräuchen und ihrer großartigen, grausigen und unendlich langen Geschichte. Auch jeder Mensch, den er kennenlernte, war ein Rätsel und voller Überraschungen. Aber sie waren nicht die krassen, kalten Egoisten, mit denen er gerechnet hatte: Sie waren so komplex und vielfältig wie ihre Kultur, ihre Landschaft; und sie waren freundlich. Sie behandelten ihn wie einen Bruder, sie taten alles in ihrer Macht Stehende, damit er sich nicht verloren, nicht fremd, sondern heimisch fühlte. Und er fühlte sich tatsächlich heimisch. Er konnte gar nicht anders. Die ganze Welt, die angenehme Luft, der Fall des Sonnenlichts über die Berge, selbst die Wirkung der stärkeren Schwerkraft auf seinen Körper, sagte ihm, dass dies hier wirklich seine Heimat, die Welt seiner Rasse war; und dass ihre ganze Schönheit ihm von Geburt zustand.

Die Stille, die vollkommene Stille von Anarres: Daran dachte er in den Nächten. Dort sangen keine Vögel. Dort gab es keine Stimmen außer denen der Menschen. Stilles und karges Land.

Am dritten Tag brachte ihm der alte Atro einen Stapel Zeitungen. Pae, der sich häufig bei Shevek aufhielt, sagte in Atros Gegenwart nichts, doch als der Alte ging, bemerkte er: »Schrecklicher Schund, diese Zeitungen, Dr. Shevek. Amüsant, aber Sie dürfen nichts glauben, was Sie darin lesen.«

Shevek nahm sich die oberste Zeitung. Sie war unsauber gedruckt, auf grobkörnigem Papier – das erste schlecht gemachte Produkt, das er auf

Urras in Händen hielt. Das Blatt sah aus wie die Bekanntmachungen der KPD und die Regionalberichte, die auf Anarres als Zeitung dienten, aber ihr Stil war vollkommen anders als in den dortigen verwischten, nüchternen, sachlichen Publikationen. Der Text war mit Ausrufezeichen und Bildern gespickt. Ein Bild zeigte Shevek mit finsterer Miene vor dem Raumschiff und Pae, der seinen Arm hielt. **DER ERSTE MANN VOM MOND!**, stand in riesigen Lettern über dem Bild. Fasziniert las Shevek weiter.

> **Sein erster Schritt auf der Erde! Dr. Shevek, der erste Besucher vom Anarres seit der Besiedlung vor 170 Jahren, wurde gestern unmittelbar nach seinem Eintreffen mit dem Mondfrachtershuttle am Weltraumbahnhof von Peier fotografiert. Der renommierte Physiker, ausgezeichnet mit dem Seo-Oen-Preis für wissenschaftliche Leistungen im Dienste aller Nationen, hat eine Professur an der Universität von Jeu Eun übernommen, eine Ehre, die bisher noch nie einem Anderweltler zuteilwurde. Auf die Frage, welche Gefühle sein erster Eindruck von Urras bei ihm auslöse, sagte der hochgewachsene, hochrenommierte Physiker: »Es ist eine große Ehre, auf Ihren wunderschönen Planeten eingeladen worden zu sein. Ich hoffe, dass nun eine neue Ära gesamtcetischer Freundschaft anbricht, in der die Zwillingsplaneten brüderlich voranschreiten.«**

»Aber ich habe doch gar nichts gesagt!«, rief Shevek aus.

»Natürlich nicht. Wir haben die Meute gar nicht an Sie rangelassen. Das kann der Phantasie eines Vogelfraßjournalisten nichts anhaben. Die lassen Sie in ihren Berichten sagen, was sie wollen, ganz gleich, was Sie tatsächlich sagen oder nicht.«

Shevek biss sich auf die Lippe. »Na ja«, sagte er schließlich. »Wenn ich etwas gesagt hätte, dann wäre es so ähnlich gewesen. Aber was heißt ›gesamtcetisch‹?«

»Die Terraner nennen uns ›Ceter‹. Nach ihrem Wort für unsere Sonne, glaube ich. Die populäre Presse hat das neuerdings aufgegriffen, es ist eine Art Modewort geworden.«

»Dann meint ›gesamtcetisch‹ Urras und Anarres zusammen?«

»Vermutlich«, sagte Pae mit betontem Desinteresse.

Shevek las weiter Zeitung. Er las, dass er ein baumlanger Riese sei, unrasiert und mit einer »Mähne«, was immer das war, ergrauender Haare; dass er 37, 43, 56 sei; dass er der Verfasser eines berühmten physikalischen Werkes sei, mit dem Titel (die Schreibung variierte zwischen den Zeitungen) *Prinzipien der Simultanität* bzw *Prinzipe der Simiultanie*; dass er ein Sonderbotschafter der odonischen Regierung sei, dass er Vegetarier sei und wie alle Anarresen nicht trinke. Als er das las, brach er in schallendes Gelächter aus und lachte, bis ihm die Rippen wehtaten. »Verflucht, die haben wirklich Phantasie! Glauben sie, wir leben von Wasserdampf wie die Steinflechten?«

»Sie meinen, dass man bei Ihnen keinen Alkohol trinkt«, sagte Pae ebenfalls lachend. »Vermutlich ist es das Einzige, was alle über die Odonier wissen, dass man bei Ihnen keinen Alkohol trinkt. Stimmt das übrigens?«

»Manche Leute brennen Alkohol aus fermentierten Holumwurzeln, um ihn zu trinken. Sie behaupten, es würde das Unbewusste befreien, ähnlich wie das Hirnwellentraining. Aber die meisten ziehen das Training vor, weil es sehr einfach ist und keine Krankheit zur Folge hat. Ist das hier üblich?«

»Hier wird getrunken. Von der Krankheit weiß ich nichts. Wie heißt sie?«

»Alkoholismus, glaube ich.«

»Ah, verstehe … Aber was machen arbeitende Menschen auf Anarres, wenn sie sich amüsieren oder zusammen für einen Abend den Sorgen der Welt entfliehen wollen?«

Shevek wusste keine Antwort. »Nun, wir … Ich weiß nicht. Vielleicht sind unsere Sorgen unentrinnbar?«

»Reizender Gedanke«, sagte Pae mit entwaffnendem Lächeln.

Shevek kehrte zu seiner Lektüre zurück. Eine der Zeitungen war in einer Sprache verfasst, die er nicht kannte, und eine in einem gänzlich anderen Alphabet. Die eine stamme aus Thu, erklärte Pae, und die andere aus Benbili, einem Staat in der westlichen Hemisphäre. Die Zeitung aus Thu war sauber gedruckt und nüchtern gestaltet; Pae erklärte, es handle sich um ein staatliches Organ. »Sehen Sie, hier in A-Jo bekommen die gebildeten Menschen ihre Nachrichten per Telefax, aus dem Fernsehen, dem Radio und den Wochenschriften. Diese Zeitungen werden fast ausschließlich von den unteren Klassen gelesen – und, wie Sie sehen, von Halbalphabeten für Halbalphabeten geschrieben. Bei uns in A-Jo herrscht vollständige Pressefreiheit, so dass wir notgedrungen jede Menge Schund bekommen. Die thuvische Zeitung ist weit besser geschrieben, aber enthält nur die Fakten, die das thuvische Zentralpräsidium für Berichte freigibt. In Thu herrscht totale Zensur. Der Staat ist alles, und alles dient dem Staat. Kaum der Ort für einen Odonier, was?«

»Und diese Zeitung?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Benbili ist ein rückständiges Land. Dort sind ständig Revolutionen im Gange.«

»Aus Benbili hat uns eine Gruppe von Leuten eine Botschaft geschickt, auf der Wellenlänge des Syndikats, nicht lange vor meinem Abflug aus Abbenay. Sie nannten sich Odonier. Gibt es solche Gruppen hier in A-Jo?«

»Nicht dass ich wüsste, Dr. Shevek.«

Die Mauer. Shevek spürte sie mittlerweile deutlich, wenn er auf sie traf. Die Mauer war der Charme dieses jungen Mannes – seine Höflichkeit, seine Indifferenz.

»Ich glaube, Sie haben Angst vor mir, Pae«, sagte er unvermittelt und freundlich.

»Vor Ihnen, Herr?«

»Weil ich durch meine Existenz die Notwendigkeit des Staates widerlege. Aber was gibt es da zu fürchten? Ich werde Ihnen nichts tun, Saio Pae. Als Person bin ich vollkommen harmlos. … Übrigens, ich bin kein Doktor. Wir verwenden keine Titel. Ich bin Shevek.«

»Ich weiß. Ich bitte um Verzeihung, Herr. In unseren Ohren klingt das respektlos, verstehen Sie? Es kommt mir einfach nicht richtig vor.« Pae erwartete, dass ihm nach dieser formvollendeten Entschuldigung vergeben wurde.

»Können Sie mich nicht als ebenbürtig anerkennen?«, fragte Shevek und zeigte sich weder vergebend noch verärgert.

Zum ersten Mal war Pae sprachlos. »Nein wirklich, Herr, Sie sind, wissen Sie, ein hochbedeutender Mann –«

»Es gibt keinen Grund, meinetwegen Ihre Gewohnheiten zu ändern«, sagte Shevek. »Vergessen Sie es. Ich hatte bloß gedacht, Sie würden sich vielleicht freuen, von etwas Überflüssigem befreit zu werden.«

Nach drei Tagen in der Wohnung steckte Shevek voll überschüssiger Energie, und als er hinausdurfte, ermüdete er seine Begleiter, indem er gleich alles auf einmal sehen wollte. Sie zeigten ihm die Universität, die eine Stadt für sich war, mit sechzehntausend Studenten und den dazugehörigen Lehrkräften. Die Wohnheime, Kantinen, Theater, Sitzungssäle und so weiter erinnerten sehr an odonische Ortschaften, mit dem Unterschied, dass hier alles außerordentlich alt, ausschließlich für

Männer, unglaublich luxuriös und nicht föderativ, sondern hierarchisch organisiert war, von oben nach unten. Trotzdem, so fand Shevek, fühlte es sich an wie eine Siedlungsgemeinschaft. Er musste sich die Unterschiede bewusst vor Augen führen.

Man fuhr mit ihm in Leihwagen durch das Land, prächtigen Fahrzeugen von grotesker Eleganz. Auf den Straßen waren nicht viele unterwegs; die Leihgebühr war hoch, und weil Fahrzeuge stark besteuert wurden, besaßen nur wenige Leute eins privat. In A-Jo wurden sämtliche Luxusgüter, deren Gebrauch, wären sie der Allgemeinheit frei zugänglich, zur Erschöpfung unersetzlicher Bodenschätze führen oder die Umwelt durch Abfallprodukte schädigen würde, durch strenge Regularien und Steuern beschränkt. Bei diesem Thema verweilten seine Begleiter mit einigem Stolz. Auf den Gebieten der ökologischen Kontrolle und des sparsamen Umgangs mit Bodenschätzen sei A-Jo seit Jahrhunderten führend in der Welt, erklärten sie. Die Exzesse des neunten Jahrtausends gehörten längst der Vergangenheit an, und die einzig verbliebene Nachwirkung sei die Knappheit einiger Metalle, die man zum Glück vom Mond importieren könne.

Auf den Fahrten mit dem Wagen oder der Bahn sah er Dörfer, Bauernhöfe, Städte, Festungen aus der Feudalzeit; verfallene Türme aus der fernen Vergangenheit, eine uralte Reichshauptstadt von vor vierundvierzighundert Jahren. Er sah die Agrargebiete, Seen und Berge der Provinz Ava im Herzen von A-Jo, am nördlichen Horizont begrenzt durch die weißen, gigantischen Gipfel des Meitei-Gebirges. Immer wieder bestaunte er die Schönheit des Landes und den Wohlstand seiner Bewohner. Seine Begleiter hatten recht: Die Urrasier wussten ihre Welt zu benutzen. Als Kind hatte man ihm beigebracht, dass Urras ein schwärender Pfuhl der Ungerechtigkeit, Sünde und Verschwendung sei. Doch alle Leute, die er

sah, noch in den kleinsten Dörfern auf dem Land, waren gut gekleidet, wohlgenährt und, entgegen seinen Erwartungen, fleißig bei der Arbeit. Sie standen nicht missmutig herum und warteten auf Befehle, sondern erledigten schlicht das, was anstand, genau wie die Bewohner von Anarres. Das fand er verblüffend. Er hatte geglaubt, wenn man dem Menschen seinen natürlichen Ansporn zur Arbeit nahm – die Initiative, die eigenständige schöpferische Energie – und sie durch äußere Antriebe und Zwang ersetzte, würde er zu einem nachlässigen, faulen Arbeiter werden. Aber die Arbeiter, die diese herrlichen Felder pflegten, diese vorzüglichen Autos und bequemen Züge bauten, waren nicht nachlässig. Offenbar waren das Streben nach und die Verlockung von *Profit* ein weit effektiverer Ersatz für die natürlichen Antriebe, als man ihn hatte glauben machen.

Er hätte gern mit einigen dieser handfesten, aufrechten Menschen geredet, die er in den Städtchen sah, um sie etwa zu fragen, ob sie sich für arm hielten; denn wenn dies die Armen waren, musste er seine Auffassung von Armut korrigieren. Doch vor lauter Dingen, die seine Begleiter ihm zeigen wollten, schien dafür nie Zeit zu sein.

Die anderen großen Städte von A-Jo waren für Tagesausflüge zu weit entfernt; aber die fünfzig Kilometer nach Nio Esseia fuhr man häufig mit ihm. Dort wurden ihm zu Ehren gleich mehrere Empfänge abgehalten. Sie machten ihm keine Freude und waren ganz und gar nicht das, was er sich unter Feiern vorstellte. Alle Leute benahmen sich sehr höflich und redeten viel, aber nie über interessante Dinge; und sie lächelten so viel, dass man meinte, sie hätten Angst. Aber ihre Kleidung war wunderschön, so schön, dass es fast wirkte, als steckten sie die ganze Leichtherzigkeit, die ihrem Gebaren fehlte, in ihre Kleidung oder auch in ihre Nahrung und die vielerlei Getränke und die fabelhafte Ausstattung der Palasträume, in denen diese Empfänge stattfanden.

Man zeigte ihm die Sehenswürdigkeiten von Nio Esseia: einer Stadt von fünf Millionen – ein Viertel der Bevölkerung von Sheveks gesamtem Planeten. Seine Begleiter führten ihn zum Platz des Kapitols und zeigten ihm die hohen Bronzetüren des Regierungspalasts von A-Jo, das sogenannte Direktorat, wo er einer Debatte im Senat und einer Kabinettssitzung der Direktoren beiwohnen durfte. Sie besuchten mit ihm den Zoo, das Nationalmuseum, das Museum für Naturwissenschaft und Technik. Sie besuchten mit ihm eine Schule, in der niedliche Kinder in blauweißen Uniformen ihm zu Ehren die Nationalhymne sangen. Sie ließen sich mit ihm durch eine Fabrik für elektronische Bauteile, ein vollautomatisiertes Stahlwerk, ein Kernfusionswerk führen, um ihm zu demonstrieren, wie effizient eine propertäre Gesellschaft ihre Produktion und Energievorräte verwaltete. Sie fuhren mit ihm in eine neue, vom Staat errichtete Wohnsiedlung, um ihm zu zeigen, wie die Regierung für ihr Volk sorgte. Sie unternahmen mit ihm eine Bootstour durch das Mündungsgebiet des Sua, wo sich Schiffe aus allen Winkeln des Planeten drängten, und bis hinaus aufs Meer. Sie fuhren mit ihm ins Hohe Gericht, wo er sich einen ganzen Tag lang zivil- und strafrechtliche Prozesse anhörte und davon zutiefst verwirrt und entsetzt war; aber sie bestanden darauf, dass er alles zu sehen bekam, was es zu sehen gab, und versprachen ihm alles zu zeigen, was er wollte. Als er zaghaft anfragte, ob er wohl die Stelle sehen könne, wo Odo begraben sei, brachten sie ihn sofort zum alten Friedhof im Trans-Sua-Bezirk und erlaubten sogar Journalisten der verrufenen Zeitungen, ihn zu fotografieren, wie er im Schatten der großen alten Weiden stand und den schlichten, wohlgepflegten Grabstein betrachtete:

LAIA ASIEIO ODO
698–769
Ganz zu sein ist Teil zu sein;
wahres Reisen ist Wiederkehr

Man fuhr mit ihm nach Rodarred, dem Sitz des Rates der Weltregierungen, wo er zur Plenarversammlung sprechen sollte. Er hatte gehofft, dort Menschen von anderen Welten zu treffen oder zumindest zu sehen – die Botschafter von Terra oder von Hain –, aber um das zu gestatten, war der Veranstaltungsplan zu voll. Er hatte hart an seiner Rede gearbeitet, einem Appell für freie Kommunikation und gegenseitige Anerkennung zwischen der alten und der neuen Welt. Als er fertig war, standen alle auf und klatschten zehn Minuten. Die seriösen Wochenschriften kommentierten die Rede wohlwollend und lobten sie als »selbstlose moralische Geste menschlicher Brüderlichkeit seitens eines großen Wissenschaftlers«, aber weder sie noch die populären Blätter zitierten daraus. Shevek konnte sich, der Ovation zum Trotz, des seltsamen Eindrucks nicht erwehren, dass niemand sie gehört hatte.

Man gewährte ihm jede Menge Privilegien sowie Zugang zu den Lichtforschungslaboren, dem Nationalarchiv, den Laboren für Nukleartechnologie, der Nationalbibliothek in Nio, dem Beschleuniger in Meafed, der Stiftung für Raumforschung in Drio. Auch wenn alles, was er auf Urras sah, seine Neugier auf mehr weckte, reichte ihm das Touristendasein nach einigen Wochen: Alles war so faszinierend, verblüffend und grandios, dass es ihm schließlich zu viel wurde. Er sehnte sich danach, an der Universität zur Ruhe zu kommen und zu arbeiten und eine Zeitlang über alles nachzudenken. Doch als Letztes wünschte er sich noch eine Führung durch die Stiftung für Raumforschung. Als er die Bitte aussprach, wirkte Pae sehr zufrieden.

Vieles, was er in der letzten Zeit gesehen hatte, hatte ihn beeindruckt, weil es so alt war, jahrhunderte- oder sogar jahrtausendealt. Die Stiftung hingegen war neu, in den letzten zehn Jahren im aufwendigen, eleganten Stil der Zeit erbaut. Die Architektur war dramatisch. Man hatte Unmengen

von Farbe verwendet, Höhen und Entfernungen übertrieben. Die Labore waren geräumig und luftig, die zugehörigen Fabriken und Werkstätten lagen hinter prächtigen neosaetischen Säulenvorbauten und Bogengängen. Die dort arbeitenden Männer hingegen waren sehr ruhig und handfest. Sie ließen seine üblichen Begleiter zurück, nahmen ihn mit zu einer Führung durch die ganze Stiftung und erläuterten ihm sämtliche Stadien des experimentellen interstellaren Antriebssystems, an dem sie arbeiteten, von Rechnern und Reißbrett bis hin zu einem halbfertigen Schiff, das gigantisch und surreal im orangen, violetten und gelben Licht der riesigen geodätischen Halle stand.

»Sie haben so viel«, sagte Shevek zu dem Ingenieur, der sich seiner angenommen hatte, einem Mann namens Oegeo. »Ihnen steht so viel für Ihre Arbeit zur Verfügung, und Sie gehen so gut damit um. Großartig ist das – die Koordination, die Kooperation, die Bedeutung des Projekts.«

»So was könnten Sie da, wo Sie herkommen, nicht zuwege bringen, was?«, sagte der Ingenieur grinsend.

»Raumschiffe? Unsere Raumflotte besteht aus den Schiffen, mit denen die Siedler von Urras gekommen sind – sie wurden vor fast zweihundert Jahren hier auf Urras gebaut. Schon ein normales Schiff, das Getreide übers Meer transportiert, ein Frachtschiff, verlangt eine einjährige Planungsphase, einen gewaltigen wirtschaftlichen Kraftakt.«

Oegeo nickte. »Nun ja, wir können nicht klagen. Aber andererseits sind Sie der Mann, der uns sagen kann, wann wir diesen ganzen Kram vergessen – verschrotten können.«

»Verschrotten? Wie meinen Sie das?«

»Fortbewegung mit Überlichtgeschwindigkeit«, sagte Oegeo. »Transilienz. Die alte Physik hält es für unmöglich. Die Terraner halten es für unmöglich. Aber die Hainisch, die schließlich den Antrieb erfunden

haben, den wir heute benutzen, behaupten, es sei möglich, allerdings ohne zu wissen, wie, weil sie gerade erst von uns in die Temporalphysik eingeführt werden. Wenn jemand die Lösung in der Tasche hat, jemand aus den bekannten Welten, dann offenbar Sie, Dr. Shevek.«

Shevek sah ihn befremdet an, die hellen Augen hart und klar. »Ich bin Theoretiker, Oegeo. Kein Konstrukteur.«

»Wenn Sie die Theorie liefern, die Vereinigung von Abfolge und Gleichzeitigkeit in einer allgemeinen Feldtheorie der Zeit, dann entwickeln wir die Schiffe. Und kommen auf Terra oder Hain oder in der nächsten Galaxie im selben Moment an, in dem wir von Urras starten! Diese Tonne«, und er blickte durch die Halle auf das gewaltige, in violetten und orangen Lichtstrahlen schwebende Gerüst des halbfertigen Schiffes, »wird so überholt sein wie ein Ochsenkarren.«

»Sie träumen, wie sie bauen – kühn«, sagte Shevek noch immer distanziert und ernst. Oegeo und seine Kollegen hätten ihm gern noch vieles gezeigt und mit ihm beredet, doch er sagte bald mit einer Schlichtheit, die jede ironische Absicht ausschloss: »Ich glaube, Sie sollten mich zu den Betreuern zurückbringen.«

Das taten sie und verabschiedeten sich mit wechselseitiger Herzlichkeit. Shevek stieg ein und gleich wieder aus. »Beinahe hätte ich es vergessen«, sagte er, »ist noch Zeit für einen weiteren Stop in Drio?«

»In Drio gibt es nichts weiter zu sehen«, sagte Pae höflich wie immer und äußerst bemüht, seinen Ärger über Sheveks fünfstündigen Aufenthalt bei den Ingenieuren zu verbergen.

»Ich würde gern die Festung sehen.«

»Welche Festung?«

»Eine alte Burg aus der Zeit der Könige. Sie wurde später als Gefängnis genutzt.«

»Alles Derartige hat man bestimmt abgerissen. Die Stiftung hat die Stadt von Grund auf erneuert.«

Als sie im Wagen saßen und der Chauffeur die Türen schloss, fragte Chifoilisk (vermutlich ein weiterer Quell von Paes schlechter Laune): »Wozu wollten Sie denn noch eine Burg sehen, Shevek? Man sollte meinen, Sie hätten für eine Weile genug von alten Ruinen.«

»In der Festung von Drio hat Odo neun Jahre gesessen«, erwiderte Shevek. Sein Gesicht war unbewegt, wie schon die ganze Zeit seit seinem Gespräch mit Oegeo. »Nach dem Aufstand von 747. Dort hat sie die *Gefängnisbriefe* geschrieben und die *Analogie*.«

»Ich fürchte, sie ist abgerissen worden«, sagte Pae mitfühlend. »Drio war eine untergehende Stadt, und die Stiftung hat sie eingeebnet und einen Neuanfang gemacht.«

Shevek nickte. Doch auf der Schnellstraße am Fluss Seisse, die zur Ausfahrt nach Jeu Eun führte, fuhr der Wagen auf einmal an einem Felsvorsprung vorbei, auf dem ein Bauwerk stand, verfallen, abweisend, mit dicken Mauern und bröckelnden Türmen aus schwarzem Stein. Ein größerer Kontrast zu den hübschen, heiteren Gebäuden der Stiftung für Raumfahrt, den prächtigen Kuppeln, den hellen Fabriken, den gepflegten Rasenflächen und Wegen war kaum denkbar. Gegen diesen Anblick wirkten sie wie lauter bunte Papierfetzen.

»Das dürfte die Festung sein«, sagte Chifoilisk mit der Genugtuung, die es ihm immer bereitete, eine taktlose Bemerkung dort angebracht zu haben, wo man sie am wenigsten hören wollte.

»Vollkommen verfallen«, sagte Pae. »Steht bestimmt leer.«

»Wollen Sie anhalten und reinschauen, Shevek?«, fragte Chifoilisk, die Hand bereits erhoben, um an die Scheibe hinter dem Chauffeur zu klopfen.

»Nein«, sagte Shevek.

Er hatte gesehen, was er sehen wollte. Es gab in Drio noch eine Festung. Er musste nicht hinein, um in den verfallenen Gängen nach der Zelle zu suchen, in der Odo neun Jahre gesessen hatte. Er wusste, wie eine Gefängniszelle aussah.

Das Gesicht noch immer starr und kalt, schaute er zu den dicken, dunklen Mauern hinauf, die jetzt fast direkt über dem Auto emporragten. Ich bin schon lange hier, sagte die Festung, und bin noch immer hier.

Als er nach dem Abendessen im Refektorium des Lehrkörpers wieder in seiner Suite war, setzte er sich allein an den kalten Kamin. Es war Sommer in A-Jo, nicht mehr weit vom längsten Tag des Jahres, und noch nicht dunkel, obwohl es bereits nach acht war. Der Himmel vor den Bogenfenstern trug noch immer einen Hauch seiner Tagesfarbe, ein reines, zartes Blau. Die Luft war lau und duftete nach gemähtem Gras und nasser Erde. In der Kapelle am anderen Ende des Wäldchens brannte ein Licht, und durch die leicht bewegte Luft schwebte leise Musik. Kein Vogelgesang, sondern von Menschen gemacht. Shevek lauschte. In der Kapelle übte jemand auf dem Harmonium die numerischen Harmonien. Sie waren Shevek so vertraut wie jedem Urrasier. Odo hatte, als sie die menschlichen Verhältnisse erneuerte, nicht versucht, auch die Musik zu erneuern. Sie hatte stets das Notwendige akzeptiert. Die Siedler von Anarres hatten die Menschengesetze zurückgelassen, aber die Harmoniegesetze mitgenommen.

Das große, friedliche Zimmer lag schattig und still in der tiefer werdenden Dunkelheit. Shevek sah sich darin um: die perfekten Doppelbögen der Fenster, die mattglänzenden Fußleisten über dem Parkettboden, der kräftige, düstere Schwung des gemauerten Schornsteins, die wohlproportionierten vertäfelten Wände. Es war ein wunderschöner, menschlich dimensionierter Raum. Es war ein sehr alter Raum. Das

Wohnhaus für den Lehrkörper, so hatte man ihm erklärt, sei 540 erbaut worden, 230 Jahre vor der Besiedlung von Anarres. Generationen von Gelehrten hatten in diesem Raum gelebt, gearbeitet, diskutiert, gedacht, geschlafen und waren gestorben, bevor Odo das Licht der Welt erblickt hatte. Die numerischen Harmonien schwebten seit Jahrhunderten über das Gras, durch das dunkle Laub des Wäldchens. Ich bin schon lange hier, sagte das Zimmer zu Shevek. Und bin immer noch hier. Was machst du hier?

Darauf wusste er keine Antwort. Er hatte kein Anrecht auf die ganze Schönheit und den Reichtum dieser Welt, verdient und erhalten durch die Arbeit, die Hingabe, die Treue ihrer Bewohner. Das Paradies ist für diejenigen da, die das Paradies erschaffen. Er gehörte nicht hierher. Er war ein Grenzgänger, Angehöriger einer Gruppe von Menschen, die ihre Vergangenheit, ihre Geschichte verleugnet hatte. Die Siedler von Anarres hatten der alten Welt und ihrer Vergangenheit den Rücken gekehrt und sich allein der Zukunft zugewandt. Doch so sicher, wie aus Zukunft Vergangenheit wird, wird aus Vergangenheit Zukunft. Durch Leugnung ist nichts gewonnen. Die Odonier, die Urras verlassen hatten, hatten unrecht gehabt, es war ein Irrtum gewesen, im Mut der Verzweiflung ihre Geschichte zu verleugnen und auf die Möglichkeit der Rückkehr zu verzichten. Der Forschungsreisende, der nicht zurückkehren oder wenigstens seine Schiffe zurückschicken will, damit sie seine Geschichte erzählen, ist kein Forscher, sondern ein bloßer Abenteurer; und seine Söhne werden im Exil geboren.

Shevek hatte Urras lieben gelernt, doch was nützte ihm diese sehnsüchtige Liebe? Er gehörte nicht dazu. Und er gehörte auch nicht zu der Welt, auf der er geboren war.

In ihm stieg die Einsamkeit auf, das Bewusstsein vollkommener Isolation aus seiner ersten Stunde an Bord der *Respekt*, und behauptete sich

als seine wahre Verfassung – ignoriert, verdrängt und dennoch unumschränkt.

Er war allein. Hier, weil er aus einer Gemeinschaft kam, die das Exil selbst gewählt hatte. In seiner eigenen Welt war er immer allein gewesen, weil er sich aus der Gemeinschaft entfernt hatte. Die Siedler hatten sich einen Schritt entfernt. Er war noch einen zweiten gegangen. Er stand allein da, weil er das metaphysische Risiko auf sich genommen hatte.

Und er war so töricht gewesen zu meinen, er könne dazu dienen, zwei Welten zusammenzubringen, zu denen er nicht gehörte.

Das Blau der Nacht vor den Fenstern zog seinen Blick an. Über der undurchlässigen Dunkelheit des Laubs und des Kirchturms, über der dunklen Linie der Berge, die nachts immer kleiner und ferner wirkten als bei Tag, breitete sich ein Licht aus, ein großes, sanftes Strahlen. »Mondaufgang«, dachte er mit einem wohltuenden Gefühl von Vertrautheit. Es gibt keinen Bruch in der Ganzheit der Zeit. Er hatte den Mond als kleines Kind aufgehen sehen, mit Palat zusammen vom Fenster des Domizils in Weites Land; über den Bergen seiner Knabenjahre; über der dürren Ebene der Staubwüste; über den Dächern von Abbenay, mit Takver an seiner Seite.

Doch es war nicht dieser Mond gewesen.

Um ihn herum wanderten die Schatten, doch er saß reglos da, während Anarres über den fremden Bergen aufstieg, auf seinem vollsten Stand, mattgrau gefleckt und bläulich weiß, sanft leuchtend. Das Licht seiner Welt füllte seine leeren Hände.

Vier

Anarres

Als das Luftschiff den letzten hohen Pass der Ne-Theras-Berge überflog und nach Süden drehte, wurde Shevek von der Sonne über dem westlichen Horizont geweckt, die ihm plötzlich ins Gesicht schien. Er hatte den größten Teil des Tages verschlafen, ein Drittel der langen Reise. Die Nacht des Abschiedsfestes lag eine halbe Welt hinter ihm. Er gähnte, rieb sich die Augen, wackelte mit dem Kopf, um das tiefe Dröhnen des Luftschiffmotors abzuschütteln, und wurde hellwach, als ihm klar wurde, dass die Reise beinahe vorüber war, dass sie Abbenay schon ganz nah sein mussten. Er drückte das Gesicht an die staubige Scheibe, und tatsächlich lag unter ihm zwischen zwei niedrigen rostbraunen Hügelketten ein großes ummauertes Feld, der Hafen. Neugierig versuchte er zu erkennen, ob auf der Landefläche ein Raumschiff stand. Urras mochte verabscheuungswürdig sein, aber es war eine andere Welt; er wollte ein Schiff aus einer anderen Welt sehen – ein Gefährt, das den trockenen und fürchterlichen Abgrund überwunden hatte und von Händen aus einer anderen Welt gebaut war. Doch im Hafen stand kein Schiff.

Die Frachter von Urras kamen nur achtmal im Jahr und blieben gerade lang genug, um zu entladen und beladen. Sie waren keine willkommenen Besucher, sondern galten einigen Anarresen sogar als fortwährende Demütigung.

Sie brachten Erdöl und Petroleumerzeugnisse, filigrane Bauteile für Maschinen und elektronische Bauteile, die auf Anarres nicht herzustellen waren, und häufig neue Obstbaum- oder Getreidesorten zum Testen. Auf der Rückfahrt nach Urras waren sie vollbeladen mit Quecksilber, Kupfer, Aluminium, Uran, Zinn und Gold. Für sie war das ein ausgezeichnetes Geschäft. Die Aufteilung der acht Ladungen pro Jahr war die vornehmste Aufgabe des urrasischen Rates der Weltregierungen und das bedeutendste Ereignis an der urrasischen Weltbörse. Die Freie Welt von Anarres war in Wirklichkeit eine Rohstoffkolonie des Urras.

Diese Wahrheit schmerzte. In jeder Generation, in jedem Jahr kam es bei den Debatten der KPD in Abbenay zu wütendem Protest: »Warum lassen wir uns immer noch auf diese Wuchergeschäfte mit gewinnsüchtigen Kriegstreibern ein?« Und kühlere Köpfe gaben immer dieselbe Antwort: »Es wäre für die Urrasier teurer, die Erze selbst abzubauen; deshalb besetzen sie uns nicht. Aber wenn wir das Handelsabkommen verletzten, würden sie zur Gewalt greifen.« Weil die Leute noch nie etwas mit Geld bezahlt hatten, fiel es ihnen schwer, die Psychologie des Marktes, die Kostenargumentation zu verstehen. Auch nach sieben Generationen Frieden herrschte noch kein Vertrauen.

Deswegen musste die Schutzföderative nie um Freiwillige werben. Der überwiegende Teil ihrer Arbeit war so langweilig, dass sie auf Pravic, das nur ein Wort für Arbeit und Spiel kannte, nicht als Arbeit, sondern als *kleggitsch* bezeichnet wurde, Plackerei. Die Syndiks der Schutzkolonne waren dafür zuständig, die zwölf alten interplanetarischen Schiffe, die als Bereitschaftsnetzwerk ständig um Anarres kreisten, instand zu halten und zu bemannen; sie überwachten einsame Gegenden mit Hilfe von Radaranlagen und Radioteleskopen und schoben im Hafen, wo nie etwas los war, Wache. Und trotzdem gab es immer eine Warteliste. Die Ethik, zu

der junge Anarresen erzogen wurden, war nüchtern und pragmatisch, doch ihr jugendliches Feuer verlangte nach Altruismus, Aufopferung, Raum für die absolute Geste. Einsamkeit, Wachsamkeit, Gefahr, Raumschiffe boten den Reiz der Romantik. Und diese Romantik trieb auch Shevek dazu, sich die Nase am Fenster platt zu drücken, bis der leere Hafen hinter dem Luftschiff verschwunden war und ihn enttäuscht darüber zurückließ, dass er auf der Landefläche keinen schmutzigen Erzfrachter erblickt hatte.

Er gähnte erneut und streckte sich und spähte dann nach vorne, um zu sehen, was es zu sehen gab. Das Luftschiff überflog den letzten Höhenrücken des Ne Theras. Südlich der Bergausläufer leuchtete eine riesige, abschüssige, grüne Mulde im Schein der Nachmittagssonne.

Er betrachtete sie mit dem gleichen Staunen wie seine Vorfahren vor sechstausend Jahren.

Im dritten urrasischen Jahrtausend hatten die Astronomenpriester von Serdonou und Dhun beobachtet, wie sich das helle Lohbraun der Anderwelt mit der Jahreszeit wandelte, und den Ebenen und Bergzügen und sonnespiegelnden Meeren mystische Namen gegeben. Eine Region, die vor allen anderen im neuen Mondjahr grün wurde, nannten sie Ans Hos, Garten des Geistes: das Eden von Anarres.

In späteren Jahrtausenden hatten Fernrohre ihnen recht gegeben. Ans Hos erwies sich tatsächlich als schönster Fleck von Anarres, und das erste bemannte Schiff zum Mond landete dort auf dem grünen Landstrich zwischen den Bergen und dem Meer.

Doch das anarresische Eden erwies sich als trocken, kalt und windig und der Rest des Planeten als noch unwirtlicher. Die Evolution war nicht über Fische und blütenlose Pflanzen hinausgegangen. Die Luft war so dünn wie die Luft auf Urras in sehr großer Höhe. Die Sonne brannte, der Wind war eisig, der Staub verstopfte die Atemwege.

Nach der ersten Landung wurde Anarres zweihundert Jahre lang erforscht, kartiert, untersucht, aber nicht kolonisiert. Warum sollte man in eine dürre Einöde ziehen, wenn es in den lieblichen Tälern des Urras mehr als genug Platz gab?

Aber es wurden Rohstoffe abgebaut. Der Raubbau des neunten und frühen zehnten Jahrtausends hatte die Erzadern des Urras erschöpft; und mit der Perfektionierung der Raketentechnik wurde es billiger, den Mond auszubeuten, als die benötigten Metalle aus minderwertigen Erzen oder Meerwasser zu gewinnen. Im urrasischen Jahr IX-738 wurde im alten Ans Hos am Fuß der Ne-Theras-Berge, in denen Quecksilber gefördert wurde, eine Siedlung gegründet. Man nannte den Ort Anarres-Stadt. Es war keine Stadt, es gab dort keine Frauen. Männer verpflichteten sich für zwei oder drei Dienstjahre als Bergarbeiter oder Techniker und kehrten anschließend in die richtige Welt zurück.

Der Mond und seine Bergwerke unterlagen der Rechtssprechung des Rates der Weltregierungen, doch auf der östlichen Halbkugel verbarg der Staat Thu ein kleines Geheimnis: eine Raketenbasis und eine Siedlung für Goldgräber mit ihren Frauen und Kindern. Diese Leute lebten wirklich auf dem Mond, doch außer ihrer Regierung wusste das niemand. Nach dem Sturz dieser Regierung im Jahr 771 wurde im Rat der Weltregierungen vorgeschlagen, den Mond dem Internationalen Verband der Odonier zu überlassen – sich mit einer Welt von ihnen loszukaufen, bevor sie die herrschenden Gesetze und die Souveränität der Nationalstaaten auf Urras vollständig untergruben. Anarres-Stadt wurde evakuiert, und aus Thu wurden inmitten des Chaos ein paar letzte Raketen losgeschickt, um die Goldgräber abzuholen. Nicht alle entschlossen sich zur Heimkehr. Einigen gefiel die stürmische Einöde.

Über zwanzig Jahre pendelten die zwölf Schiffe, die den odonischen Aussiedlern vom Rat der Weltregierungen bewilligt worden waren, zwischen den Welten hin und her, bis die Million Seelen, die sich zu dem neuen Leben entschlossen hatten, vollständig über den Abgrund der Leere befördert worden waren. Dann wurde der Hafen für Einwanderer geschlossen und blieb nur mehr für die Frachtschiffe des Handelsabkommens geöffnet. In dieser Zeit war die Bevölkerung von Anarres-Stadt auf hunderttausend angewachsen, und der Ort war in Abbenay umbenannt worden, ein Name, der in der neuen Sprache der neuen Gesellschaft »Geist« bedeutete.

Dezentralisierung war ein wesentliches Element von Odos Plänen für die Gesellschaft gewesen, deren Gründung sie nicht mehr erlebt hatte. Es war nicht ihre Absicht, die Zivilisation zu deurbanisieren. Zwar empfahl sie, die natürliche Größe eines Ortes so auszurichten, dass er den lebenswichtigen Teil seines Nahrungs- und Energiebedarfs in der eigenen unmittelbaren Umgebung zu decken vermochte, sah zugleich aber die Verbindung sämtlicher Orte durch Kommunikations- und Transportnetze vor, die gewährleisteten, dass Waren und Ideen dorthin gelangten, wo sie gebraucht wurden, während die Verwaltung geschwind und einfach vonstattenging und kein Ort vom wechselseitigen Austausch abgeschnitten war. Das Netzwerk sollte nicht hierarchisch organisiert sein. Es sollte kein Kontrollzentrum, keine Hauptstadt geben und keine Behörde, die dem Selbsterhaltungstrieb einer Bürokratie oder dem Dominanzstreben von Leuten Raum bot, die Führer, Bosse oder Regierungschefs werden wollten.

Ihre Pläne waren jedoch auf den fruchtbaren Boden von Urras zugeschnitten gewesen. Auf dem kargen Anarres mussten die Orte weit verstreut entstehen, wo immer man Ressourcen fand, und die wenigsten konnten sich selbst versorgen, auch wenn sie die Vorstellungen davon, was

zum Lebenserhalt nötig war, noch so sehr zurückschraubten. Sie wurden tatsächlich sehr zurückgeschraubt, doch nur bis zu einem Minimum, das sich daraus bestimmte, dass sie keinesfalls auf den Stand eines präurbanen, prätechnologischen Tribalismus zurückfallen wollten. Sie wussten, dass ihr Anarchismus das Produkt einer Hochkultur, einer komplexen, vielgestaltigen Zivilisation, einer stabilen Wirtschaft und einer hochentwickelten industrialisierten Technologie war, für die große Produktionsmengen und effizienter Warenverkehr kein Problem darstellten. Trotz der immensen Entfernungen zwischen den Siedlungen hielten sie am Ideal des komplexen Organizismus fest. Sie bauten zuerst die Straßen, dann die Häuser. Die Rohstoffe und Erzeugnisse der jeweiligen Regionen wurden mit Hilfe fein abgestimmter Bilanzierungsprozesse ständig mit denen der anderen getauscht, um jene Balance der Vielfalt zu schaffen, die für das Leben, die Ökologie von Natur und Gesellschaft, charakteristisch ist.

Doch wie hieß es im analogischen Modus? Es gibt kein Nervensystem ohne wenigstens ein Ganglion oder besser noch ein Gehirn. Es musste ein Zentrum geben. Die Rechner, mit deren Hilfe die Verwaltung, die Aufteilung der Arbeit und der Güterverkehr koordiniert wurden, und die zentralen Föderativen der meisten Arbeitssyndikate wurden von Beginn an in Abbenay angesiedelt. Und ebenfalls von Anbeginn waren sich die Siedler bewusst, dass diese unvermeidliche Zentralisierung eine ständige Bedrohung darstellte, der mit ständiger Wachsamkeit zu begegnen war.

O Kind Anarchie, ewiges Versprechen
ewige Wachsamkeit
ich lausche, lausche in die Nacht
an der Wiege tief wie Nacht
geht es dem Kind auch gut

Diese Zeilen schrieb Pio Atean, der den Pravic-Namen Tober annahm, im vierzehnten Jahr der Besiedlung. Die ersten Versuche der Odonier, ihre neue Sprache, ihre neue Welt in Poesie zu gießen, waren ungelenk, plump, rührend.

Abbenay, Kopf und Zentrum von Anarres, lag jetzt vor dem Luftschiff in der großen, grünen Ebene.

Das satte, leuchtende Grün der Felder war unverwechselbar: eine Farbe, die auf Anarres nicht natürlich vorkam. Nur hier und an den warmen Ufern der Keransee gediehen die Getreidesorten der alten Welt. Anderswo baute man als Grundnahrungsmittel niederwüchsiges Holum und das bleiche Menegras an.

Mit neun hatte Shevek in Weites Land als Teil des Nachmittagsunterrichts mehrere Monate lang die Zierpflanzen gepflegt – empfindliche Exoten, die wie Kleinkinder gefüttert und mit Licht und Luft versorgt werden mussten. Bei dieser friedlichen, aber anspruchsvollen Arbeit war er einem alten Mann zur Hand gegangen und hatte ihn und die Pflanzen, den Schmutz und die Arbeit gemocht. Beim Anblick der Farbe in der Ebene von Abbenay musste er an den alten Mann denken, den Geruch von Fischöldünger und die Farbe der ersten Blattknospen an kleinen kahlen Zweigen, das klare, kräftige Grün.

Mitten in den saftigen Feldern tauchte eine ausgedehnte weiße Fläche auf, die, als das Luftschiff drüber hinwegflog, in salzkristallartige Würfel zerfiel.

Ein blitzendes Feld am östlichen Stadtrand blendete ihn so, dass er einen Moment lang schwarze Flecken sah: die großen Parabolspiegel, die die Raffinerien von Abbenay mit Solarwärme versorgten.

Das Luftschiff landete in einem Frachtdepot am südlichen Ende des Wohngebietes, und Shevek machte sich auf in die Straßen der größten Stadt

der Welt.

Es waren breite, saubere Straßen. Sie waren schattenlos, denn Abbenay lag weniger als 30 Grad nördlich des Äquators, und abgesehen von den hohen, schlanken Türmen der Windturbinen waren alle Gebäude niedrig. Die Sonne schien weiß an einem harten, dunklen, bläulich-violetten Himmel. Die Luft war klar und sauber, ohne Rauch oder Feuchtigkeit. Alles wirkte sehr plastisch, mit scharf abgesetzten Ecken und Kanten, außerordentlich klar. Jedes Ding stand für sich, ganz gesondert da.

Die Elemente, aus denen Abbenay bestand, waren die gleichen wie in allen anderen odonischen Siedlungen, nur vielfach wiederholt: Werkstätten, Fabriken, Domizile, Schlafhäuser, Lernzentren, Versammlungssäle, Ausgabestellen, Depots, Kantinen. Die größeren Gebäude waren zumeist um offene Plätze gruppiert, so dass die Stadt eine Art Zellenstruktur aus einer Subgemeinschaft neben der anderen aufwies. Schwerindustrien und Lebensmittelverarbeitungsbetriebe wurden in der Regel in den Außenbezirken angesiedelt, und dort wiederholte sich die Zellenstruktur insofern, als verwandte Werke häufig zusammen an einem Platz oder einer Straße standen. Shevek lief als Erstes durch eine Straße, die eine ganze Reihe von Plätzen verband, den Textilbezirk, mit einer Vielzahl von Fabriken für die Herstellung von Holumfasern, Spinnereien und Webereien, Färbereien sowie Stoff- und Kleidungsausgaben. Mitten auf jedem Platz stand ein kleiner Wald aus Stangen, die, von oben bis unten mit Fahnen und Wimpeln in allen Farben der Färberkunst behängt, stolz die lokalen Gewerke anzeigten. Die Gebäude der Stadt waren einander fast durchweg ähnlich: schlichte, solide Bauten aus Stein oder gegossenem Schaumstein. Einige wirkten in Sheveks Augen ziemlich groß, doch wegen der häufigen Erdbeben war kaum eines mehr als eine Etage hoch. Aus demselben Grund waren die Fenster klein und aus einem zähen Silikonkunststoff, der nicht

zersplitterte. Sie waren klein, aber zahlreich, denn es gab von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und je eine Stunde davor und danach kein künstliches Licht. Wenn die Außentemperatur 13 Grad Celsius überstieg, wurde nicht geheizt. Der Grund war nicht, dass in Abbenay mit seinen Windturbinen und dem von Erdwärme-Differenz-Generatoren betriebenen Heizsystem die Energie knapp gewesen wäre, sondern vielmehr, dass sämtliche Bereiche der Gesellschaft zu sehr vom Prinzip organischer Wirtschaftlichkeit geprägt waren, als dass Ethik und Ästhetik hätten ausgenommen sein können. »Exzess ist Exkrement«, hatte Odo in der *Analogie* geschrieben. »Exkremente, die im Körper verbleiben, sind Gift.«

Abbenay war giftfrei: eine schlichte Stadt, blankgeputzt, die Farben hell und hart, die Luft rein. Sie war still. Sie war ganz und gar zu sehen, lag so offen da wie verschüttetes Salz.

Nichts war verborgen.

Die Plätze, die schmucklosen Straßen, die niedrigen Gebäude, die offenen Fabrikhöfe waren voller Leben und Betriebsamkeit. Überall auf Sheveks Weg waren Leute, die gingen, arbeiteten, sich unterhielten. Er sah im Vorübergehen Gesichter, hörte Stimmen rufen, plappern, singen, die Menschen frisch, beschäftigt, unterwegs. Werkstätten und Fabriken gingen auf die Plätze oder auf Höfe hinaus, und die Türen standen offen. Er kam an einer Glashütte vorbei, in der ein Arbeiter so lässig einen großen flüssigen Klumpen hob wie ein Koch, der Suppe austeilte. Nebenan lag ein belebter Hof, in dem Schaumstein in Bauformen gegossen wurde. Der Vormann, eine große Frau in einem weißbestaubten Kittel, begleitete das Ausgießen einer Form mit einem lauten, eindrucksvollen Redeschwall. Dahinter kamen eine kleine Drahtfabrik, eine Bezirkswäscherei, ein Geigenbaubetrieb, in dem Instrumente gebaut und repariert wurden, die

Bezirksausgabe für Werkzeuge und Kurzwaren, ein Theater, eine Fliesenfabrik. In allen ging es faszinierend lebendig zu, und man konnte bei fast allem zuschauen. Kinder wuselten herum, teils mit den Erwachsenen bei der Arbeit, teils am Boden beim Matschkuchenbacken, teils beim Spielen auf der Straße. Ein Mädchen hockte auf dem Dach des Lernzentrums, die Nase tief in einem Buch. Das Schaufenster der Drahtmacherei war, munter und kunstvoll, mit verschlungenen Ranken aus bemaltem Draht dekoriert. Die Wolken von Dampf und lauten Stimmen, die aus den weit geöffneten Türen der Wäscherei drangen, waren überwältigend. Nirgends waren Türen zugesperrt, nur wenige geschlossen. Es gab keine falschen Fassaden und keine Reklame. Es war alles da; die ganze Arbeit, das ganze Leben der Stadt lag offen vor den Augen und Händen. Und dann und wann rollte etwas bimmelnd durch die Depotstraße, ein Fahrzeug voller Menschen, an dem sogar außen an den Stangen Leute hingen. Alte Frauen fluchten herzhaft, als es an ihrer Haltestelle nicht bremste, um sie aussteigen zu lassen, ein kleiner Junge sauste auf einem selbstgebauten Dreirad hinterher, an Kreuzungen regneten blaue Funken aus den elektrischen Oberleitungen, so als baute sich die ruhige, intensive Lebendigkeit der Straßen ab und an so auf, dass sie sich mit einem Knall und blauen Funken und Ozongeruch entlud. Das waren die Omnibusse von Abbenay, und wenn sie vorbeifuhren, hätte man ihnen am liebsten zugejubelt.

Die Depotstraße mündete in einen großen, luftigen Platz, an dem fünf weitere Straßen strahlenförmig auf einen dreieckigen Park mit Bäumen und Grasflächen zuliefen. Die meisten Parks von Anarres waren Spielplätze mit Erd- oder Sandboden und einem Beet aus Holumsträuchern und -bäumen. Dieser war anders. Shevek überquerte das fahrzeugfreie Pflaster und betrat den Park, der ihn anlockte, weil er ihn schon oft auf Bildern gesehen hatte

und er nun die fremden Bäume, die urrasischen Bäume, von nahem sehen wollte, um das Grün der unzähligen Blätter zu erleben. Die Sonne ging gerade unter, der Himmel war weit und klar, am Zenit schon violett verdunkelt, die Finsternis des Alls durch die dünne Atmosphäre sichtbar. Aufmerksam und skeptisch trat er unter die Bäume. War es nicht verschwenderisch, dieses gedrängte Laub? Die Holumbäume kamen hervorragend mit Dornen und Nadeln aus, und ohne Überschuss an Letzteren. War diese gigantische Fülle an Laub nicht der bare Exzess, Exkrement pur? Bäume dieser Art konnten nicht ohne fetten Boden, ständige Bewässerung und Pflege gedeihen. Er missbilligte ihre Üppigkeit, ihre Extravaganz. Er lief unter ihnen einher, zwischen ihnen hindurch. Das außerweltliche Gras war weich unter seinen Füßen. Es fühlte sich an, als liefe er über lebendige Haut. Erschrocken kehrte er auf den Weg zurück. Über ihm streckten die Bäume ihre dunklen Äste aus und hielten die vielen breiten grünen Hände über ihn. Ehrfurcht ergriff ihn. Er fühlte sich gesegnet, ohne dass er um einen Segen gebeten hatte.

Ein Stück weiter am dunkel werdenden Weg saß jemand auf einer Steinbank und las.

Shevek ging langsam weiter. Vor der Bank blieb er stehen und schaute sich das Wesen an, das im grüngoldenen Dämmerlicht unter den Bäumen über seine Lektüre gebeugt war. Es war eine Frau von fünfzig oder sechzig, seltsam gekleidet, das Haar zu einem Knoten aufgesteckt. Ihre linke Hand am Kinn verdeckte den strengen Mund fast ganz, die rechte hielt die Seiten auf ihrem Schoß. Das Papier war schwer; die kalte Hand darauf war schwer. Das Licht schwand rapide, aber sie blickte nicht auf. Sie las weiter in den Druckfahnen von *Der soziale Organismus*.

Shevek betrachtete Odo eine Weile und setzte sich dann neben sie auf die Bank.

Status bedeutete ihm nichts, und auf der Bank war reichlich Platz. Was ihn trieb, war ein unschuldiges Gefühl von Verbundenheit.

Er betrachtete das kraftvolle, traurige Profil und die Hände, die Hände einer alten Frau. Er schaute in die schattigen Äste hinauf. Zum ersten Mal in seinem Leben ging ihm auf, dass Odo, deren Gesicht er von Kind an gekannt hatte, niemals einen Fuß auf den Anarres gesetzt hatte: dass sie im Schatten grüner Blätter in unvorstellbaren Städten, unter Menschen mit einer unbekannten Sprache, auf einer anderen Welt gelebt hatte und dort gestorben und begraben war. Odo war eine Anderweltlerin, eine Exilantin.

Der junge Mann saß im Zwielicht neben der Statue, fast so still wie sie.

Als es schon beinahe dunkel war, brach er auf, lief wieder in die Straßen hinein und fragte nach dem Weg zum Zentralinstitut der Wissenschaften.

Es war nicht weit. Bald nachdem die Lampen angegangen waren, kam er dort an. In dem kleinen Büro am Eingang saß eine Aufsicht oder Nachtwache und las. Shevek musste an die offene Tür klopfen, um die Frau auf sich aufmerksam zu machen. »Shevek«, stellte er sich vor. Es war üblich, ein Gespräch mit Fremden zu beginnen, indem man seinen Namen entbot – als eine Art Griff, an dem sich der andere festhalten konnte. Viel mehr hatte man nicht zu bieten. Es gab keinen Rang, keine Titel, keine respektvolle Form der Anrede.

»Kokvan«, erwiderte die Frau. »War deine Ankunft nicht für gestern vorgesehen?«

»Das Frachtluftschiff fliegt nach einem neuen Plan. Ist in einem der Schlafhäuser ein Bett frei?«

»Nummer 46 ist frei. Über den Hof, das Gebäude links. Sabul hat dir eine Nachricht hinterlassen. Du sollst morgen früh zu ihm in die Physik kommen.«

»Danke!«, sagte Shevek und machte sich mit schwingendem Gepäck – einem Wintermantel und einem zweiten Paar Stiefel – über den breiten gepflasterten Hof auf. In den Zimmern ringsum brannte Licht. Ein Murmeln lag in der Luft, ein Zeichen, dass es in der Stille Menschen gab. In der klaren, scharfen Nachtluft der Stadt regte sich etwas: ein Gefühl von Dramatik, von Verheißung.

Die Essenszeit war noch nicht vorbei, und er machte rasch einen Umweg zum Speisesaal des Instituts, um zu sehen, ob für einen Zufallsgast noch etwas da war. Er stellte fest, dass sein Name bereits auf der regulären Liste stand, und fand das Essen ausgezeichnet. Sogar eine Nachspeise gab es, Kompott aus eingelegten Früchten. Shevek liebte Süßes, und da er einer der Letzten war, die aßen, und vom Kompott noch reichlich da war, nahm er sich eine zweite Portion. Er aß allein an einem kleinen Tisch. An größeren Tischen in der Nähe saßen Gruppen von jungen Leuten und diskutierten über leeren Tellern; sie unterhielten sich über das Verhalten von Argon bei sehr niedrigen Temperaturen, das Verhalten eines Chemielehrenden in einem Kolloquium, die mutmaßliche Krümmung von Zeit. Einige blickten zu ihm herüber; sie kamen nicht, um mit ihm zu reden, wie es bei Leuten in kleineren Ortschaften mit Fremden üblich war; ihre Blicke waren nicht unfreundlich, sondern höchstens ein wenig herausfordernd.

Zimmer 46 fand er in einem langen Korridor des Domizils mit lauter geschlossenen Türen. Offenbar waren es allesamt Einzelzimmer, und er fragte sich, warum die Nachtwache ihn dorthin geschickt hatte. Seit seinem dritten Lebensjahr hatte er immer in Schlafsälen gewohnt, mit vier bis zehn Betten. Er klopfte bei 46 an. Stille. Er öffnete die Tür. Das Zimmer war klein, leer, mit einem einzelnen Bett, schwach erleuchtet vom Licht auf dem Korridor. Er knipste das Licht an. Zwei Stühle, ein Schreibtisch, ein viel benutzter Rechenschieber, ein paar Bücher und, sauber gefaltet auf dem

Schlafpodest, eine orange, handgewebte Decke. Hier wohnte jemand anders, die Nachtwache hatte sich geirrt. Er schloss die Tür. Er öffnete sie wieder, um das Licht auszumachen. Unter der Lampe auf dem Schreibtisch lag eine Nachricht, gekritzelt auf einen Papierfetzen: »Shevek, Sek. Physik. vorm. 2–4–1–154. Sabul«

Er legte seinen Mantel auf einen Stuhl und stellte die Stiefel auf den Fußboden. Dann las er im Stehen die Buchtitel, Standardwerke der Physik und Mathematik, grün gebunden, der Kreis des Lebens als Prägung auf den Umschlägen. Er hängte seinen Mantel in den Schrank und räumte die Stiefel weg. Zog den Vorhang vor dem Schrank sorgfältig zu. Ging von dort zur Tür: vier Schritte. Dann zögerte er noch einmal kurz und schloss darauf zum ersten Mal in seinem Leben die Tür zu seinem eigenen Zimmer.

Sabul war ein kleiner, gedrungener, ungepflegter Mann von vierzig Jahren. Seine Gesichtsbehaarung war dunkler und weniger fein als üblich und verdichtete sich am Kinn zu einem regelrechten Bart. Er hatte einen dicken Winterkittel an, der aussah, als trage er ihn schon seit dem letzten Winter; die Ärmelenden starrten vor Schmutz. Sein Verhalten war schroff und unfreundlich. Er sprach in Fetzen, so wie er auch Nachrichten auf Fetzen schrieb. Er knurrte. »Du musst Jotisch lernen«, knurrte er Shevek an.

»Jotisch lernen?«

»Ich habe gesagt, Jotisch lernen.«

»Wozu?«

»Damit du urrasische Physik studieren kannst! Atro, To, Baisk, solche Männer. Keiner hat sie ins Pravic übersetzt, und es wird auch keiner tun.

Auf Anarres sind vielleicht sechs Leute in der Lage, sie zu verstehen. Ganz gleich in welcher Sprache.«

»Wie kann ich Jotisch lernen?«

»Mit einer Grammatik und einem Wörterbuch!«

Shevek ließ sich nicht einschüchtern. »Wo finde ich die?«

»Hier«, knurrte Sabul. Er kramte in den unordentlichen Regalen voll kleiner, grün gebundener Bücher. Seine Bewegungen wirkten ungeduldig und gereizt. Auf einem der unteren Regale fand er zwei dicke, ungebundene Bände und klatschte sie auf den Schreibtisch. »Sag Bescheid, wenn du in der Lage bist, Atro auf Jotisch zu verstehen. Bis dahin kann ich nichts mit dir anfangen.«

»Was für eine Mathematik verwenden die Urrasier?«

»Keine, die dir zu hoch wäre.«

»Arbeitet hier jemand an Chronotopologie?«

»Ja, Turet. Du kannst dich bei ihm melden. Seine Vorlesung brauchst du nicht.«

»Ich wollte Gvarabs Vorlesungen hören.«

»Weshalb?«

»Ihre Arbeit über Frequenz und Zyklizi –«

Sabul setzte sich hin und stand wieder auf. Er war unerträglich rastlos, rastlos und trotzdem starr, ein menschlicher Holzklotz. »Verschwende keine Zeit. Du bist in der Sequenztheorie viel weiter als die alte Frau, und die anderen Ideen, die sie von sich gibt, sind Quatsch.«

»Ich interessiere mich für Prinzipien der Simultanität.«

»Simultanität! Was für einen Profiteursmist trichtert euch Mitis denn da oben ein?« Die Augen des Physikers funkelten wütend, unter den kurzen Borsten an seinen Schläfen traten die Adern hervor.

»Ich habe selbst einen Gemeinschaftskurs dazu organisiert.«

»Unfug. Werd endlich erwachsen. Du bist jetzt hier. Hier wird Physik betrieben, nicht Religion. Lass den Mystizismus sein und werd erwachsen. Wie schnell kannst du Jotisch lernen?«

»Für Pravic habe ich mehrere Jahre gebraucht«, sagte Shevek. Seine leise Ironie entging Sabul vollkommen.

»Ich habe es in zehn Dekaden geschafft. Immerhin so, dass ich Tos *Einführung* lesen konnte. Verflucht, du brauchst einen Text, an dem du arbeiten kannst. Warum nicht der? Hier. Warte.« Er kramte in einer überquellenden Schublade und fischte schließlich ein Buch heraus, ein merkwürdig anmutendes Buch, blau gebunden, auf dem Umschlag kein Kreis des Lebens. Der Titel war in Gold geprägt und lautete offenbar *Poilea Afio-ite*, was er nicht verstand, und einige der Buchstaben waren seltsam geformt. Shevek starrte auf das Buch, nahm es Sabul ab, aber schlug es nicht auf. Er hielt es in Händen, dieses Ding, nach dem er sich gesehnt hatte, das fremde Artefakt, die Botschaft aus einer anderen Welt.

Er fühlte sich an das Buch erinnert, das Palat ihm gezeigt hatte, das Buch mit den Zahlen.

»Komm wieder, wenn du das lesen kannst« knurrte Sabul.

Shevek wandte sich zum Gehen. Sabul knurrte lauter. »Behalte die Bücher für dich! Sie sind nicht für den Allgemeingebrauch.«

Der junge Mann hielt inne, drehte sich um und sagte nach einem Moment mit seiner klaren, bescheidenen Stimme: »Das verstehe ich nicht.«

»Lass niemand sie lesen!«

Shevek antwortete nicht.

Sabul stand auf und trat dicht zu ihm heran. »Hör zu. Du bist jetzt ein Mitarbeiter des Zentralinstituts der Wissenschaften, ein Physiksyndik, ein Kollege von mir, Sabul. Ist das klar? Vorrecht ist Verantwortung. Richtig?«

»Ich soll Wissen erwerben, das ich nicht teilen darf«, sagte Shevek nach kurzem Innehalten, so als ziehe er eine logische Konsequenz.

»Wenn du eine Packung Sprengladungen auf der Straße fändest, würdest du die mit jedem Kind »teilen«, das vorbeikommt? Diese Bücher sind Sprengstoff. Hast du mich jetzt verstanden?«

»Ja.«

»Gut.« Sabul wandte sich ab, die Miene von einem Zorn verfinstert, der weniger gerichtet als endemisch wirkte. Shevek ging und trug das Dynamit sorgsam davon, mit Widerwillen und brennender Neugier.

Er machte sich daran, Jotisch zu lernen. Er arbeitete allein in Zimmer 46, aufgrund von Sabuls Ermahnung und weil es ihm nur allzu natürlich war, allein zu arbeiten.

Schon als kleiner Junge hatte er gewusst, dass er in mancher Hinsicht anders war als alle, die er kannte. Für ein Kind ist das eine äußerst schmerzhafte Erkenntnis, weil es ja nichts getan hat und noch gar nichts tun kann und sich diese Tatsache deswegen überhaupt nicht erklären kann. Das Einzige, was einem solchen Kind helfen kann, ist die verlässliche, liebevolle Gegenwart von Erwachsenen, die ebenfalls anders sind – auf ihre eigene Weise –, aber das war Shevek nicht vergönnt gewesen. Sein Vater war absolut zuverlässig und liebevoll gewesen. Palat hatte stets alles akzeptiert, was Shevek tat und war, und sich immer loyal gezeigt. Doch unter dem Fluch des Andersseins hatte er nicht gelitten. Er war wie die anderen, wie all die anderen, für die Gemeinschaft so einfach war. Er liebte Shevek, aber er konnte ihm nicht vorleben, was Freiheit ist – die Einsicht in die Einsamkeit jedes Menschen, die allein über die Kluft hinweghilft.

Shevek war also an innere Isolation gewöhnt, gemildert durch die vielen alltäglichen Kontakte und Begegnungen des Gemeinschaftslebens und die Kameradschaft einiger Freunde. Hier in Abbenay hatte er keine Freunde,

und weil er nicht in einem Schlafhaus wohnen musste, fand er keine. Er war sich mit seinen zwanzig Jahren zu sehr seiner geistigen und charakterlichen Eigenarten bewusst, um kontaktfreudig zu sein. Er war zurückhaltend und distanziert, und seine Kommilitonen, die spürten, dass die Zurückhaltung echt war, versuchten nicht oft, ihm näherzukommen.

Die Abgeschiedenheit seines Zimmers wurde ihm bald lieb. Er genoss seine vollkommene Unabhängigkeit. Das Zimmer verließ er nur zum Frühstück und zum Abendessen im Refektorium und einmal täglich zu einem schnellen Spaziergang durch die Straßen der Stadt, um seine Muskeln, die stetige Bewegung gewohnt waren, zu betätigen; dann wieder zurück ins Zimmer 46 und zur Grammatik des Jotischen. Alle ein bis zwei Dekaden wurde er zum turnusmäßigen Gemeinschaftsdienst eingeteilt, dem sogenannten zehnten Tag, aber die Leute, mit denen er zusammenarbeitete, waren Fremde, keine nahen Bekannten, wie sie es in einer kleinen Ortschaft gewesen wären, so dass diese Tage der körperlichen Arbeit keine Unterbrechung seiner Einsamkeit oder seiner Fortschritte mit dem Jotischen bedeuteten.

Die Grammatik selbst, komplex, unlogisch und schematisch strukturiert, machte ihm Freude. Und weil er wusste, was er las, ging das Lernen, sobald er das Grundvokabular beisammenhatte, schnell voran; das Sachgebiet und die Termini waren ihm vertraut, und wenn er steckenblieb, halfen ihm die eigene Intuition oder eine mathematische Gleichung weiter. Oft geriet er in unbekannte Gefilde. Tos *Einführung in die Temporalphysik* war kein Leitfaden für Anfänger. Als Shevek zur Mitte des Buches vorgedrungen war, las er nicht mehr Jotisch, sondern Physik, und verstand, warum Sabul von ihm verlangt hatte, vor allem anderen, was er sich vornahm, die urrasischen Physiker zu lesen. Sie waren allem, was auf Anarres in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren erforscht worden war, um Längen

voraus. Und wie sich herausstellte, waren auch die besten Ideen in Sabuls Werken zur Sequenzialität in Wirklichkeit Übersetzungen aus dem Jotischen, ohne dass er dies je eingestanden hatte.

Shevek pflügte sich durch die weiteren Bücher, die Sabul ihm zuteilte, sämtliche bedeutenden Werke zeitgenössischer urrasischer Physik. Sein Leben wurde noch einsiedlerhafter. Er engagierte sich nicht im Studiensyndikat und hielt sich von allen Sitzungen anderer Syndikate oder Föderativen außer den Treffen der lethargischen Physikföderative fern. In kleinen Ortschaften boten die Treffen solcher Gruppen, die den Mittelpunkt gesellschaftlichen Handelns bildeten und zugleich der Geselligkeit dienten, dem Leben einen Rahmen, während sie hier in der Stadt weit weniger wichtig schienen. Man wurde dort nicht gebraucht; es gab immer andere, die Dinge in die Hand nahmen und ausreichend gut erledigten. Abgesehen vom Arbeitsdienst an jedem zehnten Tag und den üblichen Reinigungsaufgaben im Domizil und den Laboren, gehörte Sheveks Zeit ganz und gar ihm selbst. Oft ließ er die Bewegung aus und gelegentlich auch die Mahlzeiten. Den einen Kurs, an dem er teilnahm, verpasste er jedoch nie: Gvarabs kleine Vorlesung zum Thema Frequenz und Zyklizität.

Gvarab war schon so alt, dass sie häufig vom Thema abschweifte. Zu ihren Vorlesungen kamen nur wenige, unregelmäßige Hörer. So merkte sie schon bald, dass der hagere junge Mann mit den großen Ohren ihr einziger stetiger Hörer war. Sie begann ihre Vorlesungen an ihn zu richten. Die hellen, ruhigen, intelligenten Augen begegneten ihren, festigten sie, machten sie wach, ihr Verstand begann zu funkeln, sie gewann die verlorene Vision wieder. Wenn sie sich zu Höhenflügen aufschwang, blickten die anderen Studenten im Raum verwirrt oder erstaunt auf oder bekamen es, so ihre Klugheit dazu reichte, mit der Angst. Gvarab überblickte ein weit größeres Universum, als es den meisten Menschen

möglich war, und das warf ihre Studenten aus der Bahn. Der helläugige Junge sah sie unverwandt an. In seinem Gesicht erkannte sie ihre Freude. Was sie darbot, was sie ein Leben lang offeriert hatte, was niemals jemand mit ihr geteilt hatte, das nahm er und teilte es mit ihr. Er war ihr Bruder – über die Kluft von fünfzig Jahren hinweg – und ihre Erlösung.

Wenn sie sich in den Räumen des Physikalischen Instituts oder im Refektorium trafen, begannen sie meistens sofort über Physik zu reden, doch manchmal fehlte Gvarab die Kraft, und weil die alte Frau genauso scheu war wie der junge Mann, fanden sie dann wenig zu sagen. »Du isst nicht genug«, sagte sie bisweilen zu ihm. Dann lächelte er, und seine Ohren wurden rot. Was sie sonst sagen sollten, wussten beide nicht.

Als Shevek ein halbes Jahr am Institut war, brachte er Sabul eine dreiseitige Abhandlung mit der Überschrift »Eine Kritik der Atro'schen Hypothese unendlicher Sequenzialität«. Sabul gab sie ihm nach einer Dekade zurück und knurrte: »Übersetz das ins Jotische.«

»Ich habe es größtenteils zuerst auf Jotisch geschrieben«, sagte Shevek. »Weil ich mit Atros Terminologie gearbeitet habe. Ich kann das Original abschreiben. Wozu?«

»Wozu? Damit dieser verfluchte Profiteur Atro es lesen kann! Am Fünften der nächsten Dekade geht ein Schiff.«

»Ein Schiff?«

»Ein urrasischer Frachter!«

Auf diese Weise erfuhr Shevek, dass nicht nur Erdöl und Quecksilber zwischen den entzweiten Welten hin- und herreisten, und nicht nur Bücher wie die von ihm gelesenen, sondern auch Briefe. Briefe! Briefe an Propertarier, an Bürger von Staaten, die auf der Ungleichheit von Macht basierten, an Menschen, die nicht anders konnten, als ausgebeutet zu werden und andere auszubeuten, weil sie sich der Regierungsmaschinerie

unterordneten. Tauschten solche Menschen tatsächlich ohne aggressive Absicht, aus freien Stücken, mit freien Menschen Ideen aus? Konnten sie wirklich Gleichheit akzeptieren und intellektuelle Solidarität üben, oder suchten sie lediglich zu beherrschen, ihre Macht durchzusetzen, zu besitzen? Die Vorstellung, tatsächlich mit einem Propertarier zu korrespondieren, erschreckte ihn, aber machte ihn zugleich auch neugierig.

In seinem ersten halben Jahr in Abbenay war ihm so viel Neues offenbart worden, dass er nicht umhinkonnte zu begreifen, wie naiv er gewesen war – und vielleicht noch war? –, ein nicht ganz leichtes Eingeständnis für einen intelligenten jungen Mann.

Die erste und noch immer am wenigsten akzeptable dieser Neuigkeiten war, dass er Jotisch lernen, das Wissen jedoch für sich behalten sollte: eine Situation, die für ihn so unbekannt und dubios war, dass er noch immer nicht wusste, wie er mit ihr umgehen sollte. Offenbar schadete er niemandem direkt, indem er sein Wissen nicht mit ihm teilte. Doch was sollte es andererseits schaden können, wenn sie wussten, dass er Jotisch konnte und sie es ebenfalls lernen konnten? Mit Sicherheit lag Freiheit eher in Offenheit als in Heimlichkeit, und Freiheit lohnte jedes Risiko. Wobei er nicht verstand, worin das Risiko bestehen sollte. Einmal kam ihm der Gedanke, dass Sabul die neue urrasische Physik geheim hielt, weil er sie besitzen wollte, als sein Eigentum und als Quelle der Macht über seine anarresischen Kollegen. Aber das verstieß so gegen Sheveks Denkgewohnheiten, dass es ihm nur mit großen Schwierigkeiten einleuchtete und er diese Möglichkeit sofort wieder verdrängte – voll Verachtung, als zutiefst abstoßende Idee.

Auch das Privatzimmer war ein moralischer Stachel. Kinder schliefen allein in einem Zimmer, wenn sie andere im Schlafsaal so gestört hatten, dass man sie dort nicht mehr dulden wollte, oder wenn sie egoisiert hatten.

Einsamkeit wurde mit Schande gleichgesetzt. Für Erwachsene war die wesentliche Konnotation sexuell. In jedem Domizil gab es eine Reihe von Einzelzimmern, und ein Paar, das kopulieren wollte, nutzte eines, das frei war, für eine Nacht oder eine Dekade oder solange es wollte. Wenn zwei eine Partnerschaft eingingen, nahmen sie sich ein Doppelzimmer. Wenn in kleinen Ortschaften kein Doppelzimmer verfügbar war, baute man gern eins ans Domizil an. Auf diese Weise entstanden, Zimmer um Zimmer, langgezogene, niedrige, verwinkelte Gebäude, die sogenannten Partnerschleppzüge. Von der sexuellen Paarung abgesehen, gab es keinen Grund, nicht in einem Schlafsaal zu nächtigen. Man konnte zwischen kleinen und großen wählen, und wenn einem die Zimmergenossen nicht gefielen, konnte man in einen anderen umziehen. Alle verfügten über die Werkstätten, Labore, Ateliers, Scheunen oder Büros, die sie für ihre Arbeit brauchten; in den Badehäusern konnte man nach Wunsch für sich sein oder auch nicht; ungestörte Sexualität war gesellschaftlich erwünscht, dafür gab es überall Zimmer, und darüber hinaus war Privatheit nicht funktional. Sondern Exzess, Verschwendung. Einzelhäuser und -wohnungen zu bauen, erhalten, heizen und beleuchten, war für die anarresische Wirtschaft nicht tragbar. Wer von Natur aus ungesellig war, musste sich von der Gesellschaft lossagen und auf eigene Füße stellen. Es stand ihm absolut frei, das zu tun. Er konnte sich ein Haus bauen, wo immer er wollte (obwohl er, wenn er eine schöne Aussicht oder ein fruchtbares Stück Land blockierte, unter gehörigen Druck von seinen Nachbarn geraten konnte, sich einen anderen Platz zu suchen). An den Rändern der älteren anarresischen Ortschaften gab es eine ganze Reihe von Einzelgängern und Einsiedlern, die so taten, als gehörten sie keiner sozialen Gattung an. Für alle jedoch, die sich dem Privileg und der Verbindlichkeit menschlicher Solidarität verpflichteten, hatte Privatheit nur dann einen Wert, wenn sie einer Funktion diente.

Entsprechend reagierte Shevek auf die Zuteilung eines Einzelzimmers zunächst mit einer Mischung aus Missbilligung und Scham. Warum hatte man ihn hier isoliert? Die Antwort fand er bald. Es war der richtige Platz für seine Art der Arbeit. Wenn ihm um Mitternacht Ideen kamen, konnte er das Licht anschalten und sie aufschreiben; wenn sie bei Tagesanbruch kamen, wurden sie nicht durch das Gerede und die Unruhe seiner aufstehenden Zimmergenossen verscheucht; wenn sie gar nicht kamen und er ganze Tage am Schreibtisch sitzen und aus dem Fenster gucken musste, hatte er niemanden im Rücken, der sich fragte, warum er die Zeit vertrödelte. Privatheit war für Physik demnach beinahe so wünschenswert wie für Sex. Aber dennoch: War sie notwendig?

Im Refektorium des Instituts gab es zum Abendessen immer eine Nachspeise. Shevek genoss das sehr, und wenn Reste übrig blieben, nahm er sie. Auch daran störte sich sein Gewissen, sein organisch-soziales Bewusstsein. Gab es nicht für alle in allen Refektorien von Abbenay bis Fernsten das Gleiche, brüderlich geteilt? So hatte man es ihm immer gesagt, und so hatte er es immer erlebt. Natürlich gab es lokale Abwandlungen: regionale Besonderheiten, Engpässe, Überschüsse, Behelfslösungen für Projektlager, schlechte Köche, gute Köche – und mithin eine endlose Vielfalt im unveränderlichen Rahmen. Aber kein Koch war so begabt, dass er ein Dessert ohne die Zutaten zaubern konnte. Die meisten Refektorien boten ein- bis zweimal pro Dekade eine Nachspeise an. Hier gab es jeden Abend eine. Warum? Waren die Mitarbeiter des Zentralinstituts der Wissenschaften besser als andere Menschen?

Diese Fragen stellte Shevek niemandem außer sich selbst. Für die meisten Anarresen war das soziale Gewissen, die Meinung anderer, die moralische Macht, die den stärksten Einfluss auf ihr Verhalten ausübte, doch dieses war bei ihm etwas schwächer ausgebildet. Seine Probleme

waren seit jeher zu einem so großen Teil für andere unverständlich gewesen, dass er sich angewöhnt hatte, sie selbst zu lösen, ohne darüber zu reden. Und mit diesen Problemen, die für ihn in mancher Hinsicht weit schwieriger waren als die der Temporalphysik, machte er es genauso. Er besprach sie mit niemandem. Er verzichtete im Refektorium auf die Nachspeise.

Aber in einen Schlafsaal zog er nicht. Er wägte das moralische Unbehagen gegen die praktischen Vorteile ab und kam zu dem Schluss, dass Letztere schwerer wogen. Er arbeitete besser in einem abgeschiedenen Zimmer. Die Arbeit war lohnend, und er machte sie gut. Und für seine Gesellschaft besaß sie eine zentrale Funktion. Die Verantwortung rechtfertigte das Privileg.

Und so arbeitete er.

Er nahm ab; sein Schritt wog leicht auf der Erde. Mangel an körperlicher Arbeit, Mangel an Abwechslung, Mangel an zwischenmenschlichem und sexuellem Verkehr – Shevek begriff nichts davon als Mangel, sondern allein als Freiheit. Er war der freie Mann: Er konnte tun, was er wollte, wann er es wollte und so lange, wie er es wollte. Und das tat er. Er arbeitete. Er spiel-/arbeitete.

Er entwarf eine Reihe von Hypothesen, die zu einer kohärenten Theorie der Simultanität führen sollten, und fasste sie in Notizen zusammen. Doch bald wurde ihm das als Ziel zu belanglos; ihn lockte ein weit größeres, eine vereinheitlichte Theorie der Zeit, die er in Reichweite wähnte, so er denn den Anfang fand. Er hatte das Gefühl, mitten in einem weiten, offenen Land in einen Raum gesperrt zu sein: Es lag für ihn bereit, wenn er nur hinausfinden, eine klare Richtung einschlagen konnte. Die Intuition wurde zur Obsession. Im Lauf des Herbstes und Winters gewöhnte er sich mehr und mehr das Schlafen ab. Zwei Stunden in der Nacht und manchmal zwei

weitere am Tag waren ihm genug, und diese kurzen Phasen waren nicht wie der tiefe Schlaf, den er früher gekannt hatte, sondern so von Träumen durchsetzt, dass sie fast ein Wachsein auf anderer Ebene waren. Er träumte intensiv, und die Träume waren Teil seiner Arbeit. Er sah, wie die Zeit sich gegen sich selbst verkehrte, ein Fluss, der stromauf zur Quelle floss. Er hielt die Gleichzeitigkeit zweier Momente in der rechten und der linken Hand; als er sie auseinanderbewegte, beobachtete er mit einem Lächeln, dass sich die Momente wie Seifenblasen trennten. Er stand, ohne richtig wach zu werden, auf und notierte die mathematische Formel, die sich ihm seit Tagen entzogen hatte. Er sah den Raum von allen Seiten auf sich einstürzen wie die Hüllen einer kollabierenden Kugel, die auf ein leeres Zentrum zustreben und sich immer enger und enger schließen, und erwachte mit einem Hilfeschrei in der Kehle, im stummen Kampf darum, dem Wissen um seine eigene äußere Leere zu entfliehen.

An einem kalten Nachmittag gegen Ende des Winters schaute er auf dem Heimweg von der Bibliothek im Physikalischen Institut vorbei, um zu sehen, ob im Abholkasten Briefe für ihn lagen. Es gab keinen Anlass, welche zu erwarten, da er keinem von seinen Freunden im Regionalinstitut von Nordniedern geschrieben hatte, aber es war ihm in den letzten Tagen nicht gutgegangen. Er hatte ein paar seiner schönsten Hypothesen widerlegt und sich nach einem halben Jahr harter Arbeit genau an den Punkt zurückkatapultiert, an dem er angefangen hatte. Das phasische Modell war schlicht zu schwammig, um von Nutzen zu sein, er hatte Halsschmerzen und wünschte sich, im Sekretariat einen Brief von einem Menschen zu finden, den er kannte, oder wenigstens jemandem Hallo sagen zu können. Doch es war niemand dort außer Sabul.

»Sieh her, Shevek.«

Er schaute das Buch an, das der Ältere ihm hinhielt: ein schmaler Band, grün gebunden, auf dem Umschlag der Kreis des Lebens. Er nahm es und las die Titelseite: »Eine Kritik der von Atro entworfenen Hypothese unendlicher Sequenzialität«. Es war sein Aufsatz, Atros Rückmeldung und Gegenrede sowie seine Antwort darauf. Das alles war ins Pravic übersetzt oder rückübersetzt und vom Verlag der KPD in Abbenay gedruckt worden. Zwei Autoren waren aufgeführt: Sabul, Shevek.

Mit diebischer Freude reckte Sabul den Hals über das Buch in Sheveks Hand. Sein Knurren wurde kehlig und bekam etwas Glucksendes. »Wir haben Atro erledigt. Ihn fertiggemacht, den verfluchten Profiteur! Jetzt sollen sie bloß noch mal versuchen, uns mit ›infantiler Flüchtigkeit‹ zu kommen!« Sabul hegte seit zehn Jahren einen Groll gegen das Physikjournal der Universität von Jeu Eun, in dem von seinen theoretischen Arbeiten behauptet worden war, sie seien »von Provinzialität und der infantilen Flüchtigkeit entstellt, mit der odonischer Dogmatismus sämtliche Denkrichtungen infiziert«. »Jetzt werden sie sehen, wer provinziell ist!«, sagte er grinsend. Shevek erinnerte sich nicht, ihn in den fast zwölf Monaten ihrer Bekanntschaft schon einmal lächeln gesehen zu haben.

Er räumte einen Stapel Papier von einer Bank am anderen Ende des Zimmers und setzte sich; das Sekretariat wurde natürlich gemeinschaftlich genutzt, aber Sabul müllte dieses hintere der beiden Zimmer stets so mit seinen Arbeitsunterlagen zu, dass dort nie für andere Platz zu sein schien. Shevek blickte auf das Buch, das er noch immer in den Händen hielt, dann aus dem Fenster. Er fühlte sich krank und sah auch so aus. Und er wirkte angespannt; dabei war er Sabul gegenüber eigentlich nie so scheu oder verlegen gewesen wie gegenüber Leuten, deren Bekanntschaft er gern gemacht hätte. »Ich wusste nicht, dass du es übersetzt hast«, sagte er.

»Übersetzt, redigiert, ungehobelte Stellen poliert, Übergänge hinzugefügt, die du ausgelassen hattest, und so weiter. Hat ein paar Dekaden gedauert. Du solltest darauf stolz sein, deine Ideen bilden eine wichtige Grundlage für das fertige Buch.«

Es bestand ausschließlich aus Sheveks und Atros Ideen.

»Ja«, sagte Shevek. Er stierte auf seine Hände. Dann sagte er: »Ich möchte den Aufsatz über Reversibilität rausbringen, den ich in diesem Quartal geschrieben habe. Er sollte an Atro geschickt werden. Er wird ihn interessieren. Atro hat sich immer noch in Kausalität verbissen.«

»Rausbringen? Wo?«

»Auf Jotisch, meinte ich – auf Urras. Ich werde ihn an Atro schicken, so wie diesen letzten hier, und er wird ihn in einer der dortigen Zeitschriften unterbringen.«

»Du kannst ihnen nichts zur Veröffentlichung überlassen, das hier noch nicht gedruckt worden ist.«

»Aber das haben wir mit diesem Buch auch gemacht. Es ist bis auf meine Erwiderung vollständig im *Jeu Eun Journal* erschienen – vor der hiesigen Veröffentlichung.«

»Das konnte ich nicht verhindern, aber was meinst du, warum ich diese Veröffentlichung so schnell vorangetrieben habe? Du glaubst doch nicht etwa, dass alle in der KPD es billigen, wenn wir auf diese Weise Ideen mit Urras austauschen! Die Schutzföderative besteht darauf, dass jedes Wort, das Anarres mit diesen Frachtern verlässt, durch einen KPD-genehmigten Fachmann geprüft wird. Und außerdem: Meinst du, die vielen Provinzphysiker, die keinen Zugang zu diesem Draht zum Urras haben, würden uns das nicht verübeln? Und wären nicht neidisch? Es gibt Leute, die nur darauf warten, die darauf lauern, dass wir einen Fehler machen.

Wenn wir je bei einem erwischt werden, ist es für uns aus mit dem Postdienst der urrasischen Frachter. Ist das jetzt klar?«

»Wie ist das Institut überhaupt zu dem Postdienst gekommen?«

»Durch Pegvurs Wahl in die KPD vor zehn Jahren.« Pegvur war ein Physiker mittleren Ranges gewesen. »Ich operiere seitdem mit äußerster Vorsicht, um ihn zu behalten. Kapiert?«

Shevek nickte.

»Außerdem will Atro dieses Zeug von dir gar nicht lesen. Ich habe den Aufsatz vor Dekaden durchgesehen und dir zurückgegeben. Wann wirst du aufhören, Zeit auf diese reaktionären Theorien zu verschwenden, an die sich Gvarab klammert? Siehst du nicht, dass sie ihr ganzes Leben damit vergeudet hat? Wenn du dabeibleibst, wirst du dich nur lächerlich machen. Was natürlich unbedingt dein Recht ist. Aber *mich* wirst du nicht lächerlich machen.«

»Und was ist, wenn ich den Aufsatz hier zur Veröffentlichung einreiche, auf Pravic?«

»Zeitverschwendung.«

Shevek quittierte die Antwort mit einem knappen Nicken. Er stand auf, schlaksig und hager, und blieb einen Augenblick gedankenverloren stehen. Das Winterlicht lag hart auf seinem Haar, das er inzwischen zu einem Zopf geflochten trug, und auf seinem ruhigen Gesicht. Er trat an den Schreibtisch und nahm ein Exemplar vom kleinen Stapel der neuen Bücher. »Ich möchte Mitis eins schicken«, sagte er.

»Nimm so viele du willst. Hör zu. Wenn du besser als ich zu wissen glaubst, was du tust, dann leg den Aufsatz im Verlag vor. Du brauchst keine Erlaubnis! Hier gibt es keine Hierarchie, weißt du! Ich kann dir nichts verbieten. Ich kann dir nur meinen Rat geben.«

»Du bist der Referent des Verlagssyndikats für Manuskripte aus dem Fach Physik«, erwiderte Shevek. »Ich dachte, indem ich dich jetzt frage, spare ich allen Zeit.«

Seine Freundlichkeit war unerschütterlich; seine Weigerung, um Dominanz zu konkurrieren, machte ihn unbezwingbar.

»Was meinst du mit Zeit sparen?«, knurrte Sabul, aber er war auch ein Odonier und wand sich, als bereite ihm seine Scheinheiligkeit körperliche Schmerzen. Er kehrte Shevek den Rücken zu, sah ihn wieder an und sagte mit zornbelegter Stimme giftig: »Nur zu! Reich das verfluchte Ding ein! Ich werde behaupten, ich wäre zur Begutachtung nicht qualifiziert. Ich werde sie bitten, es Gvarab vorzulegen. Sie ist die Expertin für Simultanität, nicht ich. Diese faselnde Mystikerin! Der Kosmos als gigantische Harfensaite, die ins Dasein schwingt und wieder hinaus! Welchen Ton spielt sie übrigens? Ich nehme an, Passagen aus den numerischen Harmonien? Es ist ganz richtig: Ich bin nicht qualifiziert – mit anderen Worten nicht willens –, für die KPD oder den Verlag geistige Exkremente zu begutachten!«

»Die Arbeiten, die ich für dich gemacht habe«, sagte Shevek, »fußen zum Teil auf meiner Auseinandersetzung mit Gvarabs Thesen über Simultanität. Wenn du das eine willst, wirst du das andere ertragen müssen. Korn wächst am besten auf Dung, wie wir in Nordniedern sagen.«

Er blieb einen Augenblick stehen, und als von Sabul keine verbale Reaktion kam, verabschiedete er sich und ging.

Er wusste, dass er eine Schlacht gewonnen hatte, mühelos, ohne offensichtliche Gewalt. Und trotzdem war Gewalt geschehen.

Wie Mitis vorausgesagt hatte, war er »Sabuls Mann«. Sabul hatte schon vor Jahren aufgehört, in der Physik aktiv zu sein; sein hohes Ansehen beruhte auf der Enteignung der geistigen Arbeit anderer. Shevek sollte das Denken erledigen, und Sabul würde die Ehre einstreichen.

Eine Situation, die offensichtlich ethisch untragbar war. Shevek hätte sie aufkündigen müssen. Aber das wollte er nicht. Er brauchte Sabul. Er wollte das, was er schrieb, publizieren und an die Männer schicken, die es verstanden, die urrasischen Physiker; er brauchte ihre Ideen, ihre Kritik, die Zusammenarbeit mit ihnen.

Also hatten sie miteinander gefeilscht, Sabul und er, wie Profiteure. Es war keine Schlacht gewesen, sondern ein Handel. Gib du mir dies, dann gebe ich dir das. Verweigerst du mir dies, verweigere ich dir das. Gekauft? Gekauft! Sheveks Karriere hing, wie die Existenz seiner Gesellschaft überhaupt, von der Einhaltung eines grundlegenden Kontrakts ab, der uneingestandenermaßen auf Profit beruhte. Nicht auf einer Beziehung gegenseitiger Hilfe und Solidarität, sondern von Ausbeutung; sie war nicht organisch, sondern schematisch. Konnte aus fundamentaler Dysfunktion echte Funktion erwachsen?

Aber ich will doch nur die Arbeit machen dürfen, flehte Shevek innerlich, als er durch den grauen, windigen Nachmittag über die Promenade zum Kolleghof lief. Das ist meine Aufgabe, meine Freude, mein ganzer Lebenszweck. Der Mann, mit dem ich zusammenarbeiten muss, ist ehrsüchtig und machthungrig, ein Profiteur, aber das kann ich nicht ändern; wenn ich arbeiten will, muss ich mit ihm zusammenarbeiten.

Er dachte an Mitis und ihre Warnung. Er dachte an das Institut in Nordniedern und das Fest am Abend vor seiner Abreise. Beides erschien ihm so lange her und so kindlich friedvoll und sicher, dass ihm vor Wehmut fast die Tränen kamen. In der Vorhalle des Biologischen Instituts kam ihm eine Frau entgegen und sah ihn von der Seite an. Sie erinnerte ihn an das Mädchen – wie war noch ihr Name gewesen? – mit dem kurzen Haar, das am Abend der Party so viele Pfannkuchen gegessen hatte. Er blieb stehen und sah sich um, doch die Frau war schon um die Ecke verschwunden.

Aber sie hatte auch langes Haar gehabt. Weg, weg, alles weg. Er trat aus dem geschützten Raum in den Wind. Ein feiner Regen wehte ihn an, mit spärlichen Tropfen. Wenn es überhaupt regnete, dann spärlich. Dies war eine trockene Welt. Dürr, farbarm, feindselig. »Feindselig«, sagte Shevek laut auf Jotisch. Er hatte die Sprache noch nie gehört; sie klang ganz seltsam. Die Regentropfen brannten auf seinem Gesicht wie Steinchen, die geworfen wurden. Es war ein feindseliger Regen. Zu seinen Halsschmerzen war fürchterliches Kopfweh hinzugekommen, das er erst jetzt bemerkte. Als er in Zimmer 46 ankam, legte er sich auf das Schlafpodest, das ihm viel niedriger erschien als sonst. Er zitterte und konnte nicht aufhören zu zittern. Er zog sich die orange Decke bis an die Ohren und kuschelte sich hinein, um einzuschlafen, aber er konnte nicht aufhören zu zittern, weil von allen Seiten unablässig Atome auf ihn einschossen und mit steigendem Fieber immer mehr wurden.

Er war noch nie krank gewesen und kannte kein körperliches Unwohlsein, das schlimmer war als Müdigkeit. Da er keine Vorstellung von hohem Fieber hatte, glaubte er während der lichten Momente der langen Nacht, er sei dabei, verrückt zu werden. Als der Tag kam, trieb ihn die Angst vor dem Wahnsinn dazu, Hilfe zu suchen. Er war sich selbst zu unheimlich, um seine Nachbarn auf dem Gang darum anzugehen, denn er hatte sich in der Nacht phantasieren hören. Deshalb schleppte er sich in die Bezirksklinik, die acht Straßenblocks weiter lag, über kaltes, vom Sonnenaufgang erhelltes Pflaster, das sich feierlich um ihn drehte. In der Klinik wurde sein Wahnsinn als leichte Lungenentzündung diagnostiziert, und ihm wurde ein Bett auf Station 2 zugewiesen. Das lehnte er ab. Der Pfleger warf ihm Egoisieren vor und erklärte, wenn er nach Hause gehe, müsse ein Arzt ihn extra dort besuchen und eine private Pflegekraft engagieren. Da nahm er das Bett auf Station 2. Alle anderen auf der Station

waren alt. Eine Schwester kam und reichte ihm ein Glas Wasser und eine Tablette. »Was ist das?«, fragte Shevek misstrauisch. Seine Zähne klapperten wieder.

»Ein Antipyretikum.«

»Was ist das?«

»Ein fiebersenkendes Mittel.«

»Das brauche ich nicht.«

Die Schwester zuckte mit den Schultern. Sie sagte: »Wie du willst«, und ging.

Die meisten jungen Anarresen empfanden Krankheit als Schande: ein Resultat der äußerst erfolgreichen Vorsorge ihrer Gesellschaft und wohl gleichzeitig ein Missverständnis, das vom analogen Gebrauch der Wörter »gesund« und »krank« herrührte. Für sie war Krankheit ein Verbrechen, wenn auch unfreiwilliger Art. Dem kriminellen Impuls nachzugeben, ihn durch die Einnahme von Schmerzmitteln zu nähren, war unmoralisch. Sie mieden Tabletten und Spritzen. Mit zunehmendem Alter änderten die meisten ihre Ansicht. Die Schmerzen wogen schwerer als die Schande. Die Schwester verabreichte den alten Männern auf Station 2 ihre Medizin, und sie scherzten mit ihr. Shevek beobachtete es mit dumpfem Unverständnis.

Später stand ein Arzt mit einer Spritze da. »Ich will sie nicht«, sagte Shevek. »Hör auf zu egoisieren«, sagte der Arzt. »Dreh dich um.« Shevek gehorchte.

Noch später hielt ihm eine Frau einen Becher Wasser hin, doch er zitterte so sehr, dass er alles auf der Decke verschüttete. »Lass mich in Ruhe«, sagte er. »Wer bist du?« Sie sagte es ihm, aber er verstand es nicht. Er sagte, sie solle weggehen, ihm gehe es prima. Dann erklärte er ihr, warum die Zyklizitätshypothese zwar an sich unproduktiv sei, für seinen Ansatz zu einer möglichen Theorie der Simultanität jedoch einen wesentlichen

Eckstein bilde. Er redete teils in seiner eigenen Sprache, teils auf Jotisch, und schrieb die Formeln und Gleichungen mit Kreide auf eine Schiefertafel, damit sie und der Rest der Gruppe ihm folgen konnten. Denn er fürchtete, sie würden das mit dem Eckstein missverstehen. Sie berührte sein Gesicht und band ihm das Haar zurück. Ihre Hände waren kühl. Er hatte in seinem ganzen Leben noch nie etwas Angenehmeres gespürt als die Berührung ihrer Hand. Er griff danach. Sie war nicht mehr da, sie war verschwunden.

Um vieles später dann war er wach. Er konnte atmen. Er war vollkommen gesund. Alles war gut. Er hatte keine Lust sich zu bewegen. Jede Bewegung würde den perfekten, stabilen Moment, das Gleichgewicht der Welt zerstören. Das Winterlicht an der Decke war unbeschreiblich schön. Er lag da und beobachtete es. Die alten Männer weiter hinten auf der Station lachten zusammen, mit altem, heiserem, gackerndem Lachen, einem herrlichen Klang. Die Frau kam herein und setzte sich an sein Bett. Er sah sie an und lächelte.

»Wie fühlst du dich?«

»Wie neugeboren. Wer bist du?«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Die Mutter.«

»Wiedergeburt. Aber ich hätte einen neuen Körper bekommen müssen, nicht wieder denselben.«

»Wovon in aller Welt redest du?«

»Nicht von dieser Welt. Von Urras. Da gehört Wiedergeburt zur Religion.«

»Du phantasierst noch immer.« Sie berührte seine Stirn. »Kein Fieber.« Als sie diese beiden Wörter sprach, schlug ihre Stimme etwas sehr Tiefes in Sheveks Innerem an, eine dunkle, fest versiegelte Stelle, und hallte weiter und weiter in die Finsternis hinein. Er sah die Frau an und sagte entsetzt: »Du bist Rulag.«

»Das habe ich dir gesagt. Mehrmals!«

Sie behielt ihren unbekümmerten, gleichsam amüsierten Ausdruck. Shevek hingegen verlor sämtlichen Halt. Kraftlos, wie er war, wich er in offener Angst vor ihr zurück, als wäre sie nicht die Mutter, sondern der Tod. Wenn sie die schwache Bewegung wahrnahm, ließ sie es sich nicht anmerken.

Sie war eine gutaussehende Frau, dunkel, mit zarten, wohlproportionierten Zügen, die faltenlos waren, obwohl sie über vierzig sein musste. Alles an ihrer Person war harmonisch und beherrscht. Ihre Stimme war tief und von angenehmem Timbre. »Ich wusste nicht, dass du hier in Abbenay warst«, sagte sie, »oder wo sonst – oder ob du überhaupt noch warst. Ich war im Verlagsdepot, um mir die Neuerscheinungen anzusehen und Sachen für die Ingenieursbibliothek zu besorgen, und da habe ich ein Buch gesehen, das von Sabul und Shevek war. Sabul kannte ich natürlich. Aber wer war Shevek? Warum klang das so vertraut? Einen Augenblick lang kam ich nicht darauf. Seltsam, nicht wahr? Aber es schien mir nicht plausibel. Der Shevek, den ich kannte, war erst zwanzig, es war unwahrscheinlich, dass er als Koautor mit Sabul Abhandlungen über Metakosmologie verfasste. Aber jeder andere Shevek musste noch jünger sein als zwanzig! … Deswegen ging ich nachsehen. Im Domizil sagte ein junger Mann, du seist hier. … Diese Klinik ist erschreckend unterbesetzt. Ich verstehe nicht, warum die Syndiks bei der Medizinföderative nicht mehr Stellen beantragen oder sonst die Zahl der Aufnahmen verringern; einige dieser Pflegekräfte und Ärzte arbeiten acht Stunden am Tag! Natürlich gibt es Leute in den medizinischen Berufen, die das tatsächlich wollen: der Impuls zur Selbstaufopferung. Wobei der leider nicht zu maximaler Effizienz führt. … Es war merkwürdig, dich zu finden. Ich hätte dich niemals erkannt. … Hast du Kontakt zu Palat? Wie geht es ihm?«

»Er ist tot.«

»Ah.« Rulags Stimme gab sich keinen Anschein von Bestürzung oder Trauer, sondern klang lediglich resigniert und hoffnungslos. Davon war Shevek gerührt, so dass er sie einen Moment als Mensch sehen konnte.

»Wann ist er gestorben?«

»Vor acht Jahren.«

»Er kann nicht mehr als fünfunddreißig gewesen sein.«

»Es gab in Weites Land ein Erdbeben. Dort hatten wir schon ungefähr fünf Jahre gelebt, er war der Bauingenieur der Gemeinde. Durch das Beben wurde das Lernzentrum beschädigt. Er versuchte mit anderen zusammen, die eingeschlossenen Kinder zu retten. Da folgte ein zweites Beben, und das Gebäude stürzte ganz ein. Dabei sind zweiunddreißig Menschen umgekommen.«

»Warst du dort?«

»Ich hatte ungefähr zehn Tage vor dem Beben die Ausbildung am Regionalinstitut begonnen.«

Nachdenklich saß sie da, das Gesicht ruhig und ohne Regung. »Armer Palat. Irgendwie typisch für ihn – dass er mit anderen gestorben ist. Als Ziffer in einer Statistik, einer von zweiunddreißig.«

»Die Statistik wäre höher ausgefallen, wenn er nicht ins Gebäude gestiegen wäre«, sagte Shevek.

Sie sah ihn an. Ihr Blick verriet nicht, was sie empfand oder nicht empfand. Was sie sagte, mochte spontan oder überlegt sein, es war ihr nicht anzusehen. »Du hast Palat geliebt.«

Er gab keine Antwort.

»Du siehst ihm nicht ähnlich. Du bist mir viel ähnlicher, abgesehen von den Farben. Ich hatte geglaubt, du würdest Palat ähnlich sehen. Davon war

ich ausgegangen. Seltsam, wie die Phantasie so arbeitet. Er ist also bei dir geblieben?«

Shevek nickte.

»Da hat er Glück gehabt.« Sie seufzte nicht, aber in ihrer Stimme lag ein unterdrücktes Seufzen.

»Ich auch.«

Einen Augenblick war es still. Sie lächelte schwach. »Ja, ich hätte die Verbindung zu euch halten können. Nimmst du es mir übel, dass ich es nicht getan habe?«

»Warum sollte ich? Ich habe dich nie gekannt.«

»Doch. Palat und ich haben dich, nachdem du abgestillt warst, weiter bei uns im Domizil behalten. Wir wollten es beide. Diese ersten Jahre, wenn der individuelle Kontakt so wichtig ist; das haben die Psychologen eindeutig nachgewiesen. Eine vollständige Sozialisation kann nur nach einem solchen liebevollen Beginn gelingen … Ich war bereit, die Partnerschaft fortzusetzen. Ich habe versucht, hier in Abbenay eine Stellung für Palat zu finden. Aber auf seinem Arbeitsgebiet gab es nie einen freien Posten, und ohne Posten wollte er nicht kommen. Er hatte etwas Stures … Anfangs hat er manchmal geschrieben, um mir zu erzählen, wie es dir ging, aber irgendwann hörte er damit auf.«

»Ist auch egal«, sagte der junge Mann. Auf seinem ausgezehrten Gesicht standen so feine Schweißperlen, dass Wangen und Stirn silbrig wirkten, wie geölt.

Wieder war es still, dann sagte Rulag mit ihrer beherrschten, angenehmen Stimme: »Nein, es war nicht egal, und es ist noch immer nicht egal. Aber es war nun mal Palat, der bei dir blieb und dich durch deine integrativen Jahre begleitete. Er war fürsorglich und elterlich, wie ich es nicht bin. Bei mir kommt die Arbeit zuerst. Sie war immer das Wichtigste.

Trotzdem freue ich mich, Shevek, dass du jetzt hier bist. Vielleicht kann ich dir jetzt ein wenig nützlich sein. Ich weiß, dass Abbenay anfangs abschreckend sein kann. Man fühlt sich verloren, isoliert, vermisst die schlichten Formen der Solidarität, die es in kleineren Städten gibt. Ich kenne interessante Leute, die du vielleicht kennenlernen möchtest. Und Leute, die sich für dich als nützlich erweisen könnten. Ich kenne Sabul; ich kann mir einigermaßen vorstellen, was du mit ihm auszuhalten hast, mit ihm und dem ganzen Institut. Da wird auf Dominanz gespielt. Es braucht Erfahrung, bis man lernt, wie man sie aussticht. Auf jeden Fall bin ich froh, dass du hier bist. Es erfüllt mich mit einem Behagen, das ich nicht gesucht habe – einer Art Freude. … Ich habe dein Buch gelesen. Es ist von dir, nicht wahr? Warum sonst würde Sabul als Koautor eines zwanzigjährigen Studenten auftreten? Das Thema ist mir zu hoch, ich bin nur Ingenieur. Ich gebe zu, ich bin stolz auf dich. Das ist komisch, nicht wahr? Vernunftwidrig. Oder sogar propertär. Als wärst du etwas, das mir gehört! Aber wenn man älter wird, braucht man manchmal Bestätigungen, die nicht immer ganz und gar vernünftig sind. Um überhaupt weiterzumachen.«

Er sah ihre Einsamkeit. Er sah ihr Leid und reagierte gereizt. Es bedrohte ihn. Es untergrub die Treue zu seinem Vater, die klare, beständige Liebe, in der sein Leben gewurzelt hatte. Welches Recht hatte sie, die Palat leidend zurücklassen hatte, in ihrer Not zu Palats Sohn zu kommen? Er hatte nichts, hatte weder ihr noch sonst jemandem etwas zu geben. »Vielleicht«, sagte er, »wäre es besser gewesen, wenn ich für dich auch eine Ziffer in einer Statistik geblieben wäre.«

»Ah«, sagte sie. Die leise, gewohnte, trostlose Antwort. Sie wandte den Blick ab.

Die alten Männer am anderen Ende der Station bestaunten sie und stießen sich gegenseitig an.

»Anscheinend«, sagte Rulag, »wollte ich dich für mich beanspruchen. Dabei war mein Gedanke, mich von dir beanspruchen zu lassen. Wenn du wolltest.«

Er schwieg.

»Natürlich sind wir, außer im biologischen Sinn, nicht Mutter und Sohn.« Sie hatte ihr schwaches Lächeln wiedergewonnen. »Du hast keine Erinnerung an mich, und das kleine Kind, an das ich mich erinnere, ist nicht dieser zwanzigjährige Mann. All das ist Vergangenheit, irrelevant. Aber Bruder und Schwester sind wir hier und jetzt. Und das ist das, was wirklich zählt, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht.«

Sie blieb eine Minute schweigend sitzen und stand dann auf. »Du musst dich ausruhen. Als ich zum ersten Mal gekommen bin, warst du sehr krank. Jetzt sagen sie, dass du wieder ganz gesund wirst. Ich werde vermutlich nicht wiederkommen.«

Er sagte nichts. Sie sagte: »Lebwohl, Shevek«, und wandte sich noch im Reden zum Gehen. Entweder erhaschte er noch einen Blick auf ihr Gesicht, oder es war eine Albtraumphantasie, in der es sich, während sie sprach, drastisch veränderte und vollkommen verzerrte. Es musste eine Phantasie gewesen sein. Sie verließ die Station im anmutigen, gemessenen Gang einer schönen Frau, und er sah, wie sie draußen auf dem Flur stehen blieb und lächelnd mit der Schwester plauderte.

Shevek überließ sich der Angst, die mit ihr gekommen war, dem Gefühl von gebrochenen Versprechen, von Zeit, die sich im Kreis dreht. Er verlor die Beherrschung. Er begann zu weinen und versuchte, das Gesicht im Schutz seiner Arme zu verbergen, weil er nicht die Kraft fand, sich umzudrehen. Einer der alten Männer, der kranken alten Männer, kam und setzte sich auf die Bettkante und klopfte ihm auf die Schulter. »Schon gut,

Bruder. Es wird alles wieder gut, kleiner Bruder«, murmelte er. Shevek hörte ihn und spürte seine Berührung, aber er fühlte sich nicht getröstet. In der schwarzen Stunde, in der Dunkelheit am Fuß der Mauer kann nicht einmal ein Bruder trösten.

Fünf
Urras

Shevek war froh, seine Karriere als Tourist zu beenden. In Jeu Eun fing das neue Semester an; von nun an konnte er endlich im Paradies leben und arbeiten, anstatt es bloß von außen anzuschauen.

Er übernahm zwei Seminare und eine offene Vorlesung. Zur Lehre verpflichtet war er nicht, aber er hatte um die Möglichkeit gebeten, und daraufhin hatten die Administratoren die Seminare arrangiert. Die offene Vorlesung war weder seine noch ihre Idee. Eine Studentendelegation kam und bat ihn, sie zu halten. Er sagte sofort zu. So wurden die Kurse in anarresischen Lernzentren organisiert, auf Verlangen der Schüler oder auf die Initiative des Lehrers oder durch Lehrer und Schüler gemeinsam. Als er mitbekam, dass es den Administratoren missfiel, lachte er: »Erwarten Sie von den Studenten, dass sie keine Anarchisten sind? Was können junge Leute sonst sein? Wenn man unten ist, muss man von der Basis aus nach oben organisieren!« Er hatte nicht die Absicht, sich den Kurs von der Verwaltung verbieten zu lassen – ähnliche Schlachten hatte er auch früher schon geschlagen –, und da er den Studenten seine Entschlossenheit vermittelte, hielten auch sie daran fest. Um unangenehme Aufmerksamkeit zu vermeiden, gaben die Rektoren der Universität nach, und Shevek hielt seine erste Vorlesung vor zweitausend Hörern. Die Teilnahme ging bald zurück. Er blieb ausschließlich bei Physik, ohne je ins Persönliche oder Politische abzuschweifen, und es war Physik auf ziemlich fortgeschrittenem

Niveau. Aber mehrere hundert Studenten kamen weiterhin regelmäßig. Einige kamen aus bloßer Neugierde, um den Mann vom Mond zu erleben; andere fühlten sich von Sheveks Persönlichkeit angezogen, durch die Eindrücke von dem Mann und dem freiheitlichen Denker, die sie aus seinen Worten erhaschten, auch wenn sie seiner Mathematik nicht folgen konnten. Und eine überraschende Anzahl konnte sowohl der Philosophie als auch der Mathematik folgen.

Sie waren hervorragend ausgebildet, diese Studenten, von wachem Verstand, scharfsinnig und aufnahmefähig. Wenn sie nicht arbeiteten, ruhten sie sich aus. Sie wurden nicht durch zig andere Verpflichtungen abgestumpft oder abgelenkt. Sie schliefen nicht aus Erschöpfung vom turnusmäßigen Dienst am Tag zuvor in der Vorlesung ein. Ihre Gesellschaft hielt sie vollständig frei von Mangel, Ablenkungen und Sorgen.

Was sie mit ihrer Freiheit anfingen, war allerdings eine andere Frage. Shevek gewann den Eindruck, dass ihre Freiheit von Verpflichtungen sich direkt proportional zu ihrer fehlenden Freiheit zur Eigeninitiative verhielt.

Als man ihm das Prüfungssystem erklärte, war er entsetzt; er konnte sich kein größeres Hemmnis für die natürliche Wissbegier vorstellen als diese Abfolge von Stoffaufnahme und Wiederabgabe auf Knopfdruck. Anfangs weigerte er sich, Prüfungen abzuhalten und Noten zu verteilen, doch das machte den Universitätsadministratoren so sehr zu schaffen, dass er aus Höflichkeit gegenüber seinen Gastgebern einlenkte. Er trug seinen Studenten auf, eine Arbeit über eine beliebige physikalische Fragestellung zu schreiben, für die sie sich interessierten, und teilte ihnen mit, dass er ihnen allen die höchste Note geben werde, damit die Bürokraten etwas in ihre Listen und Formulare zu schreiben hätten. Zu seiner Überraschung kamen gleich mehrere Studenten zu ihm, um sich zu beklagen. Sie wollten, dass er die Aufgaben, die richtigen Fragen vorgab; sie wollten nicht über

Fragen nachdenken, sondern die gelernten Antworten hinschreiben. Und einige äußerten sich sehr dagegen, dass er allen dieselbe Note geben wollte. Wie sollte man da die Tüchtigen von den Taugenichtsen unterscheiden? Wozu sollte man sich Mühe geben? Wenn kein Anreiz durch Wettbewerb gegeben sei, könne man auch gleich gar nichts machen.

»Ja, natürlich«, sagte Shevek bekümmert. »Wenn Sie die Arbeit nicht machen wollen, dann sollten Sie es lassen.«

Die Studenten gingen unzufrieden, aber höflich von dannen. Es waren nette, offene junge Männer mit anständigen Manieren. Sheveks Kenntnisse der urrasischen Geschichte führten ihn zu dem Schluss, dass sie, obwohl das Wort kaum noch gebräuchlich war, echte Aristokraten waren. In der Feudalzeit hatte die Aristokratie ihre Söhne auf die Universität geschickt und die Institutionen dadurch geadelt. Heutzutage war es umgekehrt: Die Universität adelte den Menschen. Sie berichteten Shevek voll Stolz, dass der Wettbewerb um Stipendien der Universität Jeu Eun Jahr um Jahr schärfer werde, und meinten damit den demokratischen Grundcharakter der Institution zu beweisen. Er entgegnete: »Ihr baut einen weiteren Riegel vor die Tür und nennt es Demokratie.« Die höflichen, intelligenten Studenten weckten seine Sympathie, aber er wurde mit keinem von ihnen besonders warm. Sie planten Karrieren als Wissenschaftler in der Forschung oder der Industrie, und was sie von ihm lernten, war für sie Mittel zum Zweck, zum Erfolg auf ihren Laufbahnen. Alles andere, was er ihnen hätte bieten können, hatten sie bereits oder hielten es für unwichtig.

So kam es, dass er, von der Vorbereitung seiner drei Lehrveranstaltungen abgesehen, keinerlei Pflichten hatte; die übrige Zeit gehörte ihm ganz allein. In einer solchen Situation war er seit Anfang zwanzig nicht mehr gewesen, in den ersten Jahren am Institut in Abbenay. Seither waren sein soziales und persönliches Leben ständig komplizierter und anstrengender

geworden. Er war nicht bloß Physiker gewesen, sondern Partner, Vater, Odonier, und am Ende auch Sozialreformer. Dadurch war er nie von den Sorgen und Verpflichtungen verschont gewesen, die man ihm antrug, und hatte auch keine Schonung erwartet. Er war von nichts frei gewesen: nur frei dazu, nach eigenem Ermessen zu handeln. Hier war es umgekehrt. Wie alle Studenten und Professoren hatte er außer seiner geistigen Arbeit nichts, buchstäblich nichts zu tun. Für sie wurden die Betten gemacht, die Zimmer gefegt, die Verwaltungsaufgaben erledigt, sämtliche Wege geebnet. Es gab keine Ehefrauen und keine Familien. Überhaupt keine Frauen. Universitätsstudenten durften nicht heiraten. Verheiratete Professoren lebten während der fünf Unterrichtstage der siebentägigen Woche in Junggesellenunterkünften auf dem Gelände und verbrachten nur die Wochenenden zu Hause. Es gab keinerlei Ablenkung. Vollkommene Ruhe zum Arbeiten; sämtliche Materialien griffbereit; intellektuelle Anregung, Auseinandersetzung, Diskussion, so viel man wollte; keinerlei Druck. Wahrlich ein Paradies! Und trotzdem schien er nicht zum Arbeiten zu kommen.

Irgendetwas fehlte – in ihm, dachte er, nicht in Jeu Eun. Er war diesem Ort nicht gewachsen. Er war nicht stark genug, das anzunehmen, was ihm so großzügig geboten wurde, und fühlte sich in dieser herrlichen Oase trocken und ausgedörrt wie eine Wüstenpflanze. Das Leben auf Anarres hatte ihn eingekapselt, seine Seele versiegelt; jetzt umströmten ihn die Wasser des Lebens auf allen Seiten, und er konnte nicht trinken.

Er zwang sich zur Arbeit, aber selbst darin fand er keinen Halt. Er schien den Instinkt verloren zu haben, den er in seiner Selbsteinschätzung als seinen wichtigsten Vorteil gegenüber den meisten anderen Physikern betrachtete, das Gespür dafür, wo das wesentliche Problem lag, den Sinn für das, was zum Kern der Sache führte. Ihm fehlte hier der Orientierungssinn.

Er arbeitete im Lichtforschungslabor, las viel und schrieb im Lauf des Sommers und Herbstes drei Abhandlungen: nach normalen Maßstäben ein produktives Halbjahr. Doch er wusste, dass er nichts Substanzielles, nichts Wirkliches zustande gebracht hatte.

Überhaupt wurde ihm Urras, je länger er dort lebte, immer weniger wirklich. Die ganze vitale, überwältigende, unerschöpfliche Welt, die er aus den Fenstern seines Zimmers gesehen hatte, an seinem ersten Tag auf dieser Welt, schien ihm zu entschlüpfen. Sie glitt ihm aus den ungeschickten Fremdlingshänden, entzog sich ihm, und wenn er wieder hinschaute, war dort etwas ganz anderes, das er gar nicht gewollt hatte, etwas Ähnliches wie Altpapier, Verpackungsmaterial, Müll.

Für seine Abhandlungen bekam er Geld. Auf einem Konto der Nationalbank lagen bereits die zehntausend internationalen Währungseinheiten, die Teil des *Seo-Oen-Preises* gewesen waren, und fünftausend, die er als Stipendium von der jotischen Regierung bekommen hatte. Zu diesem Betrag kamen nun sein Professorengehalt und die Summe hinzu, die ihm der Universitätsverlag für die drei Monographien zahlte. Anfangs fand er das alles komisch, dann wurde es ihm ungeheuer. Es war keine gute Idee, etwas, das hier schließlich von immenser Bedeutung war, als lächerlich abzutun. Er bemühte sich, eine Einführung in die Wirtschaftslehre zu lesen, und fand sie unerträglich langweilig. Sie las sich, als erzählte jemand einen unendlich langen, dummen Traum. Er konnte sich nicht zwingen zu begreifen, wie Banken und dergleichen funktionierten, weil für ihn alle kapitalistischen Transaktionen so bedeutungslos waren wie die Riten einer primitiven Religion – genau so barbarisch, umständlich und unnütz. In einem Menschenopfer an eine Gottheit konnte wenigstens eine verfehlte und schreckliche Schönheit liegen; in den Riten der Geldwechsler, in denen davon ausgegangen wurde, dass Gier, Faulheit und Neid sämtliche

Handlungen der Menschen bestimmten, wurde selbst das Schreckliche banal. Shevek schaute mit Verachtung auf diese monströse Kleingeistigkeit, und ohne jedes Interesse. Er gestand sich nicht ein, konnte sich nicht eingestehen, dass sie ihm in Wirklichkeit Angst machte.

In seiner zweiten Woche in A-Jo hatte Saio Pae ihn zum »Stadtbummel« mitgenommen. Shevek hatte zwar nicht vor, sich die Haare abzuschneiden – sein Haar war schließlich ein Teil von ihm –, aber er wünschte sich einen Anzug und ein Paar Schuhe im urrasischen Stil. Er wollte nicht exotischer aussehen als unbedingt nötig. Sein alter Anzug fiel durch seine Schlichtheit allzu sehr aus dem Rahmen, und seine weichen, derben Wüstenstiefel wirkten gegen das reichverzierte Schuhwerk der Joter allzu befremdlich. Daher war Pae auf seine Bitte hin mit ihm zum Saemtenevia-Prospekt gefahren, in die elegante Einkaufsstraße von Nio Esseia, und er hatte bei einem Schneider und einem Schuhmacher Maß nehmen lassen.

Dieses Erlebnis war für ihn so verwirrend gewesen, dass er es so rasch wie möglich verdrängt hatte, und dennoch hatte er noch monatelang davon geträumt, in Albträumen. Der Saemtenevia-Prospekt war zwei Meilen lang und gedrängt voll mit Menschen, Fahrzeugen und Waren: Waren zum Kaufen und Verkaufen. Mäntel, Kleider für den Tag und den Abend, Roben, lange Hosen, Kniehosen, Hemden, Blusen, Hüte, Schuhe, Strümpfe, Kopftücher, Schals, Westen, Capes, Schirme, Kleidung, die man zum Schlafen, zum Schwimmen, zum Spielen, zu Nachmittagseinladungen, zu Abendeinladungen, zu Einladungen auf dem Lande, auf Reisen, im Theater, zum Reiten, zum Gärtnern, zum Empfang von Gästen, zum Bootfahren, zum Essengehen, zur Jagd anziehen konnte – alle unterschiedlich, alle in Hunderten von Schnitten, Stilen, Farben, Mustern, Stoffen. Duftwässer, Uhren, Lampen, Skulpturen, Kosmetika, Kerzen, Bilder, Kameras, Spiele, Vasen, Sofas, Kessel, Puzzles, Kissen, Puppen, Siebe, Sitzkissen, Juwelen,

Teppiche, Zahnstocher, Kalender, ein Beißring aus Platin mit einem Kristallgriff für Säuglinge, ein elektrisches Gerät zum Bleistiftanspitzen, eine Armbanduhr mit Diamantziffern; Figürchen und Souvenirs und Modeschmuck und Flitter und Nippes, allesamt entweder von vornherein nutzlos oder so reich verziert, dass ihr Nutzen verborgen war; hektarweise Luxus, hektarweise Exkrement. Im ersten Häuserblock war Shevek stehen geblieben, um sich einen zotteligen, gefleckten Mantel anzusehen, im Mittelpunkt eines glitzernden Schaufensters mit Kleidung und Schmuck. »Der Mantel kostet achttausendvierhundert Einheiten?«, fragte er ungläubig, denn er hatte kürzlich in einer Zeitung gelesen, dass ein Lohn, der zum Lebensunterhalt reichte, um die zweitausend Einheiten im Jahr betrug. »O ja. Das ist ein echter Pelz, ziemlich selten, jetzt, wo die Tiere geschützt sind«, hatte Pae gesagt. »Ein hübsches Stück, nicht wahr? Frauen lieben Pelze.« Und sie setzten ihren Weg fort. Schon im nächsten Block war Shevek vollkommen erschöpft gewesen. Er hatte nicht mehr hinsehen können. Er hätte sich am liebsten die Augen zugehalten.

Und das Seltsamste an der Albtraumstraße war, dass keines der Millionen verkäuflichen Dinge dort hergestellt wurde. Alles wurde dort nur verkauft. Wo waren die Werkstätten, die Fabriken, wo waren die Bauern, die Handwerker, die Bergleute, die Weber, die Chemiker, die Drechsler, die Färber, die Gestalter, die Mechaniker, wo waren die Hände, die Menschen, die sie machten? Unsichtbar, anderswo. Hinter Mauern. In allen Läden waren die Menschen entweder Käufer oder Verkäufer. Ihre einzige Beziehung zu den Dingen war der Besitz.

Wie sich herausstellte, konnte er, nachdem man einmal Maß genommen hatte, alles, was er noch brauchen mochte, telefonisch bestellen, und beschloss demzufolge, nie wieder in die Albtraumstraße zurückzukehren.

Nach einer Woche wurden die Kleidung und die Schuhe geliefert. Er zog sie an und stellte sich vor den großen Spiegel in seinem Schlafzimmer. Der maßgeschneiderte graue Überrock, das weiße Hemd, die schwarzen Kniehosen und Strümpfe und die blanken Schuhe brachten seine lange schlanke Figur und die schmalen Füße vorteilhaft zur Geltung. Vorsichtig berührte er die Außenfläche eines Schuhs. Sie war aus dem gleichen Zeug wie die Sesselbezüge im anderen Zimmer, dem Stoff, der sich wie Haut anfühlte; er hatte kürzlich jemanden danach gefragt, was es war, und man hatte ihm gesagt, es sei tatsächlich Haut – Tierhaut. Sie nannten es Leder. Er runzelte bei der Berührung die Stirn, richtete sich auf und wandte sich vom Spiegel ab, allerdings nicht ohne noch erkennen zu müssen, dass er in diesem Aufzug seiner Mutter Rulag mehr ähnelte denn je.

Zur Herbstmitte gab es eine längere Pause zwischen den Trimestern. Die meisten Studenten fuhren in den Ferien nach Hause. Shevek fuhr mit einer Gruppe von Studenten und Wissenschaftlern aus dem Lichtforschungslabor für ein paar Tage zum Wandern ins Meiteisgebirge und kehrte anschließend zurück, um einige Stunden am großen Rechner zu buchen, der während der Semester fast immer belegt war. Doch weil die Arbeit nirgendwo hinführte, blieb er nicht lange dabei. Er schlief mehr als sonst, ging spazieren, las und redete sich ein, sein Problem sei, dass er es schlicht zu eilig gehabt habe; man könne eine ganze neue Welt nicht in ein paar Monaten begreifen. Die Rasenflächen und Wäldchen der Universität waren schön und verweht, leuchtend goldene Blätter wurden vom regennassen Wind über den weichen grauen Himmel gepustet. Shevek ließ sich die Namen der berühmten jotischen Dichter sagen und las ihre Werke: Jetzt verstand er, was sie von

Blumen und fliegenden Vögeln und den Farben der Wälder im Herbst schrieben. Dieses Verstehen bereitete ihm großes Vergnügen. Es war schön, in der Abenddämmerung in sein Zimmer zurückzukehren, an dessen hübschen, ruhigen Proportionen er sich immer wieder erfreute. Er hatte sich an den Charme und den Komfort gewöhnt, sie waren ihm vertraut geworden. Wie auch das Essen, dessen Vielfalt und Reichlichkeit ihm anfangs den Atem verschlagen hatte. Die Männer, die bei Tisch bedienten, kannten seine Wünsche und bedienten ihn, wie er sich auch selbst bedient hätte. Fleisch aß er immer noch nicht; er hatte es gekostet, aus Höflichkeit und um sich zu beweisen, dass er keine irrationalen Vorurteile hegte, aber sein Magen hatte Gründe, die der Vernunft nicht zugänglich waren, und rebellierte. Nach einigen Beinahe-Katastrophen hatte er aufgegeben und war Vegetarier geblieben und trotzdem ein guter Esser. Er genoss die Mahlzeiten sehr. Seit seiner Ankunft auf dem Urras hatte er drei oder vier Kilogramm zugenommen und wirkte mittlerweile sehr wohlauf, braungebrannt von der Bergwanderung und dank der langen Ferien ausgeruht. Als er sich an diesem Abend im Speisesaal vom Tisch erhob, über ihm die hohe schattige Balkendecke, seitlich die getäfelten, mit Porträts behängten Wände und dazwischen im Kerzenlicht die Tische mit ihrem Porzellan und Tafelsilber, bot er einen eindrucksvollen Anblick. Er grüßte jemanden an einem anderen Tisch und ging mit ruhiger, unbeteiligter Miene weiter. Chifoilisk erblickte ihn vom anderen Ende des Saals. Er stand auf und holte ihn am Ausgang ein.

»Hätten Sie ein paar Minuten für mich, Shevek?«

»Ja. In meiner Wohnung?« Er hatte sich inzwischen an den ständigen Gebrauch des Possessivpronomens gewöhnt und verwendete es ohne jede Befangenheit.

Chifoilisk schien zu zögern. »Wie wäre es mit der Bibliothek? Sie liegt auf Ihrem Weg, und ich will dort ein Buch abholen.«

Seite an Seite schlugen sie den Weg über den Kolleghof zur Bibliothek der Edlen Wissenschaften ein – der alte Begriff für die Physik, der auch noch mancherorts auf Anarres im Gebrauch war. Es war dunkel und regnerisch. Chifoilisk spannte einen Schirm auf, aber Shevek lief durch den Regen wie die Joter durch den Sonnenschein, mit Genuss.

»Sie werden ganz nass«, murrte Chifoilisk. »Sie haben eine empfindliche Lunge, oder? Sollten sich lieber in Acht nehmen.«

»Ich bin vollkommen gesund«, sagte Shevek. »Dieser Arzt von der Regierung, wissen Sie, hat mich behandelt, mit Inhalationen. Es funktioniert. Ich huste nicht mehr. Ich habe den Arzt gebeten, dem Initiativsyndikat in Abbenay das Verfahren und die Medikamente über Funk zu beschreiben. Das hat er getan. Gerne sogar. Es ist im Grunde ganz einfach; es könnte eine Menge Leiden durch den Staubhusten lindern. Warum, warum nicht früher? Warum arbeiten wir nicht zusammen, Chifoilisk?«

Der Thuvier antwortete mit einem leisen, höhnischen Grunzen. Sie kamen in den Lesesaal der Bibliothek. Regale voll alter Bücher unter fein geschwungenen Doppelbögen aus Marmor strahlten eine schummerige Ruhe aus; die Lampen auf den langen Lesetischen waren schlichte Alabasterkugeln. Shevek und Chifoilisk waren die Einzigen dort, doch hinter ihnen eilte ein Bediensteter herein, um das bereitliegende Holz im Marmorkamin anzuzünden und sich zu versichern, dass sie keine weiteren Wünsche hatten. Dann zog er sich wieder zurück. Chifoilisk stellte sich vor den Kamin und beobachtete, wie der Kienspan in Flammen aufging. Über seinen kleinen Augen sträubten sich die Augenbrauen; sein derbes, dunkles, kluges Gesicht wirkte älter als sonst.

»Ich möchte unangenehm werden, Shevek«, sagte er mit seiner heiseren Stimme. »Aber das ist vermutlich nichts Ungewöhnliches«, fuhr er fort – eine Geste der Bescheidenheit, die Shevek von ihm nicht erwartet hatte.

»Was gibt’s?«

»Ich möchte wissen, ob Sie wissen, was Sie hier tun.«

Nach kurzem Zögern sagte Shevek: »Ich denke, schon.«

»Es ist Ihnen also klar, dass Sie gekauft worden sind?«

»Gekauft?«

»Nennen Sie es kooptiert, wenn Sie wollen. Hören Sie zu. Kein Mensch, so intelligent er auch sei, kann Dinge sehen, die er nicht zu sehen gelernt hat. Wie sollen Sie Ihre Situation hier, in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem, einer oligarchischen Plutokratie begreifen? Wie sollen Sie, aus Ihrer kleinen Kommune verhungerter Idealisten da oben im Himmel kommend, erkennen, was hier läuft?«

»Chifoilisk, es gibt nicht mehr viele Idealisten auf dem Anarres, das versichere ich Ihnen. Ja, die Siedler waren Idealisten, als sie diese Welt gegen unsere Wüsten eintauschten. Aber das ist sieben Generationen her! Unsere Gesellschaft ist pragmatisch. Vielleicht zu pragmatisch, zu ausschließlich ums Überleben besorgt. Was ist an gesellschaftlicher Kooperation, gegenseitiger Hilfe idealistisch, wenn sie die einzigen Mittel sind, sich am Leben zu erhalten?«

»Ich kann nicht mit Ihnen über die Werte des Odonismus diskutieren. Nicht dass mir nicht danach gewesen wäre! Ich kenne mich ganz gut damit aus, wissen Sie. Wir stehen ihm in meinem Land weit näher als diese Leute hier. Wir sind Produkte derselben großen Revolution des achten Jahrhunderts – wir sind wie Sie Sozialisten.«

»Aber Sie sind Archisten. Der Staat Thu ist noch zentralistischer als A-Jo. Bei Ihnen wird alles von einer einzigen monumentalen Macht

beherrscht, die Regierung, die Verwaltung, die Polizei, die Streitkräfte, Bildung, Gesetzgebung, die Produktion, der Handel. Und Sie haben eine Geldwirtschaft.«

»Eine Geldwirtschaft, die auf dem Prinzip basiert, dass jeder Arbeiter so bezahlt wird, wie er es verdient, dem Wert seiner Arbeit gemäß – nicht von Kapitalisten, denen er zu dienen gezwungen ist, sondern vom Staat, dem er als Mitglied angehört!«

»Setzt er selbst den Wert seiner Arbeit fest?«

»Kommen Sie doch nach Thu, und schauen Sie sich an, wie echter Sozialismus funktioniert!«

»Ich weiß, wie echter Sozialismus funktioniert«, sagte Shevek. »Ich könnte es Ihnen sagen, aber würde Ihre Regierung mir gestatten, es zu erklären – in Thu?«

Chifoilisk schob ein Holzscheit, das noch nicht angebrannt war, mit dem Fuß zurecht. Er starrte mit bitterer Miene ins Feuer. Von der Nase zu den Mundwinkeln verliefen tiefe Falten. Auf Sheveks Frage gab er keine Antwort. Schließlich sagte er: »Ich werde nicht versuchen, ein Spiel mit Ihnen zu treiben. Es ist sinnlos; und ich will es ohnehin nicht. Was ich Sie fragen will, ist dies: Wären Sie bereit, nach Thu zu kommen?«

»Im Augenblick nicht, Chifoilisk.«

»Aber was können Sie hier leisten?«

»Meine Arbeit. Und außerdem bin ich hier nicht weit vom Sitz des Rates der Weltregierungen –«

»Des RWR? Den hat A-Jo schon vor Jahren in die Tasche gesteckt. Von dem können Sie keine Rettung erwarten!«

Eine Pause. »Ich bin demnach in Gefahr?«

»Nicht einmal das war Ihnen klar?«

Wieder eine Pause.

»Vor wem warnen Sie mich also?«, fragte Shevek.

»Zuallererst vor Pae.«

»O ja, Pae.« Shevek stützte die Hände auf den mit goldenen Intarsien geschmückten Kaminsims. »Pae ist ein ziemlich guter Physiker. Und sehr hilfsbereit. Aber ich traue ihm nicht.«

»Warum nicht?«

»Nun … er weicht mir aus.«

»Ja. Ein scharfsinniges psychologisches Urteil. Aber Pae ist Ihnen nicht gefährlich, weil er als Person verschlagen ist, Shevek. Er ist Ihnen gefährlich, weil er ein loyaler, ehrgeiziger Agent der jotischen Regierung ist. Er erstattet dem Amt für Nationale Sicherheit – der Geheimpolizei – regelmäßig Bericht über Sie und über mich. Ich unterschätze Sie weiß Gott nicht, aber verstehen Sie doch: Ihre Gewohnheit, jeden anderen als Menschen, als Individuum zu behandeln, ist hier unangebracht; sie funktioniert nicht. Sie müssen die Mächte hinter den Individuen erkennen.«

Während Chifoilisk sprach, versteifte sich Sheveks Haltung. Nun stand er so aufrecht wie Chifoilisk und starrte in die Flammen. Er sagte: »Woher wissen Sie das über Pae?«

»Aus den gleichen Quellen, durch die ich weiß, dass es in Ihrem Zimmer ein verstecktes Mikrophon gibt, genau wie in meinem. Weil es zu meinen Aufgaben gehört, das zu wissen.«

»Sind Sie auch ein Agent Ihrer Regierung?«

Chifoilisks Miene wurde finster. Dann drehte er sich unvermittelt zu Shevek um und sagte leise, voll Hass: »Ja, natürlich. Sonst wäre ich nicht hier. Alle wissen das. Meine Regierung schickt nur Leute ins Ausland, denen sie vertraut. Und mir kann sie vertrauen! Weil ich nicht gekauft worden bin wie diese ganzen verfluchten reichen jotischen Professoren. Ich glaube an meine Regierung, an mein Land. Ich habe Vertrauen in sie.« Er

brachte die Worte gequält hervor. »Sie müssen die Augen aufmachen, Shevek! Sie sind ein Kind unter Räubern. Sie sind gut zu Ihnen, sie geben Ihnen ein schönes Zimmer, Vorlesungen, Studenten, Geld, machen mit Ihnen Schlossbesichtigungen, Modellfabrikbesichtigungen, Ausflüge in hübsche Dörfer. Von allem das Beste. Alles wunderbar! Aber warum? Warum holt man Sie vom Mond hierher, lobt Sie, druckt Ihre Bücher, sorgt dafür, dass Sie in den Vorlesungsräumen und Laboren und Bibliotheken sicher und geborgen sind? Glauben sie, es geschieht aus wissenschaftlicher Selbstlosigkeit, aus brüderlicher Liebe? Das hier ist eine Profitwirtschaft, Shevek!«

»Ich weiß. Ich bin gekommen, um mit ihr Handel zu treiben.«

»Handel? Um was denn?«

Sheveks Gesicht hatte den kalten, ernsten Ausdruck angenommen, den es getragen hatte, als er sich von der Festung in Drio abgewandt hatte. »Sie wissen, was ich will, Chifoilisk. Ich will, dass mein Volk aus dem Exil zurückkehrt. Ich bin nach A-Jo gekommen, weil ich nicht glaube, dass Sie in Thu das wollen. Dort haben Sie Angst vor uns. Sie fürchten, dass wir die Revolution wiederbringen, die alte, die echte Revolution, die Revolution für Gerechtigkeit, mit der Sie begonnen und die Sie dann auf halber Strecke unterbunden haben. Hier fürchtet man mich weniger, weil man die Revolution vergessen hat. Man glaubt nicht mehr daran. Man glaubt, wenn Menschen genügend Dinge besitzen dürfen, werden sie sich damit zufriedengeben, im Gefängnis zu leben. Aber ich weigere mich, das zu glauben. Ich will, dass die Mauern fallen. Ich will Solidarität, menschliche Solidarität. Ich will den freien Austausch zwischen Urras und Anarres. Ich habe auf Anarres dafür gearbeitet, so gut ich konnte, jetzt arbeite ich auf Urras, so gut ich kann, dafür. Dort habe ich gehandelt. Hier will ich Handel treiben.«

»Womit?«

»Ach, das wissen Sie doch, Chifoilisk«, sagte Shevek zurückhaltend mit leiser Stimme. »Sie wissen, was sie von mir haben wollen.«

»Ja, das weiß ich, aber ich wusste nicht, dass Sie es wissen«, sagte der Thuvier ebenfalls leise; seine scharfe Stimme wurde zu einem zischenden Murmeln, voll Atemluft und Reibelauten. »Sie haben sie also – die allgemeine Theorie der Zeitlichkeit?«

Shevek sah ihn an, möglicherweise mit einem Hauch von Ironie.

Chifoilisk insistierte: »Gibt es sie in schriftlicher Form?«

Shevek sah ihn noch einen Moment lang an und antwortete dann ohne Umschweife: »Nein.«

»Gut!«

»Wieso?«

»Weil sie sie sonst schon hätten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Genau so. Hören Sie, war es nicht Odo, die gesagt hat, wo es Eigentum gibt, gibt es auch Diebstahl?«

»›Willst du einen Dieb schaffen, schaffe Eigentum; willst du Verbrecher schaffen, schaffe Gesetze.‹ *Der soziale Organismus*.«

»Gut. Wo es Papiere in verschlossenen Zimmern gibt, gibt es Leute mit Schlüsseln zu den Zimmern!«

Shevek verzog das Gesicht. »Ja«, sagte er rasch, »das ist äußerst unerfreulich.«

»Für Sie. Nicht für mich. Weil ich Ihre individualistischen, moralischen Skrupel nämlich nicht teile. Mir war klar, dass Sie die Theorie nicht irgendwo schriftlich haben. Wenn ich das gedacht hätte, hätte ich jede Anstrengung unternommen, sie von Ihnen zu bekommen, durch Überredung, durch Diebstahl, durch Zwang, wenn ich der Ansicht wäre,

dass wir Sie entführen könnten, ohne dass es zum Krieg mit A-Jo käme. Ich hätte alles getan, um zu verhindern, dass diese fetten jotischen Kapitalisten sie kriegen, um sie in die Hände des Zentralpräsidiums meines Landes zu bringen. Weil der höchste Zweck, dem ich jemals dienen kann, das Wohl und die Stärke meines Landes ist.«

»Sie lügen«, sagte Shevek friedlich. »Ja, ich denke, Sie sind ein Patriot. Aber über dem Patriotismus steht für Sie Ihr Respekt für die Wahrheit, die wissenschaftliche Wahrheit, und vielleicht sogar ihre Loyalität gegenüber Einzelpersonen. Sie würden mich nicht hintergehen.«

»Wenn ich es könnte, würde ich es tun«, sagte Chifoilisk erregt. Er setzte zum Weiterreden an, stockte und sagte schließlich mit wütender Resignation: »Denken Sie, was Sie wollen. Wenn Sie die Augen nicht aufmachen, kann ich Ihnen auch nicht helfen. Aber merken Sie sich: Wir wollen Sie. Wenn Sie endlich begreifen, was hier läuft, dann kommen Sie nach Thu. Sie haben die falschen Leute als prospektive Brüder gewählt! Und wenn – ich habe kein Recht, das zu sagen. Aber es ist egal. Wenn Sie schon nicht zu uns nach Thu kommen, dann überlassen Sie Ihre Theorie wenigstens nicht den Jotern. Geben Sie den Wucherern nichts! Hauen Sie ab. Fliegen Sie nach Hause. Geben Sie Ihren eigenen Leuten, was Sie zu geben haben!«

»Sie wollen es nicht«, sagte Shevek ausdruckslos. »Meinen Sie, ich hätte es nicht versucht?«

Vier oder fünf Tage später erfuhr Shevek, als er nach Chifoilisk fragte, dass dieser nach Thu zurückgekehrt war.

»Für immer? Er hat mir nichts davon gesagt, dass er abreist.«

»Ein Thuvier weiß nie, wann ihn ein Befehl vom Präsidium ereilt«, antwortete Pae, denn natürlich war es Pae, der Shevek unterrichtete. »Er weiß nur, dass er, wenn der Befehl kommt, mal besser springt. Und keine Zeit mit langem Abschiednehmen verliert. Armer alter Chif! Möchte wissen, was er verbrochen hat.«

Ein- bis zweimal die Woche besuchte Shevek Atro in dem gemütlichen kleinen Haus am Rand des Universitätsgeländes, das er mit zwei Bediensteten bewohnte, die so alt waren wie er selbst und ihn umsorgten. Mit beinahe achtzig war er, wie er es selbst ausdrückte, ein Denkmal eines erstrangigen Physikers. Auch wenn er nicht wie Gvarab erlebt hatte, dass sein Lebenswerk verkannt wurde, hatte er durch sein hohes Alter eine ähnliche Gelassenheit entwickelt wie sie. Sein Interesse an Shevek zumindest wirkte rein persönlich – kameradschaftlich. Er war der erste Sequenzsphysiker gewesen, der sich zu Sheveks Ansatz zum Verständnis von Zeit bekannt hatte, und war, mit Sheveks Waffen, gegen die gesamte etablierte Physikerschaft für Sheveks Theorien ins Feld gezogen. Der Kampf hatte mehrere Jahre gedauert, bis die Simultanisten mit der Veröffentlichung der ungekürzten *Prinzipien der Simultanität* endgültig obsiegten. Die Schlacht war der Höhepunkt von Atros Leben gewesen. Für etwas Geringeres als die Wahrheit hätte er nicht gekämpft, aber mehr noch als die Wahrheit hatte er den Kampf geliebt.

Atro konnte die Linie seiner Ahnen elfhundert Jahre zurückverfolgen, über Generäle, Fürsten, Großgrundbesitzer. Die Familie besaß noch immer ein zweitausend Hektar großes Anwesen und vierzehn Dörfer in der Provinz Sie, der ländlichsten Region von A-Jo. Er benutzte provinzielle

Redewendungen und altmodische Ausdrücke, an denen er mit Stolz festhielt. Reichtum beeindruckte ihn nicht im Geringsten, und er bezeichnete die gesamte Regierung seines Landes als »Demagogen und Kriecher«. Sein Respekt war nicht käuflich. Trotzdem schenkte er ihn freigebig jedem Dummkopf, der, wie er es nannte, den »richtigen Namen« besaß. Manches an ihm war für Shevek vollkommen unbegreiflich – ein Rätsel: der Aristokrat. Doch durch seine aufrichtige Verachtung für Geld und Macht fühlte sich Shevek ihm von allen Männern, die er auf Urras kennengelernt hatte, am nächsten.

Als sie einmal in der verglasten Veranda zusammensaßen, in der Atro alle möglichen seltenen und für die Jahreszeit untypischen Blumen züchtete, benutzte dieser zufällig die Wendung »wir Ceter«. Shevek hakte ein: »›Ceter‹, ist das nicht ein Vogelfraß-Wort?« »Vogelfraß« war ein umgangssprachlicher Ausdruck für die Boulevardpresse, die Zeitungen, Radiosendungen und Romane für die städtische Arbeiterschicht.

»Vogelfraß!«, wiederholte Atro. »Mein lieber Mann, wie zum Teufel kommen Sie an diese Vulgarismen? Ja, mit ›Cetern‹ meine ich exakt dasselbe wie die Zeitungsschreiber und ihre Leser, die alles nachplappern: Urras und Anarres!«

»Mich hat nur erstaunt, dass Sie ein fremdes Wort benutzen – ein außercetisches Wort sogar.«

»Definition durch Exklusion«, parierte der Alte vergnügt. »Vor hundert Jahren brauchten wir das Wort nicht. ›Menschheit‹ war gut genug. Doch vor sechzig Jahren wurde das anders. Ich war siebzehn, es war ein schöner sonniger Tag im Frühsommer, daran erinnere ich mich ganz lebhaft. Ich übte gerade mit meinem Pferd, als meine ältere Schwester aus dem Fenster rief: »Im Radio reden sie mit einem Menschen aus dem All!« Meine liebe, arme Mutter dachte, wir wären alle todgeweiht; fremde Teufel, wissen Sie.

Aber es war bloß dieser Mann vom Hain, der von Frieden und Brüderlichkeit schwafelte. Na, heute schließt das Wort ›Menschheit‹ ein wenig zu viel ein. Was definiert Brüderlichkeit besser als Nichtbrüderlichkeit? Definition durch Exklusion, mein Lieber! Sie und ich sind Verwandte. Wahrscheinlich haben Ihre Verwandten vor ein paar Jahrhunderten in den Bergen Ziegen gehütet, während meine Sie als Leibeigene knechteten; aber wir gehören derselben Familie an. Um das zu merken, muss man nur einen Außerweltler kennenlernen, und sei es durch Hörensagen. Ein Wesen aus einem anderen Sonnensystem. Einen sogenannten Menschen, der, abgesehen von der praktischen Anordnung von zwei Beinen, zwei Armen und einem Kopf mit einem irgendwie gearteten Gehirn, absolut nichts mit uns gemein hat.«

»Aber haben die Hainisch nicht bewiesen, dass wir –«

»Alle außerweltlichen Ursprungs sind, Nachkommen interstellarer Kolonisten der Hainisch von vor einer halben oder einer ganzen oder zwei Millionen Jahren, ja, ich weiß. Bewiesen! Zur Urzahl noch mal, Shevek, Sie klingen wie ein Erstsemester! Wie können Sie ernsthaft von historischem Beweis reden, über eine solche Zeitspanne hinweg? Diese Hainisch werfen mit Jahrtausenden um sich wie mit Bällen, aber das ist alles bloßes Jonglieren. Beweis, pah! Die Religion meiner Ahnen lehrt mich mit der gleichen Autorität, dass ich ein Nachfahre Pinro Ods bin, den Gott aus dem Garten vertrieb, weil er die Frechheit besaß, seine Finger und Zehen zusammenzuzählen, auf die Zahl zwanzig zu kommen und somit die Zeit auf das Universum loszulassen. Wenn ich eine Wahl treffen muss, ist mir diese Geschichte lieber als die von den Außerweltlern!«

Shevek lachte; Atros Humor machte ihm Spaß. Aber der Alte meinte es ernst. Er tippte Shevek auf den Arm. Seine zuckenden Augenbrauen und schmatzenden Lippen zeigten an, dass er gerührt war, und er sagte: »Ich

hoffe, das empfinden Sie genauso, mein Lieber. Das hoffe ich aufrichtig. Ich bin sicher, in Ihrer Gesellschaft gibt es allerlei Bewundernswertes, aber sie lehrt keine Unterschiede – schlussendlich das Beste, was die Zivilisation lehrt. Ich will nicht, dass diese verfluchten Außerweltler Sie mit Hilfe Ihrer Vorstellungen von Brüderlichkeit und Gegenseitigkeit und dergleichen weichklopfen. Sie werden ganze Fluten ›menschlicher Gemeinsamkeit‹ und ›Bündnisse aller Welten‹ und so weiter über sie ergießen, und es wäre mir gar nicht lieb, wenn Sie das Zeug schlucken würden. Das Gesetz des Daseins ist der Kampf – Wettbewerb – Eliminierung der Schwachen – gnadenloser Krieg ums Überleben. Und ich will, dass die Besten überleben. Die mir bekannte Form des Menschseins. Die Ceter. Sie und ich: Urras und Anarres. Zurzeit sind wir ihnen voraus, all diesen Hainisch und Terranern und wie sie sich sonst nennen, und wir müssen unseren Vorsprung wahren. Sie haben uns den Interstellarantrieb gebracht, aber inzwischen bauen wir bessere Interstellarschiffe als sie. Ich hoffe sehr, dass Sie, wenn die Zeit gekommen ist, Ihre Theorie zu verkünden, sich Ihrer Pflicht Ihrem Volk, Ihrer eigenen Gattung gegenüber bewusst sein werden. Dessen, was Loyalität heißt und wem sie gebührt.« Atros halbblinde Augen füllten sich mit den schnellen Tränen des Alters. Shevek legte ihm begütigend eine Hand auf den Arm, doch er sagte nichts.

»Sie werden sie natürlich bekommen. Irgendwann. Und das sollen sie auch. Wissenschaftliche Erkenntnis will ans Licht, man kann die Sonne nicht unter einem Stein verstecken. Aber bevor es so weit ist, sollen sie dafür zahlen! Ich will, dass wir unseren rechtmäßigen Platz einnehmen. Ich will Respekt; und den können Sie uns verschaffen. Transilienz – wenn wir die Transilienz gemeistert haben, kräht kein Hahn mehr nach ihrem Interstellarantrieb. Geld interessiert mich nicht, wissen Sie. Ich will, dass man die Überlegenheit der cetischen Wissenschaft anerkennt, die

Überlegenheit des cetischen Denkens. Wenn es eine interstellare Zivilisation geben muss, dann will ich bei Gott nicht, dass mein Volk darin als niedere Kaste zählt! Wir sollten wie Edelleute daherkommen, mit einem großen Geschenk in den Händen – so sollte es sein. Nun ja, ich kann mich da manchmal hineinsteigern. Apropos, wie kommt es voran, Ihr Buch?«

»Im Augenblick bin ich mit Skasks Gravitationshypothese beschäftigt. Ich habe das Gefühl, es ist ein Fehler, ausschließlich mit partiellen Differentialgleichungen zu arbeiten.«

»Um Schwerkraft ging es doch auch in ihrer letzten Abhandlung. Wann werden Sie zum Kern der Sache kommen?«

»Wie Sie wissen, sind für uns Odonier die Mittel der Zweck«, sagte Shevek leichthin. »Außerdem kann ich wohl kaum eine Theorie der Zeit präsentieren, die die Schwerkraft nicht berücksichtigt.«

»Sie meinen, Sie wollen sie uns häppchenweise liefern?«, fragte Atro argwöhnisch. »Darauf war ich noch nicht gekommen. Ich muss mir wohl noch mal die letzte Abhandlung ansehen. Einiges schien mir nicht ganz folgerichtig. Meine Augen werden jetzt immer so müde. Ich glaube, dieses verfluchte Vergrößerungsprojektordings, das ich zum Lesen brauche, ist irgendwie defekt. Es scheint die Wörter nicht mehr klar abzubilden.«

Shevek sah den Alten voll Sympathie an. Er hatte ein schlechtes Gewissen, aber über den Stand seiner Theorie sagte er ihm nichts mehr.

Shevek bekam täglich Einladungen zu Empfängen, Einweihungen, Eröffnungen und anderem mehr. Manchen folgte er, weil er mit einer Mission nach Urras gekommen war und sich ihr verpflichtet fühlte: Er musste die Idee der Brüderlichkeit verbreiten, er musste, durch die eigene

Person, eine Form von Solidarität zwischen den beiden Welten verkörpern. Er hielt Reden, und man hörte ihm zu und sagte: »Wie wahr.«

Er wunderte sich, warum die Regierung ihn nicht davon abhielt zu sprechen. Chifoilisk musste, aus Eigennutz, das Maß der von ihr ausgeübten Kontrolle und Zensur übertrieben haben. Shevek predigte reinen Anarchismus, ohne dass sie einschritten. Aber hatten sie es überhaupt nötig, ihm etwas zu verbieten? Ihm schien, dass er jedes Mal zu den gleichen Leuten sprach: gut gekleidet, wohlgenährt, wohlgesittet, freundlich. Gab es nur solche Menschen auf Urras? »Leid ist das, was die Menschen verbindet«, sagte Shevek vor ihnen stehend, und sie nickten und sagten: »Wie wahr.«

Er begann sie zu hassen, und als er das merkte, nahm er von einem Tag auf den anderen keine Einladungen mehr an.

Das allerdings hieß, sein Scheitern hinzunehmen und seine Isolation zu verschärfen. Er tat nicht das, wozu er hergekommen war. Und zwar nicht, so sagte er sich, weil sie ihn kaltgestellt hätten, sondern weil er sich – wie immer – selbst von ihnen abgekapselt hatte. Er war einsam, beklemmend einsam, trotz der vielen Leute, die er täglich sah. Das Problem war die *fehlende Berührung.* Er hatte das Gefühl, in all diesen Monaten auf Urras noch nichts und niemanden berührt zu haben.

Eines Abends sagte er beim Essen mit den Kollegen: »Wissen Sie, ich habe keine Ahnung, wie Sie hier leben. Ich sehe die Privathäuser von außen. Aber von innen kenne ich nur Ihr nichtprivates Leben – Sitzungsräume, Refektorien, Labore …«

Am nächsten Tag fragte Oije Shevek ziemlich steif, ob er Lust habe, ihn und seine Familie am kommenden Wochenende zum Abendessen zu besuchen und anschließend über Nacht zu bleiben.

Das Haus stand in Amoeno, einem Dorf wenige Meilen von Jeu Eun, und war nach urrasischen Maßstäben ein bescheidenes Eigenheim für die Mittelschicht, wenn auch vielleicht älter als die meisten. Es war vor etwa dreihundert Jahren erbaut worden, aus Stein, mit holzgetäfelten Zimmern. Für die Fensterrahmen und Türen hatte man die typischen urrasischen Doppelbögen verwendet. Shevek war sofort von der relativ spärlichen Möblierung angetan: Durch ihre großen, blank gebohnerten Fußbodenflächen wirkten die Zimmer schlicht und geräumig. Die opulente Ausstattung der öffentlichen Gebäude, in denen die Empfänge, Einweihungen und dergleichen abgehalten wurden, hatte ihn immer erdrückt. Die Urrasier hatten Geschmack, aber er schien oft mit der Neigung zum Prunk – zum augenfälligen Luxus – in Konflikt zu stehen. Der natürliche, ästhetische Ursprung des Wunsches, Dinge zu besitzen, wurde durch wirtschaftliche Zwänge und den Drang zur Konkurrenz verdeckt und pervertiert, und das wirkte sich wiederum auf die Qualität der Dinge aus: Geschaffen wurde lediglich eine Art mechanische Üppigkeit. In diesem Haus hingegen herrschte Anmut, erzielt durch Selbstbeschränkung.

An der Tür nahm ein Diener ihnen die Mäntel ab. Oijes Frau kam zur Begrüßung aus der Kellerküche, wo sie die Köchin instruiert hatte.

Als sie sich vor dem Essen unterhielten, merkte Shevek, dass er sich fast ausschließlich an sie wandte, mit einer Freundlichkeit, einem Wunsch, ihr zu gefallen, der ihn überraschte. Aber es tat so wohl, wieder einmal mit einer Frau zu reden! Kein Wunder, dass er das Gefühl gehabt hatte, sein Dasein sei abgeschnitten und künstlich, unter Männern, ständig nur unter Männern, ohne die Spannung und Anziehungskraft sexueller Differenz. Und Sewa Oije war attraktiv. Beim Anblick der zarten Linien ihres Halses und ihrer Schläfen verlor er seine Einwände gegen die urrasische Mode, den Frauen die Köpfe zu rasieren. Sie war schweigsam und recht scheu; er

bemühte sich, ihr die Befangenheit zu nehmen, und freute sich sehr, als es zu gelingen schien.

Sie gingen zu Tisch, und dort kamen die Kinder hinzu. Sewa Oije entschuldigte sich: »Es ist in dieser Gegend einfach unmöglich geworden, eine anständige Amme zu finden«, sagte sie. Shevek stimmte zu, ohne das Wort Amme zu verstehen. Auch die kleinen Jungen beobachtete er mit großer Freude. Seit seiner Abreise von Annares hatte er kaum ein Kind zu sehen bekommen.

Es waren sehr saubere, gesittete Kinder. Sie trugen blaue Samtjacken und -kniehosen und sprachen nur, wenn sie gefragt wurden. Shevek bestaunten sie wie ein Wesen aus dem All. Der Neunjährige war streng mit dem Siebenjährigen, befahl ihm leise, nicht so zu glotzen, und kniff ihn brutal, als er nicht gehorchte. Der Kleine kniff zurück und versuchte den Großen unter dem Tisch zu treten. Das Ältestenrecht schien sich in seinem Kopf noch nicht recht durchgesetzt zu haben.

Oije war zu Hause ein anderer Mensch. Seine verschlossene Miene öffnete sich, und er sprach weniger gedehnt. Seine Familie behandelte ihn mit Respekt, doch der Respekt war gegenseitig. Shevek hatte von Oije allerlei Ansichten über Frauen gehört und war überrascht zu erleben, dass er seine Frau zuvorkommend, ja zartfühlend behandelte. »Das ist also Ritterlichkeit«, dachte Shevek, da er das Wort kürzlich gelernt hatte, aber entschied bald darauf, dass es etwas noch Besseres war. Oije mochte seine Frau und vertraute ihr. Er benahm sich ihr und seinen Kindern gegenüber ganz ähnlich wie ein Anarrese. Bei sich zu Hause wirkte er auf einmal wie ein einfacher, ein brüderlicher, ein freier Mann.

Sein Freiraum erschien Shevek sehr eingeschränkt, die Familie sehr klein, aber er fühlte sich selbst so wohl, so viel freier, dass er nicht unnötig kritisch sein wollte.

In einer Gesprächspause sagte der jüngere Sohn mit seiner kleinen, hellen Stimme: »Herr Shevek hat keine sehr guten Manieren.«

»Wieso?«, fragte Shevek, bevor Oijes Frau das Kind rügen konnte. »Was habe ich getan?«

»Sie haben sich nicht bedankt.«

»Wofür?«

»Als ich Ihnen die Schüssel mit den Gurken gereicht habe.«

»Ini! Sei still.«

Sadik! Nicht egoisieren! Der Ton war haargenau der gleiche.

»Ich dachte, du wolltest sie mit mir teilen. Waren sie ein Geschenk? Da, wo ich wohne, bedanken wir uns nur für Geschenke. Alles andere teilen wir, ohne darüber zu reden. Verstehst du das? Möchtest du die Gurken wiederhaben?«

»Nein, die mag ich nicht«, sagte das Kind und schaute Shevek mit dunklen, sehr klaren Augen ins Gesicht.

»Das macht es besonders leicht, sie zu teilen«, sagte Shevek. Der ältere Junge wand sich förmlich vor Verlangen, Ini zu kneifen, doch der lachte und zeigte seine kleinen weißen Zähne. In der nächsten Gesprächslücke beugte er sich zu Shevek hinüber und fragte leise: »Möchten Sie meinen Otter sehen?«

»Ja.«

»Er ist hinten im Garten. Mutter hat ihn rausgesetzt, weil sie dachte, dass er Sie vielleicht stört. Manche Erwachsene mögen keine Tiere.«

»Ich schau sie mir gerne an. Da, wo ich wohne, haben wir keine Tiere.«

»Keine Tiere?«, fragte der Ältere und starrte ihn an. »Vater! Herr Shevek sagt, sie haben keine Tiere!«

Ini starrte ebenfalls. »Aber was haben Sie dann?«

»Andere Menschen. Fische. Würmer. Und Holumbäume.«

»Was sind Holumbäume?«

Diese Unterhaltung ging noch eine halbe Stunde weiter. Es war das erste Mal auf Urras, dass Shevek gebeten wurde, von Anarres zu erzählen. Die Kinder stellten die Fragen, und die Eltern hörten mit Interesse zu. Shevek bemühte sich, so gut es ging, nicht in den ethischen Modus zu verfallen; er war nicht da, um auf die Kinder seines Gastgebers politisch einzuwirken. Er erzählte ihnen schlicht, wie der Staub beschaffen war, wie es in Abbenay aussah, was für Kleidung die Leute trugen, was man machte, wenn man neue Kleidung brauchte, was die Kinder in der Schule machten. Letzteres geriet, seinen Absichten zum Trotz, dann doch zu Propaganda. Ini und Aevi lauschten gebannt seiner Beschreibung eines Lehrplans, zu dem Ackerbau, Tischlern, Abwasseraufbereitung, Drucken, Klempern, Straßenreparaturen, Dramenschreiben und alle anderen Tätigkeiten der Erwachsenengemeinschaft gehörten, und waren begeistert, als er beteuerte, dass niemand je bestraft werde.

»Obwohl sie einen manchmal rausschicken«, sagte er, »damit man eine Weile allein ist.«

»Aber was«, stieß Oije plötzlich hervor, als hätte er die Frage schon lange unterdrückt, »was sorgt für Ordnung unter den Leuten? Was hält sie davon ab, einander zu bestehlen und zu ermorden?«

»Niemand besitzt etwas, das man stehlen müsste. Wer etwas braucht, holt es sich aus dem Lagerdepot. Und was Gewalt betrifft, nun, ich weiß nicht, Oije, würden Sie mich unter normalen Umständen ermorden wollen? Und wenn Sie es wollten, würde ein Gesetz, das es verbietet, sie davon abhalten? Zwang ist das am wenigsten wirksame Mittel zur Durchsetzung von Ordnung.«

»Gut, aber wie bringt man Leute dazu, die Drecksarbeit zu machen?«

»Was für Drecksarbeit?«, fragte Oijes Frau, die ihm nicht folgen konnte.

»Müllabfuhr, Gräber schaufeln«, sagte Oije; Shevek ergänzte: »Quecksilber abbauen.« Fast hätte er gesagt: »Kotverwertung«, doch er entsann sich rechtzeitig des jotischen Tabus für Fäkalbezeichnungen. In den ersten Monaten auf Urras hatte es ihn beschäftigt, dass die Urrasier zwischen Bergen von Exkrementen lebten, aber Ausscheidungen niemals erwähnten.

»Die verrichten wir alle. Aber keiner muss sich lange damit abgeben, es sei denn, ihm gefällt die Arbeit. Einmal pro Dekade kann das Gemeinschaftsverwaltungskomitee oder der Blockausschuss oder jeder sonst, der Leute braucht, einen zu solchen Arbeiten einteilen; sie haben Listen und gehen der Reihe nach vor. Und die unangenehmen oder gefährlichen Aufgaben, zum Beispiel in den Quecksilberminen und -werken, werden normalerweise bloß für ein halbes Jahr im Leben vergeben.«

»Aber dann muss das gesamte Personal aus Leuten bestehen, die erst neu angelernt werden.«

»Ja, effizient ist es nicht, aber was soll man sonst tun? Man kann niemanden zu einer Arbeit einteilen, die ihn beschädigt oder in wenigen Jahren umbringt. Warum sollte er sich darauf einlassen?«

»Er kann den Befehl ablehnen?«

»Es ist kein Befehl, Oije. Er geht zur ArTei, dem Büro für Arbeitsteilung, und sagt, ich will das und das tun, was habt ihr für mich? Und sie sagen ihm, wo es Stellen gibt.«

»Aber warum machen Leute dann überhaupt Drecksarbeit? Warum lassen sie sich auf die Einmal-in-zehn-Tagen-Aufgaben ein?«

»Weil man sie gemeinsam macht … Und aus anderen Gründen. Wie Sie wissen, ist das Leben auf Anarres nicht so üppig wie hier. In den kleinen Ortschaften gibt es nicht viel Unterhaltung, und es ist immer viel zu tun.

Wenn man also meistens an einem mechanischen Webstuhl arbeitet, ist es nett, jeden zehnten Tag mit einer anderen Gruppe von Leuten ins Freie zu gehen und ein Rohr zu legen oder einen Acker zu pflügen. Und die Herausforderung spielt auch eine Rolle. Hier meint man, der Ansporn zur Arbeit sei finanziell, ein Bedarf an Geld oder der Wunsch nach Profit, aber womöglich sind dort, wo es kein Geld gibt, die wahren Motive deutlicher. Menschen mögen sich betätigen. Sie mögen ihre Sache gut machen. Sie nehmen die gefährlichen, schweren Arbeiten auf sich, weil sie stolz darauf sind, sie zu schaffen, und weil sie vor den Schwächeren damit – prahlen können? Bei uns heißt das egoisieren. Hey, ihr Kleinen, schaut her, wie stark ich bin! Verstehen Sie? Es macht den Leuten Freude, Dinge zu tun, die sie gut können … Aber im Grunde ist es eine Frage von Mittel und Zweck. Letztlich ist Arbeit Selbstzweck. Sie ist die beständigste Freude im Leben. Das individuelle Bewusstsein weiß das. Und das soziale Bewusstsein, das Empfinden der Mitmenschen auch. Eine andere Belohnung gibt es auf Anarres nicht und auch kein anderes Gesetz. Die eigene Freude und das Ansehen bei den anderen. Das ist alles: Wenn das so ist, entwickelt sich das Empfinden der Mitmenschen zu einer mächtigen Kraft.«

»Und dem widersetzt sich nie jemand?«

»Vielleicht nicht oft genug«, sagte Shevek.

»Und arbeiten denn alle so hart?«, fragte Oijes Frau. »Was geschieht mit einem Mann, der partout nicht kooperieren will?«

»Nun ja, der zieht weiter. Wissen Sie, die anderen bekommen ihn satt. Sie hänseln ihn, oder sie werden handgreiflich, und er kriegt Prügel; in einer kleinen Ortschaft einigt man sich vielleicht darauf, seinen Namen von der Essensliste zu streichen, so dass er für sich allein kochen und essen muss; das ist demütigend. Deshalb zieht er weiter und bleibt eine Weile am nächsten Ort, um dann vielleicht wieder zum nächsten zu ziehen. Manche

machen das ihr Leben lang so. *Nutschnibi* heißen sie bei uns. Ich bin auch eine Art Nutschnib. Ich bin hier, statt auf meinem Posten zu arbeiten. Ich bin weiter fortgegangen als die meisten.« Shevek sprach ruhig, und wenn seine Stimme einen bitteren Beiklang hatte, hörten ihn die Kinder nicht heraus, und die Erwachsenen konnten ihn sich nicht erklären. Dennoch folgte auf seine Worte ein kurzes Schweigen.

»Ich weiß nicht, wer hier die Drecksarbeit macht«, sagte Shevek dann. »Ich habe noch nie jemanden dabei gesehen. Das ist merkwürdig. Wer macht sie? Warum tun sie es? Werden sie besser bezahlt?«

»Für gefährliche Arbeiten manchmal. Für niedere Arbeiten nicht. Dafür wird weniger bezahlt.«

»Warum lassen sich Leute darauf ein?«

»Weil ein niedriger Lohn besser ist als gar keiner«, sagte Oije, und in seiner Stimme war die Bitterkeit nicht zu überhören. Seine Frau versuchte das Thema zu wechseln, doch er fuhr fort. »Mein Großvater war Hausknecht in einem Hotel. Er hat fünfzig Jahre lang Fußböden geschrubbt und Bettwäsche gewechselt. Zehn Stunden am Tag, sechs Tage die Woche. Er hat es getan, damit er und seine Familie etwas zu essen hatten.« Oije brach unvermittelt ab und sah erst Shevek auf die alte verschlossene, argwöhnische Weise an und dann, fast herausfordernd, seine Frau. Sie wich seinem Blick aus, lächelte und sagte mit nervöser, kindlicher Stimme: »Demaeres Vater war ein sehr erfolgreicher Mann. Er besaß vier Firmen, als er starb.« Sie lächelte wie jemand, der Schmerzen leidet, und ihre dunklen, schlanken Hände waren fest aufeinandergepresst.

»Erfolgreiche Männer sind auf Anarres wohl eher selten«, sagte Oije mit beißendem Spott. Dann kam der Koch, um die Teller auszutauschen, und er verstummte sofort. Der kleine Ini, der zu wissen schien, dass die ernste Unterhaltung nicht weitergehen würde, solange der Dienstbote im Raum

war, fragte: »Mutter, darf Herr Shevek nach dem Essen meinen Otter sehen?«

Als sie nach dem Essen ins Wohnzimmer zurückkehrten, durfte Ini sein Haustier hereinholen, einen noch nicht ganz ausgewachsenen Landotter, auf Urras ein weitverbreitetes Tier. Otter seien schon in prähistorischer Zeit domestiziert worden, erklärte Oije, zunächst zum Fischefangen und später als Haustiere. Das kleine Wesen hatte kurze Beine, einen runden, geschmeidigen Rücken, glänzendes dunkelbraunes Fell. Es war das erste nicht in einen Käfig gesperrte Tier, das Shevek aus der Nähe sah, und es hatte weniger Angst vor ihm als umgekehrt. Die scharfen weißen Zähne waren eindrucksvoll. Shevek streckte vorsichtig die Hand aus, um den Otter zu streicheln, wie Ini es von ihm verlangte. Der setzte sich auf die Hinterbeine und sah ihn an. Seine Augen waren dunkel, goldgefleckt, intelligent, neugierig, unschuldig. *»Ammar«*, flüsterte Shevek, gefangen von diesem Blick über die Kluft zwischen den Lebewesen hinweg, »Bruder.«

Der Otter schnaufte, ließ sich wieder auf alle viere fallen und inspizierte neugierig Sheveks Schuhe.

»Er mag Sie«, sagte Ini.

»Ich mag ihn«, erwiderte Shevek ein wenig traurig. Jedes Mal wenn er ein Tier sah, fliegende Vögel, die herbstliche Pracht der Bäume, überkam ihn diese Traurigkeit und mengte sich in die Freude. Er dachte in diesen Momenten nicht bewusst an Takver, er dachte nicht daran, dass sie nicht bei ihm war. Ihm war vielmehr, als wäre sie da, obwohl er nicht an sie dachte. So als wären die Schönheit und Exotik der Tiere und Pflanzen von Urras mit einer Botschaft für ihn aufgeladen – von Takver, die sie niemals sehen würde, deren Vorfahren seit sieben Generationen nicht das warme Fell eines Tieres berührt oder einen Flügel im Baumschatten hatten blitzen sehen.

Die Nacht verbrachte er in einem Zimmer unter dem Dach. Es war kalt, was ihm nach den ewig überheizten Zimmern in der Universität gut gefiel, und die Einrichtung war schlicht: ein Bett, Bücherregale, eine Truhe, ein Stuhl und ein lackierter Holztisch. Wie zu Hause, dachte er, abgesehen von der Höhe des Bettes und der weichen Matratze, den feinen Wolldecken und Seidenlaken, dem Elfenbeinnippes auf der Truhe, den Ledereinbänden der Bücher und der Tatsache, dass das Zimmer und alles, was es enthielt, und das Haus, in dem es sich befand, und das Grundstück, auf dem das Haus stand, Privateigentum war, der Besitz von Demaere Oije, der es nicht gebaut hatte und die Fußböden nicht schrubbte. Shevek schob die ermüdenden Erwägungen beiseite. Es war ein schönes Zimmer, und wirklich nicht so anders als ein Einzelzimmer in einem Domizil.

Im Schlaf träumte er von Takver. Er träumte, sie wäre bei ihm in dem Bett, er läge in ihren Armen, ihr Körper schmiegte sich an seinen … doch in welchem Zimmer, welchem Zimmer waren sie? Wo waren sie? Sie waren zusammen auf dem Mond, es war kalt, und sie liefen nebeneinanderher. Er war vollkommen eben, der Mond, und ganz von bläulich weißem Schnee bedeckt, der allerdings nur eine dünne Schicht bildete und sich leicht mit den Füßen beiseitefegen ließ, so dass man den leuchtend weißen Boden sah. Die Ebene war tot, alles war tot. »So ist es nicht wirklich«, sagte er zu Takver, weil er wusste, dass sie sich fürchtete. Sie gingen auf etwas zu, eine ferne Linie, dünn und glänzend wie Kunststoff, weit weg, eine kaum sichtbare Sperre quer über die verschneite weiße Ebene. Die Angst, sich ihr zu nähern, griff Shevek ans Herz, aber zu Takver sagte er: »Wir sind bald da.« Sie gab ihm keine Antwort.

Sechs

Anarres

Als Shevek nach einer Dekade aus dem Krankenhaus entlassen wurde, besuchte ihn sein Nachbar aus Nummer 45. Er war Mathematiker, sehr hochgewachsen und hager. Eines seiner Augen schielte nach außen, so dass man nie sicher sein konnte, ob er einen ansah oder ob man ihm in die Augen blickte. Shevek und er hatten ein Jahr lang friedlich in dem Domizil Tür an Tür gewohnt, ohne je einen ganzen Satz zu wechseln.

Jetzt kam Desar herein und starrte entweder Shevek oder etwas neben ihm an.

»Irgendwas?«, fragte er.

»Alles bestens, danke.«

»Essen bringen.«

»Das von dir auch mit?«, fragte Shevek, auf Desars Telegrammstil eingehend.

»Gut.«

Desar brachte ein Tablett mit zwei Abendessen aus dem Institutsrefektorium, und sie aßen zusammen in Sheveks Zimmer. Das wiederholte er drei Tage lang abends und morgens, bis Shevek sich stark genug fühlte, das Zimmer zu verlassen. Es war nicht leicht zu erkennen, warum Desar es tat. Er war nicht besonders freundlich, und die Gebote der Brüderlichkeit schienen ihm wenig zu bedeuten. Von anderen hielt er sich unter anderem deswegen fern, um seine Unehrlichkeit zu verbergen; er war

entweder entsetzlich faul oder schlicht proprietär, denn Zimmer 45 war voll von Sachen, die zu behalten er weder ein Recht noch einen Grund hatte – Teller aus der Kantine, Bücher aus Bibliotheken, ein Satz Schnitzmesser aus einem Handwerksdepot, ein Mikroskop aus irgendeinem Labor, acht verschiedene Decken, ein Schrank, der von Kleidung überquoll, die Desar teils nicht passte und nie gepasst hatte oder die er vielleicht mit acht oder zehn getragen hatte. Es sah aus, als hole er sich ganze Ladungen von Sachen aus den Warenlagern und Depots, ob er sie brauchte oder nicht. »Was machst du mit dem ganzen Zeug?«, fragte Shevek, als er zum ersten Mal das Zimmer betrat. Desar starrte zwischen ihn. »Sammelt sich an«, sagte er unbestimmt.

Desars Spezialgebiet der Mathematik war so abseitig, dass weder im Institut noch in der Mathematikföderative jemand beurteilen konnte, wie er vorankam. Er hatte es exakt aus diesem Grund gewählt und ging davon aus, dass Shevek ähnliche Gründe hatte. »Hölle«, sagte er. »Arbeiten? Guter Posten hier. Sequenzialität, Simultanität, scheiß drauf.« In manchen Momenten mochte Shevek Desar, und in anderen verabscheute er ihn wegen derselben Eigenschaften. Er hielt ihm jedoch bewusst die Treue – als Teil des Vorsatzes, sein Leben zu ändern.

Durch die Krankheit war ihm aufgegangen, dass er, wenn er sich weiter so absonderte, bald komplett zusammenbrechen würde. Er sah das als moralisches Problem und ging hart mit sich ins Gericht. Sein Abkapseln verstieß gegen den ethischen Imperativ der Brüderlichkeit. Shevek war mit seinen eindundzwanzig zwar nicht unbedingt ein Moralapostel – dazu war seine Ethik zu drastisch und von Leidenschaft durchdrungen. Aber sie war noch in die starre Form des vereinfachten Odonismus gepresst, wie er den Kindern von mittelmäßigen Pädagogen gepredigt wurde, bis sie die Lehrsätze als innere Stimme hörten.

Er hatte falsch gehandelt. Er musste richtig handeln. Und das tat er.

Er verbot sich die Physik an fünf von zehn Abenden und meldete sich freiwillig zur Mitarbeit im Verwaltungskomitee des Institutsdomizils. Er nahm an Sitzungen der Physikföderative und des Syndikats der Institutsmitglieder teil. Er trat einer Gruppe bei, die sich in Biofeedback übte und Gehirnwellentraining machte. Im Refektorium zwang er sich, mit an dem großen Tisch zu essen, anstatt sich an einem kleinen ein Buch vor die Nase zu halten.

Es war überraschend: Man schien auf ihn gewartet zu haben. Er wurde aufgenommen, willkommen geheißen, eingeladen – als Bettgenosse und Kamerad. Die Leute nahmen ihn mit, und er lernte in drei Dekaden mehr über Abbenay als vorher in einem Jahr. Er ging mit Gruppen munterer junger Leute zum Sport, in Handwerkszentren und Schwimmbäder, zu Festivals, in Museen, Theater und Konzerte.

Die Konzerte waren eine Offenbarung, ein freudiger Schock.

Dass er in Abbenay noch nie ein Konzert besucht hatte, lag zum Teil daran, dass er meinte, Musik sei etwas, das man machte und nicht hörte. Als Kind hatte er immer gesungen oder ein Instrument gespielt, in Chören und Ensembles an seinen Wohnorten; er hatte viel Freude daran gehabt, aber kein besonderes Talent gezeigt. Und mehr wusste er nicht von der Musik.

In den Lernzentren wurde alles unterrichtet, was man zum Ausüben von Kunst brauchte: Singen, Metrik, Tanz, der Umgang mit Pinsel, Meißel, Messer, Drehbank und so weiter. Der Zugang war pragmatisch. Die Kinder lernten sehen, sprechen, hören, sich bewegen, die Hände gebrauchen. Zwischen Kunst und Handwerk wurde keine Grenze gezogen; der Kunst wurde kein gesonderter Platz im Leben eingeräumt, sie galt als grundlegende Lebenstechnik, wie die Sprache. Demgemäß hatte die Architektur schon früh und ungehindert einen konsequenten Stil entwickelt,

der klar und einfach war, mit wohlüberlegten Proportionen. Malerei und Bildhauerei waren im Wesentlichen als Elemente von Architektur und Stadtplanung gefragt. In der Wortkunst galten Gedichte und Geschichten ähnlich wie auch Gesang und Tanz als kurzlebige Formen; nur das Theater stand für sich; es galt als »die Kunst« schlechthin – als eigenständiges, vollständiges Ganzes. Es gab jede Menge regionale Bühnen und Wanderbühnen mit Schauspielern und Tänzern und großem Repertoire, sehr häufig mit einem festen Bühnenautor. Gespielt wurden Tragödien, Komödien mit Stegreifelementen, Pantomimen. In den einsamen Wüstenorten waren sie willkommen wie Regen; und überall wo sie hinkamen, waren sie eine Sensation. Durch seine Entstehung aus der Isolation und dem Gemeinschaftsgeist des anarresischen Projekts hatte das Drama eine ganz außergewöhnliche Kraft und Brillanz erlangt.

Shevek jedoch konnte mit Dramen nicht viel anfangen. Zwar gefiel ihm die Wortgewalt, aber die Schauspielerei war ihm suspekt. Erst in diesem zweiten Jahr in Abbenay entdeckte er – endlich – seine Kunst: die Kunst, die aus Zeit gemacht ist. Jemand nahm ihn mit in ein Konzert des Musiksyndikats. Er besuchte es am nächsten Abend wieder. Er besuchte jedes Konzert, wenn möglich mit seinen neuen Bekannten und notfalls allein. Die Musik war ihm dringender und bot ihm eine tiefere Befriedigung als die Geselligkeit.

Dass seine Bemühungen, aus der absoluten Vereinzelung auszubrechen, ohnedies scheitern mussten, war ihm klar. Er fand keinen engen Freund. Er kopulierte mit einigen Frauen, aber das Kopulieren brachte nicht die erwartete Freude. Es bot lediglich eine ähnliche Linderung von Not wie die Entleerung, und er schämte sich hinterher, weil es einen anderen Menschen als Objekt einschloss. Dann schon lieber masturbieren, das war für einen Mann wie ihn angemessener. Einsamkeit war sein Los; er war erblich

belastet. Sie hatte es gesagt: »Die Arbeit kommt zuerst.« Rulag hatte es ruhig ausgesprochen, als Tatsache und als läge es nicht in ihrer Macht, es zu ändern oder aus ihrer kalten Zelle auszubrechen. So war es auch bei ihm. Sein Herz sehnte sich nach den freundlichen jungen Seelen, die ihn Bruder nannten, aber er konnte sie und sie konnten ihn nicht erreichen. Er war zum Alleinsein geboren, ein verfluchter, kalter Intellektueller, ein Egoist.

Die Arbeit kam zuerst, aber sie führte nirgendwohin. Wie der Sex hätte sie eine Freude sein sollen und war es nicht. Er arbeitete sich immer wieder an den gleichen Problemen ab, ohne der Lösung von Tos Paradoxie der Zeit oder der Theorie der Simultanität, die ihm letztes Jahr zum Greifen nah erschienen war, auch nur einen Schritt näher zu kommen. Unglaublich, dass er so selbstgewiss gewesen war. Hatte er sich wirklich für fähig gehalten, als Zwanzigjähriger eine Theorie zu entwickeln, die die kosmologische Physik von Grund auf verändern würde? Offenbar hatte er schon eine ganze Weile vor dem Fieber den Verstand verloren. Shevek entschloss sich zur Teilnahme an zwei Gruppen zur Philosophie der Mathematik, von denen er sich einredete, dass er sie brauchte, und bemühte sich davon abzusehen, dass er beide Kurse ebenso gut hätte leiten können wie die Lehrer. Sabul mied er, so oft es ging.

Im ersten Elan seiner neuen Vorsätze hatte er sich bemüht, Gvarab besser kennenzulernen. Sie kam ihm entgegen, so gut sie es vermochte, aber der Winter hatte sie mitgenommen; sie war krank und taub und alt. Im Frühjahr bot sie einen Kurs an, aber gab ihn bald ab. Ihr Zustand wechselte, einmal erkannte sie Shevek kaum, dann wieder schleppte sie ihn in ihr Domizil und unterhielt sich den ganzen Abend mit ihm. Er hatte sich ein gutes Stück über Gvarabs Ideenwelt hinausentwickelt, und die langen Gespräche fielen ihm schwer. Entweder musste er sich von Gvarab stundenlang langweilen lassen und ständig wiederholen, was er schon

wusste oder teils auch widerlegt hatte, oder er musste sie verwirren und verletzen, indem er Dinge richtigstellte. Es hätte die Geduld und den Takt jedes Menschen seines Alters überfordert, und so endete es damit, dass er Gvarab nach Möglichkeit aus dem Weg ging, immer mit einem schlechten Gewissen.

Außer ihr gab es niemanden, mit dem er hätte fachsimpeln können. Keiner im Institut kannte sich so mit reiner Temporalphysik aus, dass er mit Shevek Schritt halten konnte. Er hätte gern seine Erkenntnisse vermittelt, aber man hatte ihm im Institut bisher weder einen Lehrauftrag erteilt noch einen Unterrichtsraum zur Verfügung gestellt; das aus Studenten und Mitarbeitern zusammengesetzte Mitgliedersyndikat beschied seine Bitte um einen Raum abschlägig. Man wollte keinen Streit mit Sabul.

Im Lauf des Jahres begann er einen guten Teil seiner Zeit darauf zu verwenden, Briefe an Atro und andere Physiker und Mathematiker auf Urras zu verfassen. Nur wenige dieser Briefe wurden abgeschickt. Manche schrieb er und zerriss sie anschließend. Er entdeckte, dass der Mathematiker Loai An, an den er eine sechsseitige Erörterung über die Umkehrbarkeit von Zeit gerichtet hatte, schon zwanzig Jahre tot war; Shevek hatte es versäumt, das biographische Vorwort zu Ans *Geometrien der Zeit* zu lesen. Andere Briefe, die er per Frachtschiff nach Urras transportieren lassen wollte, wurden von den Verwaltern von Anarres-Hafen einbehalten. Da der Betrieb des Hafens die Koordination einer Vielzahl von Syndikaten erforderte, unterstand er unmittelbar der Kontrolle der KPD. Einige der Koordinatoren mussten Jotisch können, und diese neigten aufgrund ihres Spezialwissens und ihrer wichtigen Position als Hafenverwalter zur Entwicklung einer bürokratischen Mentalität: Sie sagten automatisch »nein«. Sie misstrauten den Briefen an Mathematiker, weil sie darin eine Geheimschrift zu erkennen meinten und niemand den Verdacht entkräften

konnte. Briefe an Physiker ließen sie passieren, wenn Sabul, ihr Berater, sie genehmigte. Doch er genehmigte keine, deren Themen über seinen eigenen Bereich der Sequenzphysik hinausgingen. Er knurrte schlicht: »Nicht zuständig«, und schob sie beiseite. Wenn Shevek sie dennoch bei den Hafenverwaltern einreichte, kamen sie mit dem Vermerk »für den Export nicht freigegeben« zurück.

Er brachte die Angelegenheit bei der Physikföderative vor, wo Sabul sich selten blicken ließ. Dort maß niemand der Frage freier Kommunikation mit dem ideologischen Gegner eine Bedeutung bei. Einige Kollegen hielten Shevek in langen Reden vor, wie ungut es sei, auf einem so obskuren Gebiet zu arbeiten, dass sich auf seiner eigenen Welt angeblich niemand damit auskenne. »Es ist nun mal neu«, entgegnete er, aber das half ihm auch nicht weiter.

»Wenn es neu ist, teile es mit uns, nicht mit den Propertariern!«

»Ich habe seit einem Jahr jedes Quartal versucht, einen Kurs anzubieten. Jedes Mal sagt ihr, die Nachfrage sei zu gering. Habt ihr Angst davor, weil es neu ist?«

Das verschaffte ihm keine Freunde. Er verließ sie im Zorn.

Er schrieb weiterhin Briefe nach Urras, auch wenn er die meisten nicht abschickte. Allein das Schreiben an jemanden, der ihn vielleicht verstand – der ihn vielleicht verstanden hätte –, machte es ihm möglich zu schreiben, zu denken. Auf anderem Wege war das nicht möglich.

Die Dekaden vergingen und die Quartale. Zwei- bis dreimal im Jahr traf die Belohnung ein. Ein Brief von Atro oder einem anderen Physiker aus A-Jo oder Thu, ein langer Brief, dicht beschrieben, dicht argumentiert, Theorie von der Anrede bis zur Unterschrift, nichts als gebündelte, abstruse metamathematisch-ethisch-kosmologische Temporalphysik, verfasst in einer Sprache, die er nicht sprechen konnte, von Männern, die er nicht

kannte und die seine Theorien mit aller Macht zu bekämpfen und vernichten suchten, von Feinden seiner Heimat, Rivalen, Fremdlingen, Brüdern.

Wenn ein solcher Brief eintraf, war er tagelang reizbar, arbeitete Tag und Nacht, sprudelte vor Ideen wie ein Springbrunnen. Dann kehrte er langsam unter verzweifelten Wehen und Mühen auf den Boden zurück, in die Dürre, und trocknete aus.

Gegen Ende seines dritten Jahres am Institut starb Gvarab. Er bat darum, bei ihrer Gedenkfeier sprechen zu dürfen, die, wie es Brauch war, an dem Ort abgehalten wurde, an dem der oder die Tote gearbeitet hatte: in diesem Fall einem der Hörsäle des Physikalischen Instituts. Er war der einzige Redner. Kein einziger Student nahm teil; Gvarab hatte seit zwei Jahren nicht mehr unterrichtet. Es kamen ein paar ältere Institutsmitarbeiter und Gvarabs etwa fünfzigjähriger Sohn, ein Agrarchemiker aus dem Nordosten. Shevek stand dort, wo die alte Frau einst ihre Vorlesungen gehalten hatte. Mit einer Stimme, die von seiner inzwischen gewohnten winterlichen Bronchitis heiser war, erklärte er diesen Menschen, dass Gvarab die Grundlage für die Wissenschaft von der Zeit gelegt hatte und die größte Kosmologin war, die je am Institut gearbeitet hatte. »Wir in der Physik haben jetzt unsere Odo«, sagte er. »Wir haben sie, und wir haben ihr nicht die gebührende Ehre erwiesen.« Hinterher dankte ihm eine alte Frau mit Tränen in den Augen. »Wir haben die Zehntentage immer zusammengelegt, sie und ich, und in unserem Block die Hausmeisterarbeiten gemacht. Wir haben uns immer so gut verstanden«, sagte sie und kniff, als sie aus dem Gebäude traten, im eisigen Wind die Augen zusammen. Der Agrarchemiker murmelte ein paar Höflichkeiten und eilte davon, um eine Fahrt nach Nordosten zu erwischen. Von Kummer, Ungeduld und Frustration getrieben, lief Shevek ziellos durch die Stadt.

Drei Jahre war er jetzt hier, und was hatte er zuwege gebracht? Ein Buch, auf das Sabul seinen Namen gesetzt hatte, fünf oder sechs unveröffentlichte Arbeiten und eine Trauerrede auf ein vergeudetes Leben.

Nichts, was er tat, wurde verstanden. Oder ehrlicher ausgedrückt: Nichts, was er tat, erfüllte einen Sinn. Er übte keinerlei notwendige Funktion aus, weder persönlich noch sozial. Vielmehr – und das war in seinem Fach nicht unüblich – war er mit zwanzig ausgebrannt. Er würde nichts Weiteres leisten. Er stand endgültig vor der Mauer.

Vor dem Saal des Musiksyndikats blieb er stehen, um das Programm für die Dekade zu lesen. An diesem Abend fand kein Konzert statt. Er wandte sich von dem Aushang ab – und stand auf einmal Bedap gegenüber.

Bedap, der stets abwehrend und ziemlich kurzsichtig war, gab kein Zeichen des Erkennens. Shevek packte ihn beim Arm.

»Shevek! Verflucht, du bist's!« Sie umarmten und küssten sich, ließen los und umarmten sich erneut. Shevek wurde von Liebe überschwemmt. Warum? Im letzten Jahr am Regionalinstitut hatte er Bedap nicht einmal mehr richtig gemocht. Sie hatten sich in den drei Jahren nie geschrieben. Ihre Freundschaft war aus Kinderzeiten, vergangen. Und trotzdem war die Liebe da: Sie loderte auf wie geschürte Kohle.

Sie marschierten zusammen los und redeten und merkten beide nicht, wohin sie liefen. Sie gestikulierten und unterbrachen sich gegenseitig. Die breiten Straßen von Abbenay waren an diesem Winterabend still. An jeder Kreuzung malte die trübe Straßenbeleuchtung einen silbrigen Kegel, durch den trockene Schneeflocken huschten wie ein Schwarm kleiner Fische, die ihre Schatten jagten. Der Wind, der die Flocken vor sich hertrieb, war bitterkalt. Taube Lippen und klappernde Zähne begannen das Gespräch zu stören. Sie stiegen in den Zehn-Uhr-Bus, den letzten, zum Institut. Bedaps Domizil lag draußen am Ostrand der Stadt, in der Kälte ein weiter Weg.

Auf das Zimmer 46 reagierte er mit ironischem Staunen. »Shev, du lebst wie ein mieser urrasischer Profiteur.«

»Na komm, so schlimm ist es nicht. Zeig mir, was exkrementell wäre!« Das Zimmer enthielt tatsächlich fast nur das, was Shevek beim Einzug vorgefunden hatte. Bedap deutete auf das Bett: »Die Decke.«

»Die war schon hier, als ich gekommen bin. Jemand hat sie selbst gemacht und dagelassen, als er weggezogen ist. Ist eine Decke in einer Nacht wie dieser ein Luxus?«

»Die Farbe ist auf jeden Fall exkrementell«, sagte Bedap. »Als Funktionsanalytiker muss ich darauf hinweisen, dass für Orange keine Notwendigkeit besteht. Dass Orange im gesellschaftlichen Organismus einer wesentlichen Funktion dient, trifft weder auf zellulärer noch auf organischer Ebene und ganz gewiss nicht auf holoorganischer oder – am zentralsten – auf ethischer Ebene zu, so dass in diesem Fall Toleranz weniger ratsam ist als Exkretion. Färb sie schmutzgrün, Bruder! Was ist das denn alles?«

»Das sind Notizen.«

»In Geheimschrift?«, fragte Bedap und blätterte mit einer Nonchalance, die, wie Shevek sich erinnerte, für ihn typisch war, in einem seiner Hefte. Bedap besaß noch weniger Sinn für Privatsphären – für Privateigentum – als die meisten Anarresen. Er hatte nie einen Lieblingsbleistift gehabt, den er immer mit sich herumtrug, kein altes Hemd, an dem er so hing, dass er es nicht in eine Wiederverwertungstonne werfen mochte, und wenn er etwas geschenkt bekam, gab er sich aus Rücksicht auf die Gefühle des Schenkenden alle Mühe, es zu behalten, aber verlor es trotzdem immer. Er war sich dieses Wesenszugs bewusst und behauptete, daran könne man erkennen, dass er weniger primitiv sei als die meisten Menschen, ein frühes Beispiel des künftigen Menschen, des wahren, eingeborenen Odoniers.

Einen Privatbereich jedoch respektierte er. Dieser begann an der Hirnschale, seiner eigenen wie der anderer, und war von dort an absolut. Er war nie neugierig. Jetzt sagte er: »Erinnerst du dich noch an die dämlichen Briefe, die wir uns in Geheimschrift geschrieben haben, als du beim Aufforstungsprojekt warst?«

»Das hier ist keine Geheimschrift, sondern Jotisch.«

»Du hast Jotisch gelernt? Warum schreibst du in einer anderen Sprache?«

»Weil auf diesem Planeten niemand verstehen kann oder verstehen will, was ich sage. Der einzige Mensch, der dazu willens war, ist vor drei Tagen gestorben.«

»Sabul ist tot?«

»Nein, Gvarab. Sabul ist nicht tot. Schön wär's!«

»Was ist das Problem?«

»Mit Sabul? Zur einen Hälfte Neid, zur anderen Hälfte Unvermögen.«

»Ich dachte, sein Buch über Kausalität wäre großartig. Das hast du selbst gesagt.«

»Das habe ich geglaubt, bis ich die Quellen gelesen habe. Es besteht nur aus urrasischen Ideen. Und nicht einmal neuen. Er hat seit zwanzig Jahren keinen eigenen Gedanken mehr gehabt. Und sich auch nicht gewaschen.«

»Was machen deine Gedanken?«, fragte Bedap. Er legte eine Hand auf die Hefte und sah Shevek schräg von unten an. Er hatte kleine, etwas schlitzförmige Augen, ein ausdrucksstarkes Gesicht und einen stämmigen Körperbau. Er hatte die Angewohnheit, an seinen Nägeln zu kauen, und hatte sie mit den Jahren zu bloßen Streifen an den plumpen, empfindlichen Fingerspitzen heruntergebissen.

»Nichts«, sagte Shevek und setzte sich auf das Schlafpodest. »Ich bin im falschen Fach.«

Bedap grinste. »Du?«

»Ich denke, am Ende des Quartals werde ich um eine Versetzung bitten.«

»Wohin?«

»Egal. Irgendwohin, als Lehrer oder Ingenieur. Ich muss von der Physik weg.«

Bedap setzte sich auf den Stuhl am Schreibtisch, biss ein Stück Fingernagel ab und sagte: »Das klingt merkwürdig.«

»Ich habe meine Grenzen erkannt.«

»Ich wusste nicht, dass du welche hattest. In der Physik, meine ich. Du hattest alle möglichen Grenzen und Fehler. Aber nicht in der Physik. Ich bin kein Temporalist, das weiß ich. Aber man muss nicht schwimmen können, um einen Fisch zu erkennen, man muss nicht funkeln, um einen Stern zu erkennen …«

Shevek sah seinen Freund an und platzte mit etwas heraus, das er sich bisher noch nicht einmal selbst klar eingestanden hatte: »Ich habe an Selbstmord gedacht. Oft. In diesem Jahr. Es scheint mir das Beste zu sein.«

»Aber kaum der Weg, auf dem du durch den Schmerz hindurch über das Leiden hinauskommst.«

Shevek lächelte steif. »Das weißt du noch?«

»Ganz deutlich. Es war ein sehr wichtiges Gespräch für mich. Und für Takver und Tirin glaube ich auch.«

»Ach ja?« Shevek stand auf. Er hatte nur vier Schritte Platz, konnte aber nicht stillsitzen. »Das war mir damals wichtig«, sagte er am Fester stehend. »Aber hier habe ich mich verändert. Irgendwas stimmt hier nicht. Ich weiß nicht, was es ist.«

»Aber ich«, sagte Bedap. »Die Mauer. Du stehst vor der Mauer.«

Mit Angst im Blick drehte sich Shevek zu ihm um. »Welcher Mauer?«

»In deinem Fall scheint Sabul die Mauer zu sein – und seine Verbündeten in den Wissenschaftssyndikaten und der KPD. Was mich betrifft, ich bin seit vier Dekaden in Abbenay. Vierzig Tage. Lange genug, um einzusehen, dass ich auch in vierzig Jahren nichts schaffen werde, nichts von dem, was ich als meine Aufgabe sehe: die Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den Lernzentren. Wenn sich nichts ändert. Oder wenn ich nicht zu den Feinden überlaufe.«

»Welchen Feinden?«

»Den Kleingeistigen. Sabuls Freunden! Denen, die an der Macht sind.«

»Wovon redest du, Dap? Wir haben keine Machtstruktur.«

»Nicht? Und was macht Sabul so stark?«

»Doch keine Machtstruktur, keine Regierung. Wir sind hier nicht auf Urras.«

»Nein. Wir haben keine Regierung, keine Gesetze, das stimmt. Aber soweit ich sehe, wurden Ideen noch nie von Gesetzen und Regierungen kontrolliert, nicht einmal auf Urras. Wenn das der Fall gewesen wäre, wie hätte Odo denn ihre entwickeln können? Wie wäre der Odonismus zu einer weltweiten Bewegung geworden? Die Archisten haben versucht, ihn mit Gewalt auszulöschen, und sind gescheitert. Ideen lassen sich nicht durch Unterdrückung ausrotten. Sondern nur, indem man sie nicht zur Kenntnis nimmt. Indem man sich weigert, zu denken oder etwas zu ändern. Und genau das macht unsere Gesellschaft! Sabul nutzt dich aus, wo er kann, und wo er es nicht kann, verhindert er, dass du veröffentlichst, dass du unterrichtest, ja sogar, dass du arbeiten darfst. Stimmt’s? Das heißt mit anderen Worten, er hat Macht über dich. Woher bekommt er sie? Nicht durch amtliche Befugnis, die gibt es nicht. Nicht durch überragende Intelligenz, die hat er nicht. Er bezieht sie aus der angeborenen Feigheit der durchschnittlich Denkenden. Öffentliche Meinung! Das ist die

Machtstruktur, an der er teilhat und die er zu nutzen versteht. Die uneingestandene, unzulässige Regierung, die über die odonische Gesellschaft herrscht, indem sie den Verstand des Einzelnen ausschaltet.«

Shevek stützte die Hände auf die Fensterbank und schaute durch die verschwommenen Reflexionen auf der Scheibe in die Dunkelheit hinaus. Schließlich sagte er: »Verrücktes Gerede, Dap.«

»Nein, Bruder. Ich bin völlig bei Sinnen. Was Leute in den Wahnsinn treibt, ist, wenn sie versuchen, außerhalb der Realität zu leben. Die Realität ist schrecklich. Sie kann tödlich sein. Wenn wir ihr Zeit geben, wird sie uns auf jeden Fall umbringen. Die Realität ist Schmerz – das hast du gesagt! Aber was dich in den Wahnsinn treibt, sind die Lügen, die Fluchten vor der Realität. Die Lügen schaffen es, dass du dich umbringen willst.«

Shevek drehte sich zu ihm um. »Aber du kannst nicht im Ernst von einer Regierung sprechen, nicht hier!«

»Tomars *Definitionen*: ›Regierung: die legale Ausübung von Macht, um Macht zu erhalten und zu erweitern.‹ Ersetz ›legal‹ durch ›gewohnheitsmäßig‹, und du hast Sabul und das Ausbildungssyndikat und die KPD.«

»Die KPD!«

»Die KPD ist inzwischen im Grunde eine archistische Bürokratie.«

Nach kurzer Pause lachte Shevek – nicht ganz natürlich – auf und sagte: »Ach, komm Dap, das ist ganz lustig, aber auch ein bisschen krank, oder?«

»Shev, hast du je darüber nachgedacht, dass man das, was im analogischen Modus ›Krankheit‹ heißt, soziales Unbehagen, Unzufriedenheit, Entfremdung, ebenso gut Schmerz nennen könnte – also das, was du gemeint hast, als du von Leiden und Schmerz geredet hast? Und dass sie, wie der Schmerz, im Organismus einer Funktion dient?«

»Nein«, sagte Shevek heftig. »Ich habe es persönlich gemeint, als seelischen Begriff.«

»Aber du hast von körperlichem Leiden gesprochen, von einem Mann, der an Verbrennungen starb. Und ich spreche von seelischen Leiden! Von Leuten, die erleben, wie ihre Begabung, ihre Arbeit, ihr Leben verschwendet wird. Von intelligenten Menschen, die sich den kleingeistigen beugen müssen. Von Kraft und Mut, die von Neid und Gier, Macht und Angst vor Veränderung erstickt werden. Veränderung ist Freiheit, Veränderung ist Leben – gibt es im odonischen Denken etwas, das wesentlicher wäre? Aber hier verändert sich nichts mehr! Unsere Gesellschaft ist krank. Du weißt es. Du leidest an ihrer Krankheit. Ihrer selbstmörderischen Krankheit!«

»Es reicht, Dap. Hör auf.«

Bedap schwieg. Er begann sorgfältig und methodisch an seinem Daumennagel zu nagen.

Shevek setzte sich wieder auf das Schlafpodest und stützte den Kopf in die Hände. Sie schwiegen eine ganze Weile. Draußen schneite es nicht mehr. Ein trockener, dunkler Wind drückte gegen das Fenster. Das Zimmer war kalt; keiner der beiden jungen Männer hatte den Mantel ausgezogen.

»Schau, Bruder«, sagte Shevek schließlich. »Was die Kreativität des Einzelnen behindert, ist nicht unsere Gesellschaft, sondern die Armut von Anarres. Dieser Planet war nicht dafür gedacht, eine Zivilisation zu unterhalten. Wenn wir einander im Stich lassen, wenn wir unsere persönlichen Wünsche nicht zugunsten des Gemeinwohls aufgeben, kann uns nichts auf dieser kargen Welt retten, gar nichts. Das Einzige, was uns helfen kann, ist menschliche Solidarität.«

»Solidarität, genau! Schon auf Urras, wo das Essen von den Bäumen fällt, schon dort hat Odo gesagt, dass menschliche Solidarität unsere einzige

Hoffnung ist. Aber wir haben die Hoffnung verraten. Wir haben zugelassen, dass aus Kooperation Gehorsam wurde. Auf Urras herrschen Minderheiten. Hier herrscht die Mehrheit. Aber eine Herrschaft, eine Regierung ist auch das! Das soziale Bewusstsein ist nichts Lebendiges mehr, sondern etwas Mechanisches, eine Machtmaschinerie kontrolliert von Bürokraten!«

»Du oder ich, wir könnten uns freiwillig melden und innerhalb weniger Dekaden per Los in der KPD landen. Würde uns das zu Bürokraten machen, zu Bossen?«

»Es sind nicht die einzelnen Mitglieder der KPD, Shev. Die meisten sind wie wir. Allzu sehr wie wir. Gutwillig, naiv. Und es ist nicht nur die KPD. Es ist auf ganz Anarres so. In den Lernzentren, Instituten, Bergwerken, Spinnereien, Fischereien, Konservenfabriken, landwirtschaftlichen Forschungs- und Entwicklungszentren, Manufakturen, Ein-Produkt-Gemeinden – überall, wo Fachkenntnisse und eine stabile Institution gebraucht werden, damit die Dinge laufen. Denn diese Stabilität schafft Raum für den autoritären Impuls. In den frühen Jahren der Besiedlung waren wir deswegen auf der Hut. Damals hat man sehr sorgfältig zwischen der Verwaltung von Dingen und der Lenkung von Menschen unterschieden. Man hat es so gut gemacht, dass wir ganz vergessen haben, dass der Wille zur Macht genauso zentral im Menschen angelegt ist wie der Impuls zu gegenseitiger Hilfe und dass er bei jedem Einzelnen, in jeder neuen Generation gezügelt werden muss. Keiner wird als Odonier geboren, genauso wie keiner schon bei der Geburt zivilisiert ist! Aber das haben wir vergessen. Wir erziehen nicht zur Freiheit. Unsere Erziehung, die wichtigste Aufgabe des sozialen Organismus, ist rigide, moralistisch, autoritär geworden. Die Kinder lernen Odos Worte herzusagen wie Papageien, so als wären sie *Gesetze* – der absolute Verrat!«

Shevek zögerte. Er hatte zu viel von der Art Erziehung genossen, die Bedap beschrieb – als Kind und selbst hier am Institut –, um Bedaps Worte zu widerlegen.

Bedap nutzte seinen Vorteil schonungslos. »Es ist immer einfacher, nicht selber zu denken. Eine nette, sichere Hierarchie zu finden und sich darin einzurichten. Bloß nichts verändern, ja kein Missfallen riskieren, ja keine Syndiks verärgern. Es ist immer am einfachsten, sich von anderen regieren zu lassen.«

»Aber das ist noch keine Regierung, Dap! Die Fachleute und die alten Hasen werden in jedem Trupp und in jedem Syndikat das Sagen haben; sie kennen die Arbeit am besten. Die Arbeit muss schließlich bewältigt werden! Und was die KPD betrifft, ja, die könnte sich zu einer Hierarchie, einem Machtorgan entwickeln, wenn man das nicht ausdrücklich durch ihre Organisationsform verhindert hätte. Sieh dir an, wie sie aufgebaut ist! Freiwillige, ausgewählt im Losverfahren; eine einjährige Ausbildung; vier Jahre auf der Liste; dann raus. In einem solchen System kann keiner zu Macht im archistischen Sinn kommen, dazu reichen vier Jahre nicht.«

»Manche bleiben länger als vier Jahre.«

»Die Berater? Die dürfen nicht mehr wählen.«

»Das Wählen ist unwichtig. Es gibt Leute hinter den Kulissen –«

»Hör auf! Das ist blanke Paranoia! Hinter den Kulissen – wie denn? Welchen Kulissen? An den KPD-Sitzungen kann jeder teilnehmen, und wer als Syndik ein Interesse hat, kann mitreden und abstimmen! Willst du so tun, als hätten wir hier *Politiker*?« Shevek war wütend auf Bedap, seine abstehenden Ohren waren rot, seine Stimme war laut geworden. Es war spät, im ganzen Kolleghof schien kein Licht mehr. In Zimmer 45 klopfte Desar an die Wand und verlangte Ruhe.

»Ich sage nur, was du weißt«, entgegnete Bedap nun viel leiser. »Dass es Leute wie Sabul sind, die in Wirklichkeit die KPD regieren, und zwar Jahr um Jahr.«

»Wenn du das weißt«, flüsterte Shevek vorwurfsvoll, »warum bist du damit nicht an die Öffentlichkeit gegangen? Warum hast du in deinem Syndikat keine Kritikversammlung anberaumt, wenn du Fakten hast? Wenn deine Ideen einer öffentlichen Prüfung nicht standhalten, dann will ich sie auch nicht als Mitternachtsgeflüster.«

Bedaps Augen waren so klein geworden wie Stahlkügelchen. »Bruder«, sagte er, »du bist selbstgerecht. Das warst du immer. Guck doch einmal weiter als auf dein dämliches reines Gewissen! Ich komme zu dir und flüstere, weil ich weiß, dass ich dir vertrauen kann, verflucht! Mit wem soll ich sonst reden? Will ich wie Tirin enden?«

»Wie Tirin?« Vor Überraschung hob Shevek die Stimme. Bedap deutete auf die Wand, damit er wieder leiser wurde. »Was ist mit Tirin? Wo ist er?«

»In der Anstalt auf Segvina.«

»In der Anstalt?«

Bedap zog die Knie ans Kinn und umschlang sie mit den Armen, so dass er seitwärts auf dem Stuhl hockte. Er sprach nun ruhig und zögerlich.

»Tirin hat ein Stück geschrieben und inszeniert, in dem Jahr, nachdem du weggegangen bist. Es war lustig – verrückt – du kennst ihn ja.« Bedap fuhr sich durch das widerspenstige, sandfarbene Haar, das sich daraufhin aus dem Zopf löste. »Es könnte anti-odonisch wirken, wenn man dumm wäre. Es gibt viele Dummköpfe. Man regte sich auf. Er wurde gemaßregelt. Öffentlich. Ich hatte noch nie eine öffentliche Maßregelung erlebt. Alle kommen in deine Syndikatsversammlung und stellen dich zur Rede. Ursprünglich hat man auf die Weise einen herrischen Vormann oder Verwalter in seine Schranken verwiesen. Heute ist sie bloß noch dazu da,

Einzelnen das selbständige Denken zu verbieten. Es war schlimm. Tirin hat es nicht verkraftet. Ich glaube, es hat ihn wirklich leicht um den Verstand gebracht. Er hatte fortan das Gefühl, alle wären gegen ihn. Er fing an, zu viel zu reden – bitteres Zeug. Nicht unbedingt irrational, aber immer kritisch, immer bitter. Und jedem gegenüber. Nun ja, er hat am Institut seinen Abschluss als Mathelehrer gemacht und eine Stelle beantragt. Und eine bekommen. Bei einem Straßenreparaturtrupp in Südniedern. Er glaubte an ein Versehen und erhob Einspruch, aber die Rechner bei der ArTei spuckten wieder dasselbe aus. Also nahm er die Stelle an.«

»Tir hat in der ganzen Zeit, als ich ihn kannte, nicht draußen gearbeitet«, unterbrach Shevek. »Seit er zehn war. Er hat immer Schreibtischaufgaben ergattert. Die ArTei war nur gerecht.«

Bedap beachtete ihn nicht. »Ich weiß nicht genau, was da unten gelaufen ist. Er hat mir ein paarmal geschrieben, und jedes Mal hatte man ihn woanders hingeschickt. Immer in kleine, abgeschiedene Orte, zu körperlicher Arbeit. Er schrieb, dass er seinen Posten verlassen und nach Nordniedern kommen wollte, um mich zu besuchen. Er kam nicht. Er hörte auf zu schreiben. Über das Arbeitsregister in Abbenay habe ich ihn wiedergefunden. Die haben mir eine Kopie seines Ausweises geschickt, und der letzte Eintrag lautet bloß: ›Therapie. Insel Segvina.‹ Therapie! Hat Tirin einen Mord begangen? Hat er jemanden vergewaltigt? Wofür wird man sonst in die Anstalt gesteckt?«

»Man wird nicht in die Anstalt gesteckt. Man beantragt einen Aufenthalt dort.«

»Komm mir nicht mit dem Quatsch«, sagte Bedap mit auffahrendem Zorn. »Niemals hat er das beantragt! Sie haben ihn in den Wahnsinn getrieben und ihn dann dahin geschickt. Ich rede von Tirin – Tirin, erinnerst du dich an ihn?«

»Ich kenne ihn länger als du. Wofür hältst du die Anstalt – ein Gefängnis? Sie ist ein Refugium. Wenn es dort Mörder und chronische Drückeberger gibt, dann weil sie darum gebeten haben, dort unterzukommen, wo sie nicht unter Druck stehen und vor Vergeltung sicher sind. Aber wer sind denn diese Leute, die du ständig im Munde führst – diese ›sie‹? ›Sie‹ haben ihn in den Wahnsinn getrieben und so weiter. Willst du behaupten, das gesamte Sozialsystem sei schlecht beziehungsweise ›sie‹, Tirins Verfolger, deine Feinde, ›sie‹, wären wir – der soziale Organismus?«

»Wenn du Tirin als Drückeberger abschreiben kannst, habe ich dir glaube ich nichts mehr zu sagen«, antwortete Bedap, noch immer auf den Stuhl gekauert. In seiner Stimme lag so schlichte, aufrichtige Bekümmertheit, dass Sheveks gerechter Zorn verpuffte.

Eine Weile sagte keiner von beiden etwas.

»Ich muss nach Hause«, sagte Bedap, reckte die steifen Beine und stand auf.

»Du hast eine Stunde Weg von hier. Sei nicht albern.«

»Na ja, ich dachte … da …«

»Sei nicht albern.«

»Na gut. Wo ist das Scheißhaus?«

»Dritte Tür links.«

Als Bedap wiederkam, wollte er auf dem Boden schlafen, doch da es keinen Teppich gab und nur eine warme Decke, war das, wie Shevek einfallslos bemerkte, albern. Sie waren beide bedrückt und erbost; so angesäuert, als hätten sie sich geprügelt, aber nicht ihren ganzen Zorn rausgelassen. Shevek rollte das Bettzeug aus, und sie legten sich hin. Als er das Licht ausmachte, drang eine silbrige Dunkelheit ins Zimmer, das Halbdunkel einer Stadtnacht, wenn Schnee liegt und der Boden weißlich

reflektiert. Es war kalt. Beiden war die Wärme des anderen Körpers sehr willkommen.

»Das mit der Decke nehme ich zurück.«

»Hör mal, Dap, ich wollte nicht –«

»Ach, lass uns morgen weiterreden.«

»Gut.«

Sie rückten näher zusammen. Shevek drehte sich auf den Bauch und war nach zwei Minuten eingeschlafen. Bedap bemühte sich wach zu bleiben, sank in die Wärme und dann tiefer in die Schutzlosigkeit, die Zutraulichkeit des Schlafs und war weg. In der Nacht schrie einer von ihnen im Traum auf. Der andere streckte im Halbschlaf den Arm aus und murmelte etwas Tröstendes, und das schlichte, warme Gewicht seiner Berührung stillte alle Angst.

Am nächsten Abend trafen sie sich wieder und berieten, ob sie sich eine Weile als Paar zusammentun sollten, so wie früher als Jugendliche. Es musste diskutiert werden, weil Shevek ziemlich sicher heterosexuell und Bedap ziemlich sicher homosexuell war; der Nutznießer wäre in erster Linie Bedap. Shevek wollte jedoch sehr gern die alte Freundschaft wiederbeleben; und als er erkannte, wie wichtig Bedap der sexuelle Aspekt der Sache war, weil das für ihn eine echte Erfüllung bedeutete, übernahm er die Führung und sorgte mit großer Zartheit und Beharrlichkeit dafür, dass Bedap auch diese Nacht bei ihm verbrachte. Sie nahmen sich ein freies Einzelzimmer in einem Domizil im Stadtzentrum und wohnten dort ungefähr eine Dekade lang zusammen; dann gingen sie wieder auseinander. Bedap in sein Schlafhaus und Shevek zurück ins Zimmer 46. Das sexuelle

Begehren war bei beiden nicht stark genug für eine Verbindung auf Dauer. Sie hatten schlicht das Vertrauen zueinander wiederhergestellt.

Trotzdem fragte sich Shevek, der Bedap weiterhin fast täglich sah, bisweilen, was er eigentlich in seinem Freund sah. Er fand Bedaps gegenwärtige Überzeugungen grausig, und sein unablässiges Verlangen, darüber zu reden, ermüdend. Sie stritten sich fast jedes Mal, wenn sie sich sahen. Sie taten einander ständig weh. Oft warf sich Shevek, wenn er von Bedap wegging, vor, lediglich an einer überlebten Treue festzuhalten, und schwor sich wütend, Bedap nicht wiederzusehen.

In Wahrheit jedoch gefiel ihm Bedap als Mann besser als in Kindertagen. Ungeschickt, hartnäckig, dogmatisch, destruktiv: Das alles konnte Bedap sein, aber er hatte eine geistige Freiheit erlangt, um die ihn Shevek beneidete, auch wenn er die Art, wie sie sich ausdrückte, nicht mochte. Er hatte Sheveks Leben verändert, das wusste Shevek, der spürte, dass er endlich vorankam und dass es Bedap war, der ihn auf den Weg gebracht hatte. Er stritt bei jedem Schritt mit ihm, aber ging immer wieder hin, um sich zu zanken, um wehzutun und wehgetan zu bekommen und – voll Wut, Trotz und Abwehr – zu finden, was er suchte. Er wusste nicht, was er suchte. Aber er wusste, wo er es suchen musste.

Objektiv gesehen, war die Zeit für ihn genauso unglücklich wie das Jahr zuvor. Er kam mit seiner Forschung noch immer nicht voran, sondern hatte sich sogar komplett von der Temporalphysik abgekehrt und zu praktischer Arbeit einteilen lassen, so dass er nun im Strahlungslabor mit einem geschickten, stillen Techniker als Partner diverse Experimente zur Messung subatomarer Geschwindigkeiten durchführte. Es war wohlbeackertes Feld, und sein spätes Hinzukommen wurde von den Kollegen als Zeichen dafür gewertet, dass er endlich aufgehört hatte, nach Originalität zu streben. Das Syndikat der Institutsmitglieder teilte ihm einen Kurs zu: mathematische

Physik für Studienanfänger. Endlich unterrichten zu dürfen vermittelte ihm kein Triumphgefühl, denn er fasste es auf, wie es gemeint war, als etwas, das ihm gewährt, ihm gestattet wurde. Es gab kaum etwas, aus dem er Trost schöpfte. Dass die Mauern seines starren puritanischen Bewusstseins sich immens erweiterten, war alles andere als tröstlich. Er fühlte sich kalt und verloren. Aber weil er keinen Rückzugsort, keine Zuflucht hatte, drang er weiter und weiter in die Kälte vor und verirrte sich immer mehr.

Bedap hatte viele Freunde, lauter rastlose Querköpfe, und einige von ihnen fanden an dem zurückhaltenden Mann Gefallen. Er fühlte sich ihnen nicht näher als seinen konventionelleren Bekannten am Institut, aber ihre geistige Unabhängigkeit interessierte ihn. Sie bewahrten ein autonomes Bewusstsein, selbst um den Preis, dass es sie zu Exzentrikern machte. Einige von ihnen waren intellektuelle Nutschnibi, die seit Jahren nicht mehr regulär gearbeitet hatten. Shevek missbilligte sie sehr, wenn er nicht mit ihnen zusammen war.

Einer von ihnen, Salas, war Komponist. Er und Shevek wollten voneinander lernen. Salas hatte wenig Ahnung von Mathematik, doch wenn ihm Shevek Physikalisches im analogen oder experimentellen Modus erklärte, war er ein aufmerksamer, intelligenter Zuhörer. Ähnlich gespannt lauschte Shevek allem, was Salas ihm an Musiktheorie vermittelte, und allem, was er ihm vom Band oder auf seinem Instrument, dem Portativ, vorspielte. Doch erzählte ihm Salas auch einiges, was ihn zutiefst beunruhigte. Salas hatte sich zur Arbeit in einem Trupp einteilen lassen, der in der Ebene von Temae östlich von Abbenay einen Kanal aushob. Er kam für seine drei freien Tage pro Dekade in die Stadt und wohnte dann immer bei dem einen oder anderen Mädchen. Shevek nahm an, dass er die Beschäftigung angenommen hatte, weil er zur Abwechslung ein wenig im Freien arbeiten wollte; doch dann erfuhr er, dass Salas noch nie irgendwo in

der Musik untergekommen war, sondern immer nur zu Hilfsarbeiten eingeteilt wurde.

»Wie bist du bei der ArTei gelistet?«, fragte er verblüfft.

»Als ungelernte Arbeitskraft.«

»Aber du bist qualifiziert! Du hast sechs oder acht Jahre am Konservatorium des Musiksyndikats verbracht, oder? Warum teilen sie dich nicht zum Musikunterricht ein?«

»Das haben sie gemacht. Ich habe es abgelehnt. Ich brauche noch zehn Jahre, bis ich unterrichten kann. Ich bin Komponist, weißt du, und nicht Konzertmusiker.«

»Aber es muss doch Posten für Komponisten geben.«

»Wo?«

»Im Musiksyndikat, denke ich.«

»Aber die Musiksyndiks mögen meine Kompositionen nicht. Und die meisten anderen auch nicht. Ich kann schlecht ganz allein ein Syndikat bilden, oder?«

Salas war ein kleiner, drahtiger Mann, der bereits weit über die Stirn hinaus kahl war; er trug das, was von seinem Haupthaar übrig war, als kurze, sandfarbene Fransen, die ihm seidig über Kinn und Hals fielen. Sein Lächeln war liebenswert und zog sein ausdrucksvolles Gesicht in Falten. »Du musst verstehen, ich schreibe nicht so, wie man es mir am Konservatorium beigebracht hat. Ich schreibe dysfunktionale Musik.« Er lächelte noch liebenswürdiger als sonst. »Sie wollen Choräle. Ich hasse Choräle. Sie wollen getragene Harmonien, wie Sessur sie komponiert hat. Ich hasse Sessurs Musik. Ich schreibe gerade eine Kammermusik. Die will ich vielleicht *Das Simultanitätsprinzip* nennen. Fünf Instrumente, und jedes spielt ein eigenständiges zyklisches Motiv; ohne melodische Kausalität; ein Fortschreiten nur durch die Beziehung der Teile zueinander. So entsteht

eine wunderbare Harmonie. Aber das hören sie nicht. Sie wollen es nicht hören. Sie können es nicht!«

Shevek dachte eine Weile nach. »Wenn du es *Die Freuden der Solidarität* nennen würdest«, sagte er. »Könnten sie es dann hören?«

»Donnerwetter!«, sagte Bedap, der dabeisaß. »Das ist die erste zynische Äußerung, die du im Leben von dir gegeben hast, Shevek. Willkommen im Arbeitstrupp!«

Salas lachte. »Sie würden es anhören, aber keine Aufnahmen und Regionalaufführungen genehmigen. Weil es nicht dem organischen Stil entspricht.«

»Kein Wunder, dass ich damals in Nordniedern keine neue Musik zu hören bekommen habe. Aber wie können sie diese Art der Zensur rechtfertigen? Du komponierst Musik! Musik ist eine kooperative Kunst, per Definition organisch und sozial. Womöglich die edelste Form von Sozialverhalten, zu der wir fähig sind. Und ganz gewiss eine der edelsten Aufgaben, die ein Mensch auf sich nehmen kann. Und durch ihre Natur, die Natur jeder Kunst, ist sie etwas, das geteilt wird. Der Künstler teilt. Es ist das Wesen seines Tuns. Egal was deine Syndiks sagen, wie kann die ArTei es rechtfertigen, dass sie dir keine Stelle in deinem Fach zuteilt?«

»Sie wollen meine Musik nicht teilen«, sagte Salas strahlend. »Sie macht ihnen Angst.«

Bedap antwortete ernster: »Sie kann es damit rechtfertigen, dass Musik nichts Nützliches ist. Kanalbau ist wichtig, weißt du; Musik ist bloß Zierde. Wir haben uns einmal im Kreis gedreht, zurück zur übelsten Form des profiteurhaften Utilitarismus. Die Komplexität, die Lebendigkeit, der freie Fluss von Ideen und Eigeninitiative, die im Mittelpunkt des odonischen Ideals standen – das alles haben wir weggeworfen. Wir sind zur Barbarei

zurückgekehrt. Wenn es neu ist, lauf weg; wenn man es nicht essen kann, schmeiß es weg!«

Shevek dachte an seine eigene Arbeit und wusste nichts zu sagen. In Bedaps Kritik konnte er allerdings nicht einstimmen. Bedap hatte ihn nach und nach zu der Einsicht gezwungen, dass er ein Revolutionär war; aber er war bis ins Mark davon überzeugt, dass er es durch seine Erziehung und Ausbildung zum Odonier und Anarresen geworden war. Er konnte nicht gegen seine Gesellschaft aufbegehren, weil es sich bei seiner Gesellschaft, recht verstanden, um eine Revolution handelte, einen permanenten, fortlaufenden Prozess. Und er glaubte, um ihren Wert und ihre Kraft wieder durchzusetzen, sei es lediglich notwendig zu handeln, ohne Angst vor Strafe und ohne Hoffnung auf Belohnung, schlicht aus dem Inneren seiner Seele heraus.

Bedap und ein paar seiner Freunde wollten sich eine Dekade freinehmen, um in den Ne-Theras-Bergen zu wandern. Er hatte Shevek zum Mitkommen überredet. Shevek gefiel die Aussicht auf zehn Tage im Gebirge, aber nicht die Aussicht, zehn Tage lang Bedaps Ansichten ausgesetzt zu sein. Bedaps Gerede erinnerte allzu sehr an Kritiksitzungen, die Gemeinschaftseinrichtung, die ihm immer am wenigstens gefallen hatte, bei der alle aufstanden und sich über Funktionsmängel in der Gemeinschaft und meistens zugleich über Charaktermängel bei ihren Nachbarn beschwerten. Je näher der Urlaub rückte, desto weniger freute er sich darauf, aber schließlich packte er ein Heft ein, damit er so tun konnte, als ob er arbeitete, und fuhr mit.

Sie trafen sich am frühen Morgen hinter dem Depot für Fahrten nach Osten, drei Frauen und drei Männer. Shevek kannte keine der Frauen, doch Bedap machte ihn nur mit zwei von ihnen bekannt. Als sie in Richtung der Berge aufbrachen, schloss Shevek sich der dritten an und sagte: »Shevek.«

Sie sagte: »Ich weiß.«

Ihm ging auf, dass er sie von irgendwoher kennen musste und wissen sollte, wie sie hieß. Seine Ohren wurden rot.

»Sollte das ein Witz sein?«, fragte Bedap von links aufschließend. »Takver war in Nordniedern mit uns am Institut. Seit zwei Jahren ist sie in Abbenay. Habt ihr zwei euch hier noch gar nicht gesehen?«

»Ich habe ihn ein paarmal gesehen«, sagte das Mädchen und lachte ihn an. Sie hatte das Lachen eines Menschen, der gern gut isst, laut, mit kindlich aufgerissenem Mund. Sie war groß und dünn, bis auf die runden Arme und breiten Hüften. Besonders hübsch war sie nicht; ihr Gesicht war dunkel und intelligent und fröhlich. In ihren Augen lag etwas Dunkles, nicht der undurchlässige Glanz dunkler Augen, sondern eine Tiefe, die an feine, tiefschwarze Asche erinnerte und etwas sehr Weiches hatte. Als Shevek ihrem Blick begegnete, wusste er, dass es ein unverzeihlicher Fehler gewesen war, sie zu vergessen, und erkannte gleichzeitig, dass ihm bereits verziehen worden war. Dass er Glück hatte. Dass sein Glück sich gewendet hatte.

Sie machten sich auf den Weg hinauf in die Berge.

Am kalten Abend des vierten Tages ihrer Reise saß er mit Takver an einem kahlen, steilen Hang über einer Schlucht. Vierzig Meter unter ihnen rauschte ein Gebirgsbach zwischen nassgespritzten Felsen zu Tal. Auf Anarres waren fließende Gewässer selten; fast überall war der Grundwasserspiegel niedrig, Flüsse waren kurz. Nur in den Bergen gab es schnell fließende Bäche. Das Geräusch von jauchzendem, plapperndem und singendem Wasser war für sie neu.

Sie waren den ganzen Tag im Hochland durch solche Schluchten gekraxelt, bergauf und bergab, und ihre Beine waren müde. Der Rest ihrer Gruppe saß in der Schutzhütte, einer Herberge, die Urlauber für Urlauber

aus Stein errichtet hatten und sehr gut in Schuss hielten; die Ne-Theras-Föderative war die aktivste der Freiwilligengruppen, die für den Schutz und die Erhaltung der wenigen »malerischen« Regionen von Anarres sorgten. Ein Brandwart, der den Sommer über dort lebte, war dabei, mit Bedap und den anderen aus den gutbestückten Vorratskammern ein Abendessen zusammenzustellen. Takver und Shevek hatten die Herberge verlassen, nacheinander, getrennt, ohne zu sagen, wohin sie wollten, oder es auch nur zu wissen.

Er fand sie am Steilhang, zwischen den Monddornsträuchern sitzend, die wie zarte Gebilde aus Spitze über die Bergflanken verstreut wuchsen, die steifen, zerbrechlichen Zweige silbrig im Dämmerlicht. In einer Lücke zwischen östlichen Gipfeln kündete ein farbloses Leuchten vom aufgehenden Mond. Der Bach rauschte laut durch die Stille der hohen, kahlen Berge. Kein Wind wehte, am Himmel war keine Wolke. Die Luft über den Bergen war wie Amethyst, hart, klar und tief.

Sie hatten schon eine Weile dagesessen, ohne etwas zu sagen.

»Ich habe mich in meinem Leben noch nie so zu einer Frau hingezogen gefühlt wie zu dir. Vom Anfang dieser Wanderung an.« Sheveks Ton war kalt, beinahe bitter.

»Ich wollte dir die Ferien nicht verderben«, sagte sie mit ihrem breiten, kindlichen Lachen, zu laut für die Dämmerung.

»Das tust du nicht!«

»Ach, gut. Ich dachte, du wolltest sagen, dass es dich nervös macht.«

»Nervös? Es ist wie ein Erdbeben.«

»Danke.«

»Es liegt nicht an dir«, sagte er barsch. »Sondern an mir.«

»Das glaubst du«, sagte sie.

Sie schwiegen länglich.

»Wenn du kopulieren willst«, sagte sie, »warum hast du mich nicht gefragt?«

»Weil ich nicht sicher bin, ob ich es will.«

»Ich auch nicht.« Ihr Lächeln war verschwunden. »Hör zu«, sagte sie. Ihre Stimme war weich und fast ohne Timbre; sie hatte die gleiche pelzige Qualität wie ihre Augen. »Ich sollte es dir sagen.« Doch was sie ihm sagen sollte, blieb eine ganze Weile unausgesprochen. Schließlich sah er sie so flehentlich an, dass sie hastig weiterredete: »Eigentlich möchte ich nur sagen, dass ich im Augenblick nicht mit dir kopulieren will. Und auch mit sonst niemand.«

»Du hast dem Sex abgeschworen?«

»Nein!«, sagte sie entrüstet, aber ohne Erklärung.

»Aber ich so gut wie«, sagte er und warf einen Kieselstein hinunter in den Bach. »Oder sonst bin ich impotent. Das letzte Mal war vor einem halben Jahr, und das nur mit Dap. Vor fast einem Jahr, genau gesagt. Es wurde jedes Mal unbefriedigender, bis ich die Versuche aufgab. Es war es nicht wert. Die Mühe nicht wert. Aber trotzdem kann ich mich daran erinnern und weiß, wie es sein *sollte*.«

»Das ist es doch«, sagte Takver. »Bis ich achtzehn oder neunzehn war, hat mir das Kopulieren immer unglaublich Spaß gemacht. Es war aufregend und interessant und angenehm. Aber dann … ich weiß nicht. Wie du sagst, es wurde unbefriedigend. Ich wollte keine Lust. Keine bloße Lust, meine ich.«

»Willst du Kinder?«

»Ja, wenn die Zeit kommt.«

Er warf einen weiteren Stein in den Bach, der mit den Schatten der Schlucht verschmolz und nur seinen Lärm hinterließ, eine fortwährende Harmonie, aus Disharmonien gebildet.

»Ich möchte etwas fertigkriegen«, sagte er.

»Hilft Enthaltsamkeit dabei?«

»Das hat miteinander zu tun. Aber ich weiß nicht, wie, die Verbindung ist nicht kausal. Um die Zeit, als mir der Sex über wurde, ging es mir auch mit der Arbeit so. Immer mehr. Drei Jahre, ohne das Geringste zu erreichen. Sterilität. Sterilität auf allen Seiten. Soweit das Auge reicht, liegt die unfruchtbare Wüste im grellen Licht der gnadenlosen Sonne, eine leblose, weglose, kraftlose, saftlose Ödnis, übersät mit den Knochen glückloser Wanderer …«

Takver lachte nicht; sie stieß ein leises Wimmern aus wie vor Schmerz. Er versuchte, genauer in ihrem Gesicht zu lesen. Hinter ihrem dunklen Kopf stand hart und klar der Himmel.

»Was ist an Lust auszusetzen, Takver? Warum willst du keine?«

»Überhaupt nichts. Und ich hätte auch gern welche. Aber ich brauche sie nicht. Und wenn ich mir nehme, was ich nicht brauche, werde ich nie zu dem kommen, was ich wirklich brauche.«

»Und was ist das?«

Sie blickte zu Boden, kratzte mit dem Fingernagel an einem Stein. Und schwieg. Sie beugte sich vor, um einen Mohndornstengel zu pflücken, riss ihn aber nicht ab, sondern berührte ihn nur, strich über den pelzigen Stiel und das zarte Laub. Ihren gespannten Bewegungen sah Shevek an, dass sie mit aller Macht ihre Emotionen zu zügeln suchte, um sprechen zu können. Schließlich sagte sie mit leiser, ein wenig schroffer Stimme: »Ich brauche die Bindung«, sagte sie. »Die echte. Körper und Geist und ein ganzes Leben lang. Nicht mehr. Nicht weniger.«

Sie blickte voll Trotz – womöglich auch Hass – zu ihm auf.

In Shevek stieg eine unergründliche Freude auf, wie getragen vom Lärm und Duft des fließenden Wassers, die aus der Dunkelheit empordrangen. Ihn

überkam ein Gefühl von Grenzenlosigkeit und Klarheit, absoluter Klarheit, so als wäre er plötzlich befreit worden. Hinter Takvers Kopf wurde der Himmel hell vom aufgehenden Mond; vor ihnen schwebten klar und silbern die fernen Gipfel. »Ja, das ist es«, sagte er ohne Scheu, ohne das Gefühl, mit jemand anderem zu reden; er sagte, was ihm in den Sinn kam, gedankenverloren: »Aber ich habe es nicht erkannt.«

In Takvers Stimme lag noch immer leiser Unmut. »Du hattest keinen Anlass dazu.«

»Wieso nicht?«

»Vermutlich, weil du nie die Möglichkeit gesehen hast.«

»Wie meinst du das?«

»Den Menschen!«

Er dachte darüber nach. Sie saßen etwa einen Meter voneinander entfernt, die Arme um die Knie geschlungen, weil es kalt wurde. Wie Eiswasser floss die Atemluft in ihre Kehlen. Sie konnten ihren Atem sehen, als schwachen Dampf im stetig zunehmenden Mondlicht.

»Ich habe sie«, sagte Takver, »an dem Abend gesehen, bevor du aus Nordniedern weggegangen bist. Es gab ein Fest, du erinnerst dich bestimmt. Ein paar von uns haben die ganze Nacht zusammengesessen und geredet. Aber das war vor vier Jahren. Und du hast dir nicht mal meinen Namen gemerkt.« Der Groll war aus ihrer Stimme verschwunden; sie klang, als wollte sie ihn entschuldigen.

»Du hast damals in mir gesehen, was ich diese letzten vier Tage in dir gesehen habe?«

»Das weiß ich nicht. Ich kann es nicht sagen. Es war nicht nur sexuell. In der Hinsicht warst du mir schon früher aufgefallen. Aber dies war anders; ich habe *dich* gesehen. Aber ich weiß nicht, was du jetzt siehst. Und ich wusste damals auch nicht richtig, was ich sah. Ich kannte dich

überhaupt nicht gut. Aber wenn du geredet hast, hatte ich das Gefühl, direkt in dich hineinzuschauen, mitten in den Kern. Es hätte auch gut sein können, dass du ganz anders bist, als ich dachte. Das wäre dir auch gar nicht weiter vorzuwerfen«, fügte sie hinzu. »Mir ist da nur aufgegangen, dass das, was ich in dir sah, das war, was ich brauchte. Und nicht bloß wollte!«

»Und du bist seit zwei Jahren in Abbenay und bist nicht mal –«

»Nicht mal was? Es war alles nur einseitig bei mir, in meinem Kopf. Du kanntest nicht einmal meinen Namen. Ein Mensch allein kann schließlich keine Bindung eingehen!«

»Und du hattest Angst, wenn du zu mir kämst, könnte ich die Bindung vielleicht nicht wollen.«

»Nein, keine Angst. Ich wusste, dass du jemand bist, der … der sich nicht zwingen lässt … Doch, ja, ich hatte Angst. Ich hatte Angst vor dir. Nicht davor, dass ich mich irrte. Ich wusste, dass es kein Irrtum war. Aber du warst – du. Du bist nicht wie die meisten, weißt du. Ich hatte Angst vor dir, weil ich wusste, dass du mir ebenbürtig bist!« Am Ende wurde ihr Ton heftig, doch gleich darauf sagte sie sehr sanft und freundlich: »Weißt du, Shevek, es ist eigentlich auch egal.«

Es war das erste Mal, dass er sie seinen Namen sagen hörte. Er sah sie an und sagte stockend, fast erstickt: »Egal? Erst bringst du mich darauf – darauf, was von Bedeutung ist, was wirklich zählt und was ich mein Leben lang gebraucht habe – und dann sagst du, es ist egal!«

Sie saßen jetzt Angesicht zu Angesicht, aber hatten sich noch nicht berührt.

»Ist es denn das, was du brauchst?«

»Ja. Die Bindung. Die Chance.«

»Jetzt – fürs Leben?«

»Jetzt und fürs ganze Leben.«

Leben, sprach der flinke Bach, der in der kalten Dunkelheit über die Felsen sprudelte.

Als Shevek und Takver aus den Bergen kamen, zogen sie in ein Doppelzimmer. In der Nähe des Instituts war nichts frei, aber Takver wusste von einem, das nicht allzu weit weg lag, in einem alten Domizil am Nordende der Stadt. Um dieses Zimmer zu bekommen, gingen sie zur Blockverwalterin – Abbenay war in circa zweihundert Verwaltungsbezirke, sogenannte Blocks, unterteilt –, einer Linsenschleiferin, die zu Hause arbeitete und auch ihre drei kleinen Kinder dort behielt. Die Wohnordner verwahrte sie auf einem Bord über einem Schrank, damit die Kinder sie nicht in die Hände bekamen. Sie prüfte, ob das Zimmer frei war; Shevek und Takver trugen sich mit ihrer Unterschrift als die neuen Nutzer ein.

Auch der Umzug war nicht kompliziert. Shevek brachte eine Kiste voll Papier, seine Winterstiefel und die orange Decke mit. Takver musste drei Wege machen, einen davon zum Kleidungsdepot des Bezirks, um für sich und Shevek einen neuen Anzug zu besorgen, denn sie hatte das undefinierbare, aber starke Gefühl, das sei für den Beginn ihrer Partnerschaft wichtig. Die anderen beiden führten in ihr bisheriges Schlafhaus, einmal, um Kleidung und Papiere zu holen, und einmal mit Shevek zusammen, um ein paar seltsame Objekte zu holen: komplexe, konzentrisch geformte Drahtgebilde, die sich bewegten und langsam von innen her verwandelten, wenn man sie an die Decke hängte. Takver hatte sie aus Drahtresten und mit Werkzeugen aus dem Handwerksdepot hergestellt und »Okkupationen des unbewohnten Raums« genannt. Einer der beiden Stühle in dem Zimmer wackelte, deshalb brachten sie ihn in eine

Reparaturwerkstatt und suchten sich dort einen heilen aus. Damit waren sie vollständig eingerichtet. Das neue Zimmer hatte eine hohe Decke, so dass es luftig war und den Okkupationen reichlich Platz bot. Das Domizil stand auf einem der flachen Hügel von Abbenay, und das Zimmer hatte ein Eckfenster mit Nachmittagssonne und einem Blick über die Stadt, über die Straßen und Plätze, die Dächer, das Grün der Parks und die weite Ebene.

Die Intimität nach langer Einsamkeit, der plötzliche Überschwang, brachten sowohl Sheveks als auch Takvers Gleichgewicht ins Wanken. Shevek pendelte während der ersten Dekaden zwischen Euphorie und Panik; Takver bekam Wutausbrüche. Beide waren überempfindlich und unerfahren. Mit dem näheren Kennenlernen ließ die Spannung nach. Ihr sexueller Heißhunger verwandelte sich in leidenschaftliche Sinnesfreuden, ihre Sehnsucht nach Vereinigung erneuerte sich täglich, weil sie täglich erfüllt wurde.

Shevek gelangte zu der Ansicht – und es wäre ihm unsinnig erschienen, anders zu denken –, dass seine unglücklichen Jahre in dieser Stadt Teil seiner gegenwärtigen Glückseligkeit waren, weil sie alle darauf zugeführt und ihn darauf vorbereitet hatten. Alles Geschehene gehörte zu dem, was er jetzt erlebte. Takver sah diese obskuren Verkettungen von Wirkung/Ursache/Wirkung nicht, aber sie war auch keine Temporalphysikerin. Sie betrachtete die Zeit ganz naiv als vor ihnen liegenden Weg. Man ging darauf voran und kam irgendwo an. Wenn man Glück hatte, war es ein lohnender Ort.

Doch als Shevek ihre Metapher nahm und in seine Begriffe kleidete, indem er erklärte, wenn die Vergangenheit und die Zukunft nicht durch Gedächtnis und Intention in die Gegenwart eingingen, gäbe es menschlich gedacht weder einen Weg noch Ziele, nickte sie schon lange, bevor er fertig

war. »Genau«, sagte sie. »Genau das habe ich die letzten vier Jahre getan. Es ist nicht alles Glückssache. Nur zum Teil.«

Sie war dreiundzwanzig, ein halbes Jahr jünger als Shevek. Aufgewachsen war sie in einem Bauerndorf. Kreistal war ein abgeschiedener Ort im Nordosten, und Takver hatte, bevor sie ans Institut in Nordniedern kam, härter gearbeitet als die meisten Anarresen. In Kreistal hätte man mehr Menschen gebraucht, um alle anfallenden Aufgaben erledigen zu können, aber die Gemeinde war weder groß noch im Verhältnis zur Gesamtwirtschaft produktiv genug, um von den Rechnern der ArTei vorrangig berücksichtigt zu werden. Die Bewohner waren sich selbst überlassen. Mit acht hatte Takver täglich im Anschluss an die dreistündige Schule weitere drei Stunden in der Mühle Stroh und Steine aus Holumkorn geklaubt. Ihre praktische Erziehung als Kind hatte kaum der persönlichen Entfaltung gedient, sondern nur dem Überleben der Gemeinschaft. In der Ernte- und der Pflanzzeit hatten alle über zehn und unter sechzig den ganzen Tag auf den Feldern gearbeitet. Mit fünfzehn hatte sie die Verantwortung für die Koordination der Arbeitspläne für die vierhundert von der Gemeinde Kreistal bewirtschafteten Parzellen übernommen und der Ernährungsspezialistin bei der Planung der Mahlzeiten für die Kantine assistiert. Das alles war nicht ungewöhnlich, und Takver dachte wenig darüber nach, aber es hatte natürlich ihre Ansichten und manche ihrer Charakterzüge geprägt. Shevek war froh, dass er seinen Anteil Kleggitsch geleistet hatte, denn Takver verachtete Leute, die körperliche Arbeit mieden. »Sieh dir Tinan an«, sagte sie, »wie er jammert und klagt, weil er für vier Dekaden zur Holumwurzelernte eingeteilt worden ist. Er ist so zart, dass man meinen könnte, er wäre ein Fischei! Ist er schon je mit Dreck in Berührung gekommen?« Takver war nicht besonders nachsichtig, und sie hatte ein hitziges Temperament.

Sie hatte am Regionalinstitut von Nordniedern Biologie studiert und einen so guten Abschluss gemacht, dass sie entschieden hatte, ihr Studium am Zentralinstitut fortzusetzen. Nach einem Jahr hatte man sie eingeladen, einem neuen Syndikat beizutreten, das ein Labor zur Erforschung von Methoden aufbaute, um den Bestand und die Qualität der essbaren Fische in den drei Meeren von Anarres zu optimieren. Wenn sie gefragt wurde, was sie machte, sagte sie: »Ich bin Fischgenetikerin.« Die Arbeit gefiel ihr; sie verband zwei Dinge, die sie schätzte: exakte empirische Forschung und ein spezifisches Ziel der Mengen- oder Qualitätssteigerung. Ohne eine solche Arbeit wäre sie nicht zufrieden gewesen. Doch sie reichte ihr keineswegs aus. Das Meiste, was in Takvers Kopf und Seele vorging, hatte wenig mit der Genetik von Fischen zu tun.

Sie hegte ein leidenschaftliches Interesse an Landschaften und Lebewesen. Dieses Interesse, oft schwach als »Liebe zur Natur« bezeichnet, war Sheveks Eindruck nach etwas viel Umfassenderes als Liebe. Es gibt Seelen, dachte er, deren Nabelschnur nie gekappt wurde. Sie wurden nie dem Universum entwöhnt. Sie verstanden den Tod nicht als Feind; sie freuten sich darauf, zu verrotten und zu Humus zu werden. Es war seltsam zu sehen, wie Takver ein Blatt in die Hand nahm oder einen Stein. Sie wurde eins mit ihm und er mit ihr.

Sie zeigte Shevek die Meerwasseraquarien im Forschungslabor, fünfzig oder sechzig Fischarten, groß und klein, graubraun und knallbunt, elegant und grotesk. Er war fasziniert und ein wenig überwältigt.

Die drei Meere von Anarres waren an Tierleben so reich, wie das Land daran arm war. Die Meere waren seit vielen Millionen Jahren nicht mehr miteinander verbunden, so dass die Evolution ihrer Lebensformen insular erfolgt war. Die Vielfalt war verwirrend. Shevek hätte nie gedacht, dass sich

das Leben so ungezügelt, so üppig vermehren könnte, ja dass womöglich Üppigkeit die wesentliche Eigenschaft des Lebens war.

An Land gediehen die Pflanzen ganz passabel nach ihrer kargen, dornigen Art, doch von den wenigen Tieren, die es mit der Luftatmung versucht hatten, hatten die meisten das Projekt wieder aufgegeben, als das Klima auf dem Planeten in eine tausendjährige Dürreperiode eintrat und verstaubte. Bakterien überlebten, darunter viele, die lithophag waren, und ein paar hundert Wurm- und Schalentierarten.

Der Mensch fügte sich mit Sorgfalt und großen Risiken in diese begrenzte Umwelt ein. Wenn er fischte, ohne gierig zu sein, und Anbau in erster Linie unter Einsatz von organischem Dünger betrieb, konnte es gelingen. Doch mehr ging nicht. Für Pflanzenfresser fehlte das Gras. Für die Fleischfresser fehlten die Pflanzenfresser. Es gab keine Insekten, die blühende Pflanzen befruchteten; die importierten Obstbäume wurden alle per Hand bestäubt. Um das delikate Gleichgewicht des Lebens nicht zu gefährden, wurden keine Tiere vom Urras eingeführt. Nur die Siedler kamen, innerlich und äußerlich so sauber geputzt, dass sie ein Minimum an persönlicher Fauna mitbrachten. Nicht einmal der Floh hatte es nach Anarres geschafft.

»Ich mag die Meeresbiologie«, sagte Takver vor einem der Fischbecken zu Shevek, »weil sie so komplex ist, ein großes Geflecht. Dieser Fisch frisst jenen Fisch, und der frisst wieder kleine Fische, die Wimperntierchen fressen, die Bakterien fressen, und immer so weiter. An Land gibt es nur drei Stämme, alles Wirbellose – wenn man den Menschen nicht mitrechnet. Biologisch gesprochen, ist das eine komische Situation. Wir Anarresen sind auf unnatürliche Weise isoliert. Auf der alten Welt gibt es acht Stämme von Landtieren; einige Klassen, die Insekten zum Beispiel, enthalten so viele Spezies, dass man sie noch nicht hat zählen können, und von manchen

dieser Spezies gibt es Milliarden Exemplare. Stell dir vor: Überall, wo du hinschaust, Tiere, andere Geschöpfe, die den Boden und die Luft mit dir teilen. Man würde sich so viel mehr als *Teil* empfinden.« Ihr Blick folgte der Bahn eines kleinen blauen Fisches, der durch das halbdunkle Becken kurvte. Shevek folgte aufmerksam der Bahn des Fisches und der Bahn ihrer Gedanken. Er lief lange zwischen den Becken umher und begleitete sie fortan häufig ins Labor und zu den Aquarien, um seine Physikerarroganz mit diesen kleinen, fremden Lebensformen zu konfrontieren, mit der Existenz von Lebewesen, für die immerwährende Gegenwart herrschte, die sich dem Menschen nicht erklären und ihre Natur niemals rechtfertigen mussten.

Die meisten Anarresen arbeiteten fünf bis sieben Stunden am Tag und hatten zwei bis vier Tage pro Dekade frei. Regelmäßige Zeiten, Pünktlichkeit, freie Tage und so weiter wurden, je nachdem, wie Effizienz und Kooperation am besten zu gewährleisten waren, zwischen dem Einzelnen und seinem Arbeitstrupp, seiner Kolonne, dem Syndikat oder der Koordinationsföderative ausgehandelt. Takver war die Leiterin ihrer Forschungsprojekte, aber die Arbeit und die Fische stellten eigene zwingende Anforderungen, so dass sie täglich zwischen zwei und zehn Stunden im Labor verbrachte und keine freien Tage hatte. Shevek hatte mittlerweile zwei Lehraufträge, einen Mathekurs für Fortgeschrittene in einem Lernzentrum und einen im Institut. Da beide Lehrveranstaltungen vormittags stattfanden, hielt er sich ab Mittag im Zimmer auf. Takver war dann meistens noch nicht zurück. Im Gebäude war es ziemlich still. Die Sonne war noch nicht zu den beiden Eckfenstern gewandert, die nach Süden und Westen auf die Stadt und die Ebene hinausgingen; der Raum war kühl und schattig. Die zarten, konzentrischen Mobiles bewegten sich auf ihren unterschiedlichen Höhen mit der introvertierten Präzision, Stille und

Unergründlichkeit von Körperorganen oder Denkprozessen im Gehirn. Shevek setzte sich an den Tisch unter den Fenstern und begann zu arbeiten, zu lesen, zu schreiben oder zu rechnen. Langsam kam das Sonnenlicht, schob sich über die Seiten auf dem Tisch, über seine Hände auf dem Papier und erfüllte den Raum mit seinem Leuchten. Und er arbeitete. Die Irrwege und unbrauchbaren Ansätze der vergangenen Jahre erwiesen sich als Vorarbeiten, im Dunkeln gebaute, aber solide Fundamente. Von dieser Basis ausgehend entwickelte er methodisch und sorgfältig – und dabei mit einem Geschick und einer Gewissheit, die ihm nicht wie etwas Eigenes vorkamen, sondern wie ein Wissen, das durch ihn hindurchfloss und ihn zu seinem Instrument machte – die wunderschöne, tragfähige Struktur der Prinzipien der Simultanität.

Wie jeder Mann und jede Frau, die sich mit einem schöpferischen Menschen zusammentun, hatte es Takver mit Shevek nicht immer leicht. Sosehr er ihr Dasein brauchte, so sehr lenkte ihn häufig ihre Gegenwart ab. Sie kam nicht gern zu früh nach Hause, weil er oft zu arbeiten aufhörte, wenn sie kam, und ihr das falsch erschien. Später, wenn sie vierzig und abgeklärt waren, würde er sie ignorieren können, aber nicht jetzt mit vierundzwanzig. Deshalb organisierte sie ihre Aufgaben im Labor so, dass sie erst gegen Mitte des Nachmittags nach Hause kam. Das war auch nicht perfekt, weil er Fürsorge brauchte. An seinen unterrichtsfreien Tagen hatte er, wenn sie kam, oft sechs bis acht Stunden durchgehend am Tisch gesessen. Wenn er aufstand, wurden ihm vor Erschöpfung die Beine schwach, seine Hände zitterten, und er bekam kaum einen zusammenhängenden Satz heraus. Der Schöpfergeist verlangt seinen ausführenden Organen einiges ab; er laugt sie aus, um sie dann auszurangieren und sich ein neues Modell zu suchen. Für Takver gab es keinen Ersatz, und als sie sah, wie hart Shevek rangenommen wurde,

begehrte sie auf. Am liebsten hätte sie wie Odos Ehemann Asieo ausgerufen: »Mein Gott, Mädel, kannst du der Wahrheit nicht *in kleinen Portionen* dienen?« Nur leider war sie jetzt selbst das Mädel und kannte keinen Gott.

Sie unterhielten sich, gingen spazieren oder ins Badehaus und anschließend zum Essen im Institutsrefektorium. Am Abend gab es Versammlungen oder ein Konzert, oder sie trafen sich mit ihren Freunden, mit Bedap, Salas und deren Kreis, mit Desar und anderen aus dem Institut oder mit Takvers Kollegen und Freunden. Aber die Versammlungen und die Freunde waren nebensächlich. Sie brauchten weder die Einbindung in die Gesellschaft noch die Geselligkeit; ihre Partnerschaft war ihnen genug, und das konnten sie nicht verbergen. Die anderen schien es nicht zu kränken. Eher im Gegenteil. Bedap, Salas, Desar und die anderen kamen zu ihnen wie Dürstende zu einem Brunnen. Für Takver und Shevek waren die anderen nebensächlich; aber sie waren für die anderen zentral. Sie machten nicht viel; sie waren weder herzlicher als andere Leute noch geistreichere Unterhalter, und trotzdem liebten ihre Freunde sie und brachten ihnen ständig Geschenke – kleine Gaben, wie sie unter diesen Menschen, die nichts und alles besaßen, kursierten: ein handgestrickter Schal, ein Stück Granit mit roten Granatkristallen, eine bei einem Lehrgang der Töpferföderative handgedrehte Vase, ein Liebesgedicht, ein Satz geschnitzter Holzknöpfe, eine Spiralmuschel aus dem Sorrubameer. Das Geschenk übergaben sie Takver und sagten: »Hier, vielleicht mag Shev dies als Briefbeschwerer«, oder sie gaben es Shevek und sagten: »Hier, vielleicht gefällt Takver die Farbe.« Durch ihre Geschenke suchten sie an dem teilzuhaben, was Shevek und Takver teilten, und es zu zelebrieren und zu rühmen.

Es war ein langer Sommer, warm und hell, der Sommer des hundertsechzigsten Jubiläums der Besiedlung von Anarres. Im Frühjahr hatte ergiebiger Regen die Ebenen von Abbenay ergrünen lassen und den Staub gebunden, so dass die Luft außergewöhnlich klar war; bei Tag wärmte die Sonne, und nachts leuchteten Tausende von Sternen. Wenn der Mond am Himmel stand, waren die Küstenlinien seiner Kontinente unter den blendend weißen Wolkenwirbeln klar zu erkennen.

»Warum sieht er so schön aus?«, fragte Takver, während sie bei gelöschtem Licht unter der orangen Decke neben Shevek lag. Über ihnen hingen schattenhaft die »Okkupationen des unbewohnten Raums«; draußen vor dem Fenster stand strahlend hell der Vollmond. »Obwohl wir wissen, dass er genauso ein Planet ist wie dieser, nur mit einem günstigeren Klima und schlechteren Menschen – obwohl wir wissen, dass dort alle Propertarier sind und Kriege führen und Gesetze machen und essen, während andere hungern, und ansonsten alle älter werden und Unglück erleiden und Rheuma in den Knien und Hühneraugen haben genau wie die Leute hier … obwohl wir das alles wissen, warum sieht er so zufrieden aus – so als müsste das Leben dort so glücklich sein? Ich kann mir, wenn ich dieses Leuchten sehe, nicht vorstellen, dass dort ein widerlicher kleiner Mann mit fettigen Ärmeln und einem verkümmerten Hirn wie Sabul lebt; es geht einfach nicht.«

Ihre bloßen Arme und Oberkörper waren Mondlicht. Der feine, leichte Flaum auf Takvers Gesicht bildete eine schimmernde Aureole um ihre Züge, ihr Haar und die Schatten waren schwarz. Shevek berührte ihren silbernen Arm mit seiner silbernen Hand und staunte über die Wärme der Berührung in dem kalten Licht.

»Wenn man etwas als Ganzes sehen kann«, sagte er, »erscheint es immer schön. Planeten, Leben … Aber aus der Nähe besteht eine Welt nur aus

Schmutz und Gestein. Und das tägliche Leben ist hart, man wird müde, man verliert das Gesamtbild aus dem Blick. Man braucht Abstand, Pausen. Um zu sehen, wie schön die Erde ist, muss man sie als Mond sehen. Um zu sehen, wie schön das Leben ist, muss man es vom Tod her betrachten.«

»Für Urras lasse ich das gelten. Der kann da draußen bleiben und der Mond sein – ich will ihn nicht! Aber ich werde mich nicht auf einen Grabstein stellen und auf das Leben hinabschauen und »O wie herrlich!« sagen! Ich will es als Ganzes sehen, wenn ich mittendrin bin, hier, jetzt. Die Ewigkeit kann mir gestohlen bleiben.«

»Die Ewigkeit spielt keine Rolle«, sagte Shevek grinsend, ein dürrer, zottiger Mann aus Silber und Schatten. »Um das Leben als Ganzes zu sehen, musst du nichts weiter tun, als die Sterblichkeit in den Blick zu nehmen. Ich werde sterben, du wirst sterben; wie könnten wir uns sonst lieben? Die Sonne wird ausbrennen, wie könnte sie sonst scheinen?«

»Oh, du und dein Gerede, deine verfluchte Philosophie!«

»Gerede? Das ist kein Gerede. Es hat mit Verstand nichts zu tun. Nur mit Berührung. Ich berühre die Ganzheit, ich fasse sie. Was ist Mondlicht, was ist Takver? Wie soll ich mich vor dem Tod fürchten? Wenn ich ihn fasse, wenn ich das Licht in meine Hände nehme –«

»Werd nicht propertär«, murmelte Takver.

»Liebes Herz, nicht weinen.«

»Ich weine nicht. Du weinst. Das sind deine Tränen.«

»Mir ist kalt. Das Mondlicht ist kalt.«

»Leg dich hin.«

Seinen Körper durchlief ein heftiger Schauer, als sie ihn in die Arme schloss.

»Ich habe Angst, Takver«, flüsterte er.

»Bruder, liebe Seele, sei still.«

Sie schliefen engumschlungen ein, in dieser Nacht, in vielen Nächten.

Sieben

Urras

In einer Tasche des neuen, wollgefütterten Mantels, den er sich aus dem Geschäft in der Albtraumstraße zum Winter kommen ließ, fand Shevek einen Brief. Er hatte keine Ahnung, wie er dort hineingekommen war. Mit Sicherheit war er nicht in der Post gewesen, die ihm dreimal täglich gebracht wurde und nichts enthielt als Manuskripte und Nachdrucke von Physikern auf ganz Urras, Einladungen zu Empfängen und naive Grußbotschaften von Schulkindern. Dieser Brief hingegen war ein dünnes, zusammengeklebtes Blatt Papier ohne Umschlag; er trug keine Briefmarke und keinen Stempel von einem der drei konkurrierenden Zustellbetriebe.

Ein wenig beklommen faltete Shevek ihn auseinander und las: »Wenn du Anarchist bist warum arbeitest du dann mit dem machtsystem zusammen und verrätst deine welt und die Odonische Hoffnung oder bist du hier um uns diese Hoffnung zu bringen. Wir die wir unrecht und unterdrückung erleiden schauen auf die Schwesterwelt als licht der freiheit in dunkler nacht. Schließ dich uns deinen brüdern an!« Weder Unterschrift noch Absender.

Die Botschaft erschütterte Shevek moralisch wie geistig, er war weniger überrascht, als dass ihn eine Panik ergriff. Er wusste, dass sie hier waren: aber wo? Er hatte noch keinen gesehen, keinen einzigen Armen getroffen. Er hatte zugelassen, dass man eine Mauer um ihn baute, und es nicht einmal

bemerkt. Er hatte sich verschanzen lassen wie ein Propertarier. Man hatte ihn kooptiert – genau wie Chifoilisk behauptet hatte.

Aber er wusste nicht, wie er die Mauer niederreißen sollte. Und wenn er es tat, wo konnte er dann hin? Die Panik würgte ihn stärker. An wen konnte er sich wenden? Er war auf allen Seiten vom Lächeln der Reichen umstellt.

»Ich möchte mit Ihnen reden, Efor.«

»Ja, Herr. Verzeihung, Herr. Ich mach Platz, dies dahin.«

Der Diener setzte geschickt das Tablett ab, hob rasch die Deckel von den Schüsseln, schenkte die bittere Schokolade ein, so dass der Schaum ohne zu spritzen oder überzuschwappen bis an den Rand des Bechers stieg. Das Frühstücksritual und seine Tüchtigkeit machten ihm ganz offensichtlich Freude, und genauso offensichtlich wünschte er keine Unterbrechung. Oft sprach er ein vollkommen deutliches Jotisch, doch als Shevek jetzt sagte, dass er mit ihm reden wolle, ging er sofort zum abgehackten Dialekt der Städter über. Dem konnte Shevek inzwischen recht gut folgen; wenn man sie einmal erschlossen hatte, waren die Lautverschiebungen konsequent, und nur die Auslassungen machten ihm noch zu schaffen. Die Hälfte der Wörter fehlten. Wie in einer Geheimsprache, dachte er, so als wollten die Nioter, wie sie sich nannten, nicht von Außenstehenden verstanden werden.

Der Dienstbote stand da und wartete darauf, was Shevek wollte. Er wusste – denn er hatte sich dessen Eigenarten binnen einer Woche gemerkt –, dass Shevek es nicht mochte, wenn er ihm zum Setzen einen Stuhl hinschob oder ihn beim Essen bediente. Seine aufrechte, aufmerksame Haltung machte jede Hoffnung auf ein zwangloses Gespräch zunichte.

»Mögen Sie sich setzen, Efor?«

»Wie’s beliebt, Herr«, erwiderte der Mann. Er bewegte einen Stuhl einige Zentimeter weit, aber nahm nicht darauf Platz.

»Hier ist das, worüber ich reden möchte. Sie wissen, dass ich Ihnen nicht gern Befehle erteile.«

»Versuch alles nach Wunsch, Herr, ohne Befehl.«

»Das tun Sie – das meine ich nicht. Wissen Sie, in meinem Land erteilt niemand Befehle.«

»Das habe ich gehört, Herr.«

»Nun, ich möchte Sie als Gleichgestellten ansehen, meinen Bruder. Sie sind der Einzige, den ich hier kenne, der nicht reich ist, nicht einer der Besitzenden. Ich würde mich sehr gern mit Ihnen unterhalten. Ich möchte etwas über Ihr Leben erfahren –«

Er sah die Verachtung in Efors runzligem Gesicht und brach verzweifelt ab. Er hatte sämtliche nur mögliche Fehler begangen. Efor hielt ihn für einen gönnerhaften, neugierigen Dummkopf.

Hilflos ließ er die Hände auf den Tisch sinken und sagte: »Ach, verflixt, es tut mir leid, Efor! Ich schaffe es nicht zu sagen, was ich meine. Bitte vergessen Sie's.«

»Ganz wie Sie wollen, Herr.« Efor zog sich zurück.

Shevek war gescheitert. Die »besitzlosen Klassen« blieben ihm genauso fern wie einst, als er im Regionalinstitut von Nordniedern von ihnen gelesen hatte.

Indes hatte er versprochen, zwischen dem Winter- und dem Frühjahrstrimester eine Woche bei den Oijes zu verbringen.

Oije hatte ihn seit seinem ersten Besuch mehrmals zum Essen eingeladen, immer recht steif, so als führte er eine Gastgeberpflicht oder vielleicht eine Anweisung der Regierung aus. Doch bei sich zu Hause war er, wenn auch nie gänzlich entspannt im Umgang mit Shevek, aufrichtig freundlich. Von Sheveks zweitem Besuch an hatten die beiden Söhne beschlossen, dass Shevek ein alter Freund sei, und ihr Vertrauen in Sheveks

Reaktion verblüffte ihren Vater offensichtlich. Es verunsicherte ihn, er konnte es weder gutheißen noch für unberechtigt erklären. Shevek verhielt sich ihnen gegenüber wie ein alter Freund, ein älterer Bruder. Sie bewunderten ihn, und Ini, der Jüngere, liebte ihn bald leidenschaftlich. Shevek war freundlich, ernsthaft, ehrlich und erzählte tolle Geschichten über den Mond; aber es war mehr als nur das. Für Ini verkörperte er etwas, das das Kind nicht beschreiben konnte. Noch viel später in seinem Leben, das von dieser Kindheitsbegeisterung zutiefst und auf undefinierbare Weise beeinflusst war, konnte er es nicht benennen, sondern nur Worte finden, in denen das Gefühl mitschwang: die Worte *Reisender* und *Exil*.

In der Woche schneite es zum ersten und einzigen Mal in diesem Winter heftig. Shevek hatte noch nie mehr als zwei bis drei Zentimeter Schnee erlebt. Das Verschwenderische, Maßlose des Unwetters berauschte ihn. Er schwelgte im Exzess. Alles war so weiß, so kalt, so still und ungerührt, dass auch der aufrechteste Odonier es nicht als exkrementell hätte bezeichnen können. Etwas anderes darin zu sehen als unschuldige Pracht, wäre seelische Kleinlichkeit gewesen. Sobald der Himmel klar wurde, ging er mit den Jungen hinaus, denen es genauso gefiel wie ihm. Sie rannten im großen Garten der Oijes herum, bewarfen sich mit Schneebällen, gruben Tunnel, bauten Burgen und Festungen aus Schnee.

Vom Fenster sahen Sewa Oije und ihre Schwägerin Vea den Kindern, dem Mann und dem kleinen Otter beim Spielen zu. Der Otter hatte sich an einer Wand der Schneeburg eine Schneerutsche gebaut, die er aufgeregt ein ums andere Mal bäuchlings hinuntersauste. Die Jungen hatten feuerrote Wangen. Der Mann trieb voll Energie den Tunnelbau voran, das lange, struppige, mattbraune Haar mit einer Schnur zurückgebunden, die Ohren rot vor Kälte. »Nicht hier! – *Da* musst du graben! – Wo ist die Schaufel? Ich

habe Eis in der Tasche!«, schallten unaufhörlich die hohen Stimmen der Jungen.

»Da ist unser Anderweltler«, sagte Sewa lächelnd.

»Der größte lebende Physiker«, sagte die Schwägerin. »Köstlich!«

Als er keuchend hereinkam und den Schnee von den Füßen stampfte, strahlte er die kalte Frische und Lebensfreude aus, die man nur bei Leuten kennt, die gerade aus dem Schnee kommen. Man stellte ihn der Schwägerin vor. Er hielt ihr die große, harte, kalte Hand hin und blickte mit freundlichen Augen auf Vea hinunter. »Sie sind die Schwester von Demaere?«, fragte er. »Ja, Sie sehen ihm ähnlich.« Diese Bemerkung, die Vea von jedem anderen als geschmacklos empfunden hätte, freute sie ungeheuer. »Er ist ein Mann«, dachte sie im Lauf des Nachmittags mehrmals, »ein richtiger Mann. Was ist nur das Besondere an ihm?«

Sie hieß nach jotischem Brauch Vea Doem Oije; Doem, ihr Ehemann, war der Leiter eines großen Industriekombinats und häufig auf Reisen, unter anderem jeweils die Hälfte des Jahres als Wirtschaftsvertreter der Regierung im Ausland. Dies wurde Shevek erklärt, während er sie betrachtete. Bei ihr waren Demaere Oijes Schmächtigkeit, Blässe und ovale schwarze Augen in Schönheit verkehrt. Ihre Brüste, Schultern und Arme waren rund, weich und außerordentlich weiß. Beim Essen saß Shevek neben ihr. Sein Blick wanderte immer wieder zu ihrem nackten, von dem steifen Mieder hochgeschobenen Busen. Die Idee, bei Frost auf diese Weise halbnackt herumzulaufen, war bizarr, so extravagant wie der Schnee, und die kleinen Brüste waren von genauso unschuldigem Weiß. Ihr zart geschwungener Hals bildete einen sanften Übergang zur Wölbung des stolzen, geschorenen, zierlichen Hauptes.

Sie ist wirklich recht attraktiv, fasste Shevek für sich zusammen. Sie ist wie die Betten hier: weich. Aber affektiert. Warum spricht sie so

manieriert?

Wie an ein Floß auf tiefem Wasser klammerte er sich an ihre dünne helle Stimme und ihre gezierte Art, ohne es zu merken, ohne zu spüren, dass er ertrank. Sie wollte nach dem Essen den Zug zurück nach Nio Esseia nehmen; sie war nur für diesen einen Tag gekommen, und er würde sie nie wiedersehen.

Oije war erkältet, Sewa hatte mit den Kindern zu tun. »Shevek, meinen Sie, Sie könnten Vea zum Bahnhof begleiten?«

»Mein Gott, Demaere! Zwing den armen Mann nicht, mich zu beschützen! Du glaubst doch nicht, dass draußen Wölfe herumziehen, oder? Werden wilde Mingrads angefegt kommen, um mich in ihre Harems zu entführen? Wird man mich morgen früh beim Bahnhofsvorsteher vor der Tür finden, eine gefrorene Träne im Auge und einen verwelkten Blumenstrauß in den winzigen erstarrten Händen? Oh, das gefällt mir eigentlich sehr!« Über Veas hell klingenden Redestrom brach sich ihr Lachen wie eine Welle, eine dunkle, glatte, mächtige Woge, die alles davonspülte und leeren Sand zurückließ. Sie lachte nicht mit, sondern über sich, ein dunkles physisches Lachen, das die Worte tilgte.

Shevek zog in der Diele seinen Mantel an und stellte sich wartend an die Tür.

Einen halben Straßenblock weit gingen sie schweigend nebeneinanderher. Unter ihren Füßen knirschte und quietschte der Schnee.

»Sie sind wirklich viel zu höflich für …«

»Wofür?«

»Einen Anarchisten«, sagte sie mit ihrer hellen Stimme, wobei sie betont schleppend sprach (sie hatte die gleiche Intonation wie Pae und auch wie Oije, wenn er in der Universität war). »Ich bin enttäuscht. Ich hatte gedacht, Sie wären gefährlich und grob.«

»Das bin ich auch.«

Sie sah ihn von der Seite an. Um den Kopf trug sie einen tiefroten Schal; gegen die kräftige Farbe und den weißen Schnee ringsum wirkten ihre Augen schwarz und blank.

»Aber im Augenblick begleiten Sie mich ganz zahm zum Bahnhof, Dr. Shevek.«

»Shevek«, sagte er sanft. »Ohne ›Doktor‹.«

»Ist das Ihr kompletter Name – Vor- und Nach-?«

Er nickte lächelnd. Er fühlte sich gesund und stark und freute sich an der klaren Luft, der Wärme des gut geschneiderten Mantels, den er anhatte, der Schönheit der Frau an seiner Seite. Heute drückten ihn weder Sorgen noch schwere Gedanken.

»Ist es wahr, dass Sie Ihre Namen von einem Computer bekommen?«

»Ja.«

»Wie öde, von einer Maschine getauft zu werden.«

»Wieso öde?«

»Es ist so mechanisch, so unpersönlich.«

»Aber was könnte persönlicher sein als ein Name, den kein anderer lebender Mensch trägt?«

»Überhaupt kein anderer? Sie sind der einzige Shevek?«

»Solange ich lebe. Vor mir gab es andere.«

»Verwandte, meinen Sie?«

»Bei uns zählen Verwandte nicht viel; wir sind alle verwandt, verstehen Sie. Ich weiß nichts über die anderen, bis auf eine aus der Frühzeit der Besiedlung. Sie hat eine Art Lager zum Gebrauch in schweren Maschinen entworfen. Das heißt immer noch ›Shevek‹.« Er lächelte erneut, breiter. »Das ist mal eine schöne Unsterblichkeit!«

Vea schüttelte den Kopf. »Großer Gott!«, sagte sie. »Wie unterscheiden Sie Männer und Frauen?«

»Nun, wir haben da Methoden entdeckt …«

Nach kurzem Zögern brach sie in ihr leises, wogendes Lachen aus. Sie wischte sich die Augen, die in der kalten Luft tränten. »Ja, vielleicht sind Sie wirklich grob! … Dann haben also alle ausgedachte Namen angenommen und eine ausgedachte Sprache gelernt – alles neu?«

»Die Siedler auf Anarres? Ja. Sie waren romantische Menschen, denke ich.«

»Aber Sie nicht?«

»Nein. Heute sind wir sehr pragmatisch.«

»Man kann beides sein«, sagte sie.

Er hatte von ihr keinen differenzierten Gedanken erwartet. »Ja, das ist wahr«, sagte er.

»Was könnte romantischer sein als Ihre Reise zu uns, vollkommen allein, ohne eine Münze in der Tasche, um für Ihr Volk zu sprechen?«

»Und mich mit Luxus überschütten zu lassen, während ich hier bin.«

»Luxus? Im Universitätsquartier? Mein Gott! Sie Ärmster! Hat man Ihnen nichts Anständiges gezeigt?«

»Doch, vieles. Trotzdem. Ich würde mir wünschen, Nio Esseia besser kennenzulernen. Bisher habe ich die Stadt nur von außen gesehen – die Verpackung des Inhalts.« Er benutzte den Ausdruck, weil ihn die urrasische Gewohnheit, alles in sauberes, hübsches Papier oder Plastik oder Pappe oder Folie einzuwickeln, von Beginn an fasziniert hatte. Wäsche, Bücher, Gemüse, Kleidung, Medikamente, alles wurde in viele Schichten verpackt. Selbst Papier wurde mit mehreren Schichten Papier umhüllt. Nichts durfte mit anderem in Berührung kommen. Er bekam allmählich das Gefühl, man habe auch ihn sorgfältig eingewickelt.

»Ich weiß. Sie mussten das Historische Museum besuchen und eine Führung durch das Dobunnaedenkmal mitmachen und sich eine Rede im Senat anhören!« Er lachte, denn das war exakt das Programm eines Tages im letzten Sommer gewesen. »Ich weiß! Man stellt sich mit Ausländern so dämlich an. Ich werde dafür sorgen, dass Sie das echte Nio zu sehen bekommen!«

»Das würde mir gefallen.«

»Ich kenne lauter wundervolle Menschen. Ich sammle Menschen. Hier sind Sie zwischen all diesen spießigen Professoren und Politikern gefangen …« Sie plapperte weiter. Er freute sich an ihrem belanglosen Gerede genauso wie am Schnee und dem Sonnenschein.

Sie erreichten den kleinen Bahnhof von Amoeno. Vea hatte ihre Rückfahrkarte bereits. Der Zug musste jeden Moment kommen.

»Warten Sie nicht, Sie werden frieren.«

Er antwortete nicht, sondern stand still da, unförmig in dem wattierten Mantel, und sah sie freundlich an.

Sie blickte auf die Manschette ihres Mantels und wischte einen Schneekristall von der Stickerei.

»Haben Sie eine Frau, Shevek?«

»Nein.«

»Gar keine Familie?«

»Oh – doch. Einen Partner; unsere Kinder. Verzeihung, ich hatte etwas anderes im Kopf. Eine ›Frau‹, im Sinne von ›Ehefrau‹, ist für mich etwas, das es nur auf Urras gibt.«

»Und was ist ein ›Partner‹?« Sie sah ihm schelmisch ins Gesicht.

»Ich glaube, Sie würden dazu Ehefrau oder Ehemann sagen.«

»Warum ist sie nicht mit Ihnen gekommen?«

»Sie wollte nicht; und das kleinere Kind ist erst eins … nein, inzwischen zwei. Außerdem –« Er zögerte.

»Warum wollte sie nicht mit?«

»Nun, sie hat ihre Arbeit, und die ist nicht hier. Wenn ich gewusst hätte, wie sehr ihr viele Dinge hier gefallen würden, hätte ich sie gebeten mitzukommen. Aber ich habe es nicht getan. Es ist eine Frage der Sicherheit, wissen Sie.«

»Der Sicherheit hier?«

Er zögerte erneut und sagte schließlich: »Und wenn ich wieder heimfahre.«

»Was wird passieren?«, fragte Vea mit großen Augen. Der Zug kam über den Berg vor dem Ort auf sie zu.

»Ach, vermutlich nichts. Aber manche Leute halten mich für einen Verräter. Weil ich versuche, mit Urras Freundschaft zu schließen, verstehen Sie. Die könnten für Ärger sorgen, wenn ich zurückkehre. Das will ich für sie und die Kinder nicht. Es hat schon vor meinem Abflug ein wenig gegeben. Genug.«

»Sie werden also wirklich in Gefahr sein?«

Er beugte sich zu ihr hinunter, um sie zu verstehen, denn nun fuhr der Zug rasselnd und ratternd in den Bahnhof ein. »Das weiß ich nicht«, sagte er lächelnd. »Wussten Sie, dass unsere Züge den hiesigen ganz ähnlich sind? Eine gute Konstruktion bedarf keiner Veränderung.« Er geleitete sie zu einem Wagen der ersten Klasse. Da sie die Tür nicht öffnete, tat er es. Als sie eingestiegen war, hielt er den Kopf hinein und sah sich im Abteil um. »Innen ähneln sie sich aber überhaupt nicht! Das hier sieht ganz privat aus – für Sie allein?«

»Aber ja. Ich hasse die zweite Klasse. Männer, die Maeragummi kauen und spucken. Wird auf Anarres Maera gekaut? Nein, bestimmt nicht. Ach,

es gibt so vieles, was ich über Sie und Ihr Land wissen möchte!«

»Ich würde gern davon erzählen, aber es fragt niemand.«

»Dann müssen wir uns wiedersehen und darüber reden! Wenn Sie das nächste Mal in Nio sind, werden Sie mich dann anrufen? Versprechen Sie es!«

»Ich verspreche es«, sagte er freundlich.

»Gut! Ich weiß, dass Sie jemand sind, der Versprechen hält. Ich weiß noch nichts über Sie, nur das. *Das* sehe ich. Auf Wiedersehen, Shevek.« Sie legte ihre Hand im Handschuh einen Moment auf seine, die den Türgriff hielt. Die Lok gab ihr Zweitonsignal; er schloss die Tür und sah dem anfahrenden Zug nach, Veas Gesicht ein weißroter Schimmer am Fenster.

Beschwingt lief er zu den Oijes zurück, wo er sich mit Ini, bis es dunkel wurde, eine Schneeballschlacht lieferte.

REVOLUTION IN BENBILI! DIKTATOR GEFLOHEN!
REBELLENFÜHRER HALTEN HAUPTSTADT!
DRINGLICHKEITSSITZUNG DES RWR.
INTERVENTION DURCH A-JO MÖGLICH.

Das Vogelfraßblatt brachte es aufgeregt in seinen größten Lettern. Orthographie und Grammatik blieben auf der Strecke; der Text las sich, wie Efor sprach: »Rebellen halten gestern alles westlich Meskti und treiben Streitkräfte …« Es war der typische Stil der Nioter – Vergangenheit und Zukunft zusammengepresst in ein hochaufgeladenes, prekäres Präsenz.

Shevek las die Zeitungen und suchte den Eintrag über Benbili in der Enzyklopädie des RWR heraus. Der Staat war der Form nach eine parlamentarische Demokratie, tatsächlich aber eine von Generälen geführte Militärdiktatur. Es war ein großes Land in der westlichen Hemisphäre, gebirgig mit trockenen Savannen, unterbevölkert, arm. »Ich hätte nach Benbili gehen sollen«, dachte Shevek, denn die Vorstellung reizte ihn; er stellte sich bleiche Ebenen vor, wehenden Wind. Die Nachrichten hatten ihn

auf seltsame Weise erregt. Er horchte auf Bekanntmachungen im Radio, das er nur selten einschaltete, weil er festgestellt hatte, dass seine wichtigste Funktion darin bestand, Reklame für Dinge zu machen, die käuflich waren. Die Berichte dort waren, ähnlich wie die aus den offiziellen Telefaxen in öffentlichen Räumlichkeiten, knapp und sachlich. Ein merkwürdiger Kontrast zu den Massenblättern, die auf jeder Seite *Revolution!* brüllten.

Der Präsident, General Havevert, entkam unversehrt in seinem berühmten gepanzerten Flugzeug, aber einige weniger bedeutende Generäle wurden gefangen genommen und entmannt, eine Strafe, die von den Benbili traditionsgemäß dem Todesurteil vorgezogen wurde. Die zurückweichenden Streitkräfte brannten auf ihrem Marsch die Felder und Städte ihres Volkes nieder. Guerilla-Partisanen setzten den Streitkräften zu. In der Hauptstadt Meskti öffneten die Revolutionäre die Gefängnisse und erließen eine Generalamnestie. Als Shevek dies las, tat sein Herz einen Sprung. Es gab Hoffnung, es gab immer noch Hoffnung … Er verfolgte die Nachrichten über die ferne Revolution mit zunehmender Intensität. Am vierten Tag wurde er bei einer Telefaxübertragung einer Debatte im RWR Zeuge, wie der jotische Gesandte verkündete, dass A-Jo zur Unterstützung der demokratischen Regierung von Benbili bewaffnete Truppen entsenden werde, die der Stärkung des Präsidenten General Havevert dienen sollten.

Die Benbili-Revolutionäre waren größtenteils nicht einmal bewaffnet. Die jotischen Truppen würden mit Geschützen, gepanzerten Fahrzeugen, Flugzeugen, Bomben anrücken. Als Shevek die Beschreibung ihrer Ausrüstung in der Zeitung las, wurde ihm übel.

Er fühlte sich krank vor Zorn, und es gab niemanden, mit dem er reden konnte. Pae kam nicht infrage. Atro war ein glühender Militarist. Oije war ein ethischer Mensch, aber seine privaten Sorgen, seine Ängste als Grundeigentümer machten ihn empfänglich für rigide Vorstellungen von

Recht und Ordnung. Er wurde mit seiner persönlichen Sympathie für Shevek nur fertig, indem er die Tatsache leugnete, dass Shevek ein Anarchist war. Die odonische Gesellschaft nenne sich anarchistisch, sagte er, doch seien sie in Wirklichkeit lediglich primitive Populisten, deren Sozialordnung nur ohne sichtbare Regierung funktioniere, weil sie so wenige seien und keine Nachbarstaaten hätten. Wenn ihr Territorium von einem aggressiven Rivalen bedroht würde, würden sie entweder aufwachen und der Realität ins Auge blicken oder ausgelöscht werden. Die Benbili-Rebellen mussten der Realität bereits ins Auge blicken: Ihnen wurde klar, dass Freiheit nichts taugt, wenn man keine Waffen hat, um ihr Rückhalt zu verleihen. Dies erklärte er Shevek in der einzigen Diskussion, die sie über das Thema führten. Es sei vollkommen gleich, wer über die Benbili herrsche oder zu herrschen meine: Ausschlaggebend für die Realpolitik sei der Machtkampf zwischen A-Jo und Thu.

»Realpolitik«, wiederholte Shevek. Er sah Oije an und sagte: »Der Ausdruck klingt merkwürdig aus dem Munde eines Physikers.«

»Ganz und gar nicht. Der Politiker wie der Physiker geht mit den Dingen um, wie sie sind, mit realen Kräften, den Grundgesetzen der Welt.«

»Sie nennen Ihre erbärmlichen, engherzigen ›Gesetze‹ zum Schutz des Wohlstands, Ihre Geschütz- und Bomben-›Kräfte‹ in einem Atemzug mit dem Gesetz der Entropie und der Schwerkraft? Ich hatte Sie für klüger gehalten, Demaere!«

Dieser Donnerschlag der Verachtung traf Oije tief. Er sagte nichts mehr. Auch Shevek sagte nichts mehr, doch Oije vergaß den Moment nie. Er nistete sich in seinem Kopf ein als der beschämendste Moment seines Lebens. Es war schon ein Grund zur Scham, dass Shevek, der verblendete und naive Utopist, ihn dermaßen leicht zum Schweigen gebracht hatte; aber dass der Physiker Shevek, der Mann, den er einfach mögen und bewundern

musste und nach dessen Respekt er sich sehnte, als wäre er irgendwie höherwertig als jeder, der anderswo zu gewinnen war – dass dieser Shevek ihn verachtete, machte die Scham unerträglich. Deshalb musste er sie verstecken und für den Rest seines Lebens im finstersten Winkel seiner Seele verschließen.

Die Revolution in Benbili verschärfte auch für Shevek einige Probleme: vor allem das Problem seines eigenen Schweigens.

Es fiel ihm schwer, den Leuten zu misstrauen, mit denen er täglichen Umgang hatte. Er war in einer Kultur aufgewachsen, die bewusst und beständig auf menschliche Solidarität und gegenseitige Hilfe baute. Obwohl er sich in mancher Weise von jener Kultur distanzierte und in der hiesigen ein Fremder war, behielt er die lebenslange Gewohnheit bei, Leute automatisch für hilfsbereit zu halten. Er vertraute ihnen.

Er hatte versucht, Chifoilisks Warnungen in den Wind zu schlagen, doch sie meldeten sich ständig wieder. Seine eigenen Beobachtungen und Instinkte bestätigten sie. Ob es ihm gefiel oder nicht, er musste lernen zu misstrauen. Er musste schweigen; er musste sein Eigentum für sich behalten; er musste seine Verhandlungsmacht bewahren.

Er sprach in diesen Tagen wenig und schrieb noch weniger auf. Sein Schreibtisch war eine Moräne unbedeutender Aufzeichnungen; die wenigen Arbeitsnotizen trug er immer direkt am Körper in einer seiner vielen urrasischen Taschen. Seinen Schreibtischcomputer verließ er nie, ohne sämtliche Daten zu löschen.

Er wusste, dass ihm zur Vollendung der Allgemeinen Theorie der Zeitlichkeit, die sich die Joter so sehr für ihre Raumfahrt und ihr Prestige wünschten, nur noch wenig fehlte. Und zugleich war ihm klar, dass er sie noch nicht vollendet hatte und womöglich niemals vollenden würde. Weder das eine noch das andere hatte er je laut ausgesprochen.

Vor seiner Abreise von Anarres hatte er geglaubt, so gut wie fertig zu sein. Er hatte die Gleichungen. Sabul hatte es gewusst und ihm als Gegenleistung für die Chance, sie zu drucken und den Ruhm mit einzustreichen, Versöhnung und Anerkennung offeriert. Er hatte das Angebot abgelehnt, doch das war keine grandiose moralische Geste gewesen. Moralisch wäre es gewesen, sie den eigenen Leuten im Initiativsyndikat zum Druck zu überlassen, und auch das hatte er nicht getan. Er war sich nicht sicher gewesen, ob die Sache schon zur Veröffentlichung reif war. Irgendetwas stimmte noch nicht ganz, es waren noch kleine Verfeinerungen nötig. Da er zehn Jahre an der Theorie gearbeitet hatte, wäre es nicht schlimm, wenn er noch ein wenig länger brauchte, um alles richtig glattzupolieren.

Das kleine Etwas, das noch nicht ganz stimmte, wurde immer gravierender. Ein kleiner Denkfehler. Ein großer. Ein Riss im gesamten Fundament … In der Nacht vor seiner Abreise von Anarres hatte er sämtliche Aufzeichnungen über die Allgemeine Theorie verbrannt. Er war mit leeren Händen nach Urras gekommen. Er hatte sie – für ihre Begriffe – ein halbes Jahr lang getäuscht.

Oder hatte er sich selbst getäuscht?

Es war durchaus möglich, dass eine Allgemeine Theorie der Zeitlichkeit ein illusorisches Ziel war. Und ebenso möglich war es, dass er, auch wenn Sequenzialität und Simultanität sich eines Tages in einer Allgemeinen Theorie zusammenführen ließen, nicht der Mann war, dieses Werk zu vollenden. Er hatte es zehn Jahre versucht und nicht geschafft. Mathematiker und Physiker, Athleten des Intellekts, erbrachten ihre großen Leistungen in jungen Jahren. Es war mehr als möglich – sogar wahrscheinlich –, dass er ausgebrannt war. Erledigt.

Er war sich absolut bewusst, dass er ebendiese Verzagtheit und ebendiese Versagensängste aus den Zeiten unmittelbar vor seinen Momenten höchster Kreativität kannte. Damit versuchte er sich aufzumuntern und war zugleich wütend über die eigene Naivität. Eine zeitliche Folge als kausale Folge zu interpretieren war für einen Chronosophisten ziemlich dumm. Wurde er bereits senil? Am besten wäre, er würde sich einfach an die kleine, aber praktische Aufgabe setzen, das Intervallkonzept zu überarbeiten. Das könnte für jemand anderen nützlich sein.

Doch selbst dabei, selbst wenn er es mit anderen Physikern diskutierte, hatte er das Gefühl, etwas zurückzuhalten. Und sie spürten es ebenfalls.

Er hatte es satt, sich zurückzuhalten, satt, nicht zu reden, nicht über die Revolution, nicht über Physik und auch über sonst nichts.

Er ging über das Universitätsgelände zu einer Vorlesung. In den frisch belaubten Bäumen sangen die Vögel. Den ganzen Winter hatte er sie nicht singen hören, aber jetzt waren sie munter geworden und schmetterten lauthals ihre Melodien. *Tschilp, tschilp,* zwitscherten sie, *trallala tirilli. Hier gehört alles mir, nur mir allein, es ist alles mein, meins ganz allein*.

Shevek blieb eine Weile unter den Bäumen stehen und lauschte.

Dann verließ er den Weg, schlug eine andere Richtung ein, zum Bahnhof, wo er den Morgenzug nach Nio Esseia erreichte. Es musste irgendwo auf diesem Planeten eine Tür geben, die offen stand!

Im Zug dachte er über Möglichkeiten nach, A-Jo zu verlassen: vielleicht nach Benbili zu gehen. Doch er zog es nicht ernsthaft in Erwägung. Er würde ein Schiff nehmen oder fliegen müssen, man würde ihn finden und an der Weiterreise hindern. Er würde sich seinen wohlmeinenden, beschützenden Gastgebern nur an einem einzigen Ort entziehen können – in ihrer eigenen großen Stadt, direkt vor ihrer Nase.

Ein Entkommen war das nicht. Selbst wenn es ihm gelang, das Land zu verlassen, blieb er gefangen, auf Urras gefangen. Ganz egal wie die Archisten mit ihrem Brimborium um nationale Grenzen es nannten, Entkommen war das falsche Wort. Trotzdem wurde er bei dem Gedanken, dass seine wohlmeinenden Beschützer wenigstens einen Moment lang glauben könnten, er wäre ihnen entwischt, auf einmal fröhlich wie seit Tagen nicht mehr.

Es war der erste richtig warme Frühlingstag. Die Felder waren grün und gut bewässert. Auf den Weiden standen alle Tiere mit ihren Jungen zusammen. Die Schäfchen waren besonders niedlich, sie sprangen umher wie weiße Gummibälle, und ihre Schwänzchen drehten sich immerfort im Kreis. In einem abgezäunten Gehege stand jeweils das Vatertier für sich, Schafbock oder Bulle oder Hengst, mit breitem Nacken, drohend wie eine Gewitterwolke, aufgeladen mit Zeugungskraft. Möwen flogen, Weiß über Blau, über randvolle Seen, und weiße Wolken schwebten hell am blassblauen Himmel. Die Zweige der Obstbäume trugen rote Spitzen, und ein paar Knospen waren aufgeblüht, rosa und weiß. Shevek merkte, während er aus dem Zugfenster schaute, dass seine rastlose, rebellische Stimmung sich selbst der Schönheit dieses Tages widersetzte. Es war eine ungerechte Schönheit. Womit hatten die Urrasier sie sich verdient? Warum wurden sie so großzügig, so gnädig mit ihr beschenkt, während sein eigenes Volk so wenig, so schrecklich wenig bekam?

Ich denke schon wie ein Urrasier, sagte er sich. Wie ein verfluchter Propertarier. Als würde Verdienst das Geringste bedeuten. Als könnte man sich Schönheit, oder Leben, verdienen! Er versuchte, an gar nichts zu denken, sich nur der Fahrt hinzugeben und das milde Sonnenlicht am Himmel zu genießen und die Schäfchen, die über die Frühlingsweiden hüpften.

Nio Esseia, eine Stadt von fünf Millionen Seelen, erhob ihre eleganten, glitzernden Wolkenkratzer über das grüne Marschland der Mündung, als wäre sie aus Dunst und Sonnenschein gebaut. Während der Zug im ruhigen Schwung über ein langes Viadukt rollte, wurde die Stadt höher, greller, massiver, bis der Zug plötzlich ganz in sie eintauchte, in die dröhnende Finsternis einer unterirdischen, zwanzig Gleise breiten Anfahrt, um gleich darauf mit seinen Fahrgästen in die prächtigen, gewaltigen Hallen des Hauptbahnhofs entlassen zu werden, unter die zentrale elfenbeinweiße und azurblaue Kuppel, von der es hieß, sie sei die größte, die jemals auf einer Welt von Menschenhand errichtet worden war.

Shevek schlenderte unter dem riesigen, luftigen Gewölbe über viele Meter blanken Marmorboden, bis er schließlich zu der langen Reihe von Türen gelangte, durch die in einem fort Unmengen von Menschen ein und aus gingen, alle zielstrebig, alle allein. In seinen Augen wirkten sie alle ängstlich. Er hatte diese Angst schon früher in den Gesichtern der Urrasier bemerkt und sich darüber gewundert. Rührte sie daher, dass sie, auch wenn sie noch so viel Geld hatten, immer darum besorgt sein mussten, noch mehr zu verdienen, damit sie nicht in Armut starben? Wurde sie durch Schuldgefühle verursacht, weil es, auch wenn sie noch so wenig Geld hatten, immer jemanden gab, der noch weniger hatte? Wie dem auch sei, sie verlieh allen Gesichtern eine gewisse Ähnlichkeit, und er fühlte sich unter ihnen sehr allein. Bei der Flucht vor seinen Hütern und Wächtern hatte er nicht bedacht, wie es für ihn sein würde, sich eigenständig in einer Gesellschaft zu bewegen, in der die Menschen einander nicht trauten und der moralische Grundkonsens nicht gegenseitige Hilfe war, sondern gegenseitige Aggression.

Er hatte sich vage vorgestellt, dass er durch die Stadt schlendern und mit Leuten ins Gespräch kommen würde, Mitgliedern der besitzlosen Klasse,

wenn es die denn noch gab, oder der Arbeiterklassen, wie sie hier genannt wurden. Doch diese Menschen waren alle in Eile, von ihren Geschäften getrieben, und wollten ihre wertvolle Zeit nicht mit unnützen Gesprächen vertun. Ihre Hast steckte ihn an. Ich muss irgendwohin gehen, dachte er, als er in die Sonne und die menschenwimmelnde Pracht der Moieallee hinaustrat. Nur wohin? In die Nationalbibliothek? Den Zoo? Aber Sehenswürdigkeiten interessierten ihn nicht.

Unentschlossen blieb er vor einem Laden in Bahnhofsnähe stehen, der Zeitungen und Krimskrams verkaufte. In einer Schlagzeile stand **THU UNTERSTÜTZT BENBILI-REBELLEN DURCH TRUPPEN**, doch darauf reagierte er nicht. Er konzentrierte sich auf die Farbfotografien im Gestell. Dabei fiel ihm ein, dass er überhaupt keine Andenken von Urras besaß. Von einer Reise sollte man etwas mitbringen. Ihm gefielen die Ansichtskarten von A-Jo: die Berge, die er bestiegen hatte, die Wolkenkratzer von Nio, die Universitätskirche (beinahe die Aussicht aus seinem Fenster), ein Bauernmädchen in einer hübschen regionalen Tracht, die Türme von Rodarred und das Bild, das seinen Blick angezogen hatte, ein Schafbaby auf einer blühenden Wiese, das die Beine warf und zu lachen schien. Das würde der kleinen Pilun gefallen. Er nahm von jeder Karte eine und ging damit zur Theke. »Und fünf macht fünfzig, und das Lamm macht sechzig; und ein Stadtplan, ganz recht, Herr, eins vierzig. Schöner Tag. Endlich ist Frühling, nicht wahr, Herr? Haben Sie es nicht kleiner, Herr?« Shevek hatte einen Zwanzig-Einheiten-Schein hervorgeholt. Er kramte nach dem Wechselgeld, das er beim Kauf seiner Fahrkarte bekommen hatte, und brachte nach kurzem Studium der Zahlen auf den Scheinen und Münzen eine Einheit vierzig zusammen. »Stimmt genau, Herr. Danke sehr und einen schönen Tag!«

Kaufte das Geld die Höflichkeit gleich mit den Postkarten und dem Stadtplan? Wie höflich wäre der Verkäufer gewesen, wenn er ihm so gekommen wäre wie ein Anarrese, der ein Warendepot betritt – wenn er sich genommen hätte, was er brauchte, dem Buchführenden zugenickt hätte und wieder gegangen wäre?

Sinnlos, sinnlos, so zu denken. Im Land der Propertarier musste er wie ein Propertarier denken. Sich so kleiden, so verhalten, so essen, so sein wie ein Propertarier.

In der Innenstadt von Nio gab es keine Parks, der Grund und Boden war viel zu wertvoll, um ihn auf Annehmlichkeiten zu verschwenden. Shevek geriet immer tiefer in die gleichen, breiten, protzigen Straßen, durch die man ihn so häufig geführt hatte. Als er zum Saemtenevia-Prospekt kam, überquerte er ihn rasch, um eine Wiederholung des schrecklichen Albtraums zu vermeiden. Nun begann das Handelsviertel. Banken, Bürogebäude, Regierungsgebäude. War ganz Nio Esseia so? Riesige, glänzende Kästen aus Stein und Glas, überwältigende, prunkvolle, gigantische Pakete – und leer, alle leer.

An einem Erdgeschossfenster stand »Kunstgalerie«. Mit dem Gedanken, in einem Museum der moralischen Klaustrophobie der Straßen zu entkommen und die Schönheit von Urras wiederzufinden, trat er ein. Doch sämtliche Bilder in dem Museum trugen Preisschilder am Rahmen. Er betrachtete einen gekonnt gemalten Akt einer Frau. Auf dem Schild stand 4000 IMU. »Das ist ein Fei Feite«, sagte ein dunkelhäutiger Mann, der geräuschlos an seiner Seite erschien. »Vor einer Woche hatten wir noch fünf. Wird bald das Größte auf dem Kunstmarkt sein. Ein Feite ist eine sichere Investition, mein Herr.«

»Mit viertausend Einheiten kann man in dieser Stadt zwei Familien ein Jahr lang ernähren«, sagte Shevek.

Der Mann sah ihn genauer an und sagte gedehnt: »Ja, nun, verstehen Sie, Herr, das hier ist Kunst.«

»Kunst? Ein Mensch schafft Kunst, weil er muss. Warum wurde das geschaffen?«

»Sie sind Künstler, nehme ich an«, sagte der Mann, nun mit offener Respektlosigkeit.

»Nein, ich bin ein Mann, der Scheiße erkennt, wenn er sie sieht!« Der Händler wich zurück. Als er sich weit genug von Shevek entfernt hatte, begann er von Polizei zu reden. Shevek verzog das Gesicht und verließ das Geschäft. Ein paar Häuser weiter blieb er stehen. So konnte er nicht weitermachen.

Doch wo sollte er hin?

Zu jemandem … zu einem Menschen. Zu jemandem, der Hilfe schenken, nicht verkaufen würde. Zu wem? Wo?

Er dachte an Oijes Kinder, die kleinen Jungen, die ihn mochten, und eine ganze Weile fiel ihm sonst niemand ein. Dann stieg vor seinem inneren Auge ein Bild auf, in weiter Ferne, klein und klar: Oijes Schwester. Wie hieß sie noch? Versprechen Sie, mich anzurufen, hatte sie gesagt und ihm seither zweimal Einladungen zu Tischgesellschaften geschickt, in großer kindlicher Schrift, auf dickem, süßlich duftendem Papier. Er hatte sie ignoriert, wie all die anderen Einladungen von Fremden. Doch nun fielen sie ihm wieder ein.

Und im gleichen Moment fiel ihm auch jene andere Botschaft wieder ein, die unerklärlicherweise in seiner Manteltasche aufgetaucht war. *Schließ dich uns an deinen brüdern*. Aber er konnte auf Urras keine Brüder finden.

Er betrat das nächste Geschäft. Es war ein Süßwarenladen, voll goldener Schnörkel und rosa Stuck und sauber aufgereihten Vitrinen mit Schachteln und Dosen und Körbchen mit Bonbons und Konfekt, in Rosa, Braun,

Cremeweiß, Gold. Er fragte die Frau hinter den Vitrinen, ob sie ihm helfen könnte, eine Telefonnummer zu finden. Sein Wutanfall beim Kunsthändler war vorüber, und er war nun kleinlaut und so bescheiden und so exotisch, dass er die Frau für sich gewann. Sie half ihm nicht nur, den Namen in dem dicken Telefonbuch nachzuschlagen, sondern ging auch gleich zum Ladentelefon und wählte die Nummer.

»Hallo?«

Er sagte: »Shevek«, und schwieg. Für ihn war das Telefon ein Gerät zur Übermittlung dringender Anliegen oder zur Benachrichtigung über Todesfälle, Geburten und Erdbeben. Er hatte keine Ahnung, was er sagen sollte.

»Wer? Shevek? Sind Sie es wirklich? Wie nett von Ihnen! Es macht mir gar nichts aus, geweckt zu werden, wenn Sie es sind.«

»Sie haben geschlafen?«

»Tief und fest, und ich bin noch im Bett. Es ist herrlich warm. Wo stecken Sie denn überhaupt?«

»In der Kae-Sekae-Straße, glaube ich.«

»Wozu denn bloß? Kommen Sie hierher raus. Wie spät ist es? Du lieber Gott, bald Mittag. Ich weiß was, ich treffe Sie auf halbem Wege. Am Bootsteich im Alten Palastgarten. Können Sie das finden? Hören Sie, Sie müssen bleiben, ich gebe heute Abend eine absolut paradiesische Party.« Sie plapperte noch eine Zeitlang weiter; er stimmte allem zu, was sie sagte. Als er hinter der Theke hervorkam, lächelte die Verkäuferin ihm zu. »Sie sollten ihr eine Schachtel Konfekt mitbringen, finden Sie nicht, Herr?«

Er blieb stehen. »Meinen Sie?«

»Schaden kann es nie, Herr.«

Ihre Stimme hatte etwas Keckes und Herzliches. Die Luft im Laden war süß und warm, als drängten sich darin alle Düfte des Frühlings. Shevek

stand inmitten der Vitrinen voll hübscher kleiner Luxusdinge, lang, träge, verträumt wie die großen Tiere in ihren Gehegen, die Böcke und Bullen, die von der schmachtenden Frühlingswärme benommen waren.

»Ich werde Ihnen das Passende zurechtmachen«, sagte die Frau, und sie füllte ein kleines, wunderschön emailliertes Blechkästchen mit Miniaturblättern aus Schokolade und zarten Zuckerröschen. Das Kästchen wickelte sie in Seidenpapier, setzte es in eine silberne Pappschachtel, umwickelte die Schachtel mit dickem rosarotem Papier und band eine grüne Samtschleife darum. Aus ihren geschickten Bewegungen spürte er eine heitere, wohlwollende Komplizenschaft, und als sie Shevek das fertige Paket überreichte und er einen Dank murmelte und sich zum Gehen wandte, nahm ihre Stimme keine Schärfe an, als sie ihn erinnerte: »Das wären zehn sechzig, Herr.« Womöglich hätte sie ihn sogar gehenlassen, aus Mitleid, denn so reagieren viele Frauen auf Stärke; doch er kehrte gehorsam um und zählte das Geld ab.

Mit der Untergrundbahn gelangte er zu den Gärten des Alten Palastes und fand den Bootsteich, auf dem bezaubernd gekleidete Kinder Spielzeugschiffe fahren ließen, wunderschön gemachte kleine Fahrzeuge mit Tauwerk aus Seide und Messingbeschlägen, die aussahen wie Schmuck. Er entdeckte Vea auf der anderen Seite des breiten, hellen, kreisrunden Wasserbeckens und spürte, während er um den Rand zu ihr lief, den Sonnenschein und den Frühlingswind und die dunklen Parkbäume, die ihre ersten, hellgrünen Blätter sprießen ließen.

Das Mittagessen nahmen sie in einem Restaurant im Park ein, auf einer von einer hohen Glaskuppel überdachten Terrasse. Im Sonnenlicht darunter standen die Bäume im vollen Laub, Trauerweiden neigten ihre Äste in ein Wasserbecken, in dem dicke weiße Vögel paddelten und die Speisenden mit unverhohlener Gier beäugten, weil sie auf Abfälle warteten. Vea hielt sich

beim Bestellen zurück und machte deutlich, dass Shevek über sie zu befehlen hatte, aber die erfahrenen Kellner berieten ihn so geschickt, dass er alles selbst im Griff zu haben vermeinte, und zum Glück hatte er reichlich Geld in der Tasche. Das Essen war sensationell. Noch nie hatte er so feingewürzte Speisen gekostet. Da er zwei Mahlzeiten am Tag gewohnt war, verzichtete er zumeist auf das bei den Urrasiern übliche Mittagsmahl, doch heute ließ er es sich schmecken, während Vea nur vorsichtig hier und dort kostete. Schließlich musste er aufhören, und sie lachte über sein betretenes Gesicht.

»Ich habe zu viel gegessen.«

»Vielleicht hilft ein kleiner Spaziergang.«

Es wurde ein sehr kleiner Spaziergang, zehn Minuten gemächlich über das Gras, dann ließ sich Vea im Schatten eines hohen, von goldenen Blüten prangenden Gebüschs anmutig fallen. Er setzte sich neben sie. Während er ihre schlanken Füße betrachtete, in zierlichen weißen Schühchen mit sehr hohen Absätzen, fiel ihm ein Ausdruck ein, den Takver manchmal benutzte. Für sie waren Frauen, die ihre Sexualität im Machtkampf mit Männern als Waffe einsetzten, »Körperprofiteure«. Wie sie so vor ihm saß, war Vea die Körperprofiteurin par excellence. Schuhe, Kleidung, Make-up, Schmuck, Gestik, alles an ihr war aufreizend. Sie war so kunstvoll und demonstrativ zu einem weiblichen Körper ausgestaltet, dass sie kaum wie ein Mensch erschien: die Verkörperung alles Sexuellen, das die Joter in ihre Träume, ihre Romane und Gedichte verschoben, in ihre zahllosen weiblichen Akte, ihre Musik, ihre Architektur mit den vielen Rundungen und Kuppeln, ihre Süßigkeiten, ihre Bäder, ihre Matratzen. Sie war die Frau in dem Tisch.

Ihr kahlrasierter Schädel war mit einem Puder bestäubt, das winzige Fleckchen Glimmerstaub enthielt, so dass ein zartes Glitzern die Nacktheit der Konturen kaschierte. Um die Schultern trug sie einen hauchdünnen

Schal, eine Stola vielleicht, die den Blick auf die Form und Beschaffenheit ihrer bloßen Arme milderte und sie auf diese Weise schützte. Ihre Brüste waren bedeckt: Jotische Frauen gingen nicht mit nackten Brüsten aus dem Haus, sondern behielten deren Nacktheit ihren Besitzern vor. Um ihre Handgelenke baumelten goldene Armbänder, und auf der weichen Haut in ihrer Halsmulde funkelte blau ein einzelner Edelstein.

»Wie hält sich das dort?«

»Was?« Da sie den Stein selbst nicht sehen konnte, konnte sie so tun, als wüsste sie nicht, was er meinte, und ihn dazu veranlassen, mit dem Finger darauf zu zeigen oder über die Brüste zu greifen und den Stein zu berühren. Shevek berührte ihn lächelnd. »Ist es festgeklebt?«

»Ach so, das. Ich habe einen winzigen Magneten unter der Haut, und der Stein hat hinten ein Metallplättchen, oder ist es umgekehrt? Jedenfalls halten wir zusammen.«

»Sie haben einen Magneten unter der Haut?«, fragte Shevek mit unverhohlenem Entsetzen.

Lächelnd entfernte Vea den Saphir, damit er sehen konnte, dass sich darunter wirklich nur eine winzig kleine silberne Narbe befand. »Ihnen missfällt alles an mir – das ist erfrischend. Ich habe das Gefühl, alles tun und sagen zu können, ohne in Ihrer Meinung zu sinken, weil ich bereits ganz unten stehe!«

»Das stimmt nicht«, widersprach er. Er wusste, dass sie ihn neckte, aber kannte sich mit den Spielregeln nicht aus.

»Doch, doch. Ich erkenne moralisches Grauen, wenn ich es sehe. Ungefähr so.« Sie machte eine finstere Miene, und beide lachten. »Bin ich wirklich so anders als anarresische Frauen?«

»Ja, wirklich.«

»Sind sie alle ganz stark und muskulös? Tragen sie Stiefel und haben große breite Füße und tragen vernünftige Sachen und rasieren sich einmal im Monat?«

»Sie rasieren sich überhaupt nicht.«

»Niemals? Nirgendwo? O Gott! Lassen Sie uns über etwas anderes reden.«

»Über Sie.« Auf einen Ellbogen gestützt, lag er an dem begrasten Hang, Vea so nahe, dass ihn die natürlichen und künstlichen Gerüche ihres Körpers umhüllten. »Ich möchte wissen, ob urrasische Frauen damit zufrieden sind, stets untergeordnet zu sein.«

»Wem untergeordnet?«

»Den Männern.«

»Ach so! Wie kommen Sie darauf, dass es so ist?«

»Meinem Eindruck nach wird alles, was in Ihrer Gesellschaft geschieht, von Männern bestimmt. Die Wirtschaft, die Künste, die Verwaltung, die Regierung, Entscheidungen. Und Sie tragen Ihr Leben lang den Namen Ihres Vaters und den Namen Ihres Ehemanns. Die Männer gehen auf die Universität, und Sie gehen nicht auf die Universität; die Männer stellen die Lehrer, die Richter, die Polizei und die Regierung, nicht wahr? Warum überlassen Sie ihnen überall die Kontrolle? Warum machen Sie nicht, was Sie wollen?«

»Aber das tun wir doch. Frauen machen genau, was sie wollen. Und sie müssen sich dazu nicht die Hände schmutzig machen und Messinghelme tragen und im Direktorat herumschreien.«

»Aber *was* machen Sie?«

»Nun, wir regieren natürlich die Männer! Und wissen Sie, man kann es ihnen vollkommen gefahrlos sagen, weil sie es nicht glauben. Sie sagen:

›Haha, du lustige kleine Frau!‹, und tätscheln dir das Haupt und stolzieren mit klirrenden Orden davon, ganz und gar mit sich zufrieden.«

»Und Sie sind auch mit sich zufrieden?«

»Aber ja.«

»Das glaube ich nicht.«

»Weil es nicht Ihren Prinzipien entspricht. Männer haben immer Theorien, und denen muss immer alles entsprechen.«

»Nein, nicht wegen irgendwelcher Theorien, sondern weil ich Ihnen ansehe, dass Sie nicht zufrieden sind. Sie sind rastlos, unausgefüllt, gefährlich.«

»Gefährlich!« Vea lachte strahlend. »Was für ein herrliches Kompliment! Wieso bin ich gefährlich, Shevek?«

»Nun, weil Sie wissen, dass Sie in den Augen der Männer ein Ding sind, ein Ding, das man besitzt, das man kauft und verkauft. Und deswegen nur darauf aus sind, die Besitzer zu überlisten und Rache zu üben –«

Entschlossen legte sie ihm ihre kleine Hand auf den Mund. »Schsch«, sagte sie. »Ich weiß, dass Sie mir nicht absichtlich zu nahe treten wollen. Ich verzeihe Ihnen. Aber das reicht jetzt.«

Ihre Scheinheiligkeit und der Gedanke, dass er sie womöglich wirklich verletzt hatte, verwirrten ihn. Auf den Lippen spürte er noch immer die flüchtige Berührung ihrer Hand. »Entschuldigen Sie!«, sagte er.

»Schon gut. Wie sollen Sie das verstehen, da Sie vom Mond kommen? Und außerdem sind Sie bloß ein Mann … Aber ich werde Ihnen etwas sagen. Wenn Sie dort oben auf dem Mond eine Ihrer ›Schwestern‹ nähmen und ihr die Möglichkeit gäben, die Stiefel auszuziehen und in Öl zu baden und sich enthaaren zu lassen und ein Paar hübsche Sandalen anzuziehen und einen Nabelschmuck und Parfüm anzulegen, dann wäre sie selig. Und

Sie auch! Ganz bestimmt! Aber Sie werden es nicht tun, Sie arme Wesen mit Ihren Theorien. Lauter Brüder und Schwestern und so gar kein Spaß!«

»Sie haben recht«, sagte Shevek. »Kein Spaß. Nie. Auf Anarres graben wir den ganzen Tag im Bauch der Stollen nach Blei, und wenn es Nacht wird, nach unserem Mahl aus drei Holumkörnern, gekocht mit einem Löffel Brackwasser, singen wir im Wechsel die Worte von Odo, bis es Zeit ist, ins Bett zu gehen. Jeder für sich und mit Stiefeln an den Füßen.«

Sein Jotisch war nicht so fließend, dass es ihm den rhetorischen Höhenflug erlaubte, zu dem diese Rede in seiner eigenen Sprache geraten wäre, eine seiner plötzlichen Phantasien, die nur Takver und Sadik oft genug gehört hatten, um sich daran zu gewöhnen; doch so lahm dieser Wortschwall war, Vea verblüffte er. Sie brach in ihr dunkles Lachen aus, laut und spontan. »Mein Gott, witzig sind Sie auch! Gibt es irgendetwas, das Sie nicht sind?«

»Ein Verkäufer«, sagte er.

Sie musterte ihn lächelnd. In ihrer Pose lag etwas Angelerntes, Schauspielerhaftes. Menschen sahen sich gewöhnlich nicht aufmerksam aus nächster Nähe an, es sei denn, sie wären Mütter mit Kindern oder Ärzte mit Patienten oder aber Liebende.

Er richtete sich auf. »Ich möchte noch spazieren gehen«, sagte er.

Sie reichte ihm die Hand, um sich von ihm aufhelfen zu lassen. Die Geste war lasziv, doch sie sagte mit unsicherer Zärtlichkeit in der Stimme: »Sie sind wirklich wie ein Bruder … Nehmen Sie meine Hand. Ich lasse Sie gleich wieder los!«

Sie wandelten über die Wege des weitläufigen Gartens. Sie gingen in den Palast hinein, der als Museum für die fern zurückliegende Feudalzeit erhalten wurde – Vea sagte, sie liebe es, die Juwelen dort anzuschauen. Von den brokatbehängten Wänden und verschnörkelten Kaminsimsen starrten

hochmütige Fürsten und Könige auf sie hinunter. Die Räume waren angefüllt mit Silber, Gold, Kristall, seltenen Hölzern, Wandteppichen und Juwelen. Hinter den Absperrseilen aus Samt standen Wächter. Ihre schwarzroten Uniformen harmonierten hübsch mit dem Prunk, den Wandbehängen aus gesponnenem Gold, den Steppdecken aus gewebten Federn, doch ihre Gesichter passten nicht; es waren gelangweilte, erschöpfte Gesichter, denen man ansah, wie satt sie es hatten, den ganzen Tag unter Fremden dazustehen und eine nutzlose Aufgabe zu erfüllen. Shevek und Vea kamen an eine Glasvitrine mit dem Umhang der Königin Teaea, genäht aus den gegerbten Häuten von Rebellen, die bei lebendigem Leib abgezogen worden waren. Die grausame Herrscherin hatte ihn getragen, während sie inmitten ihres von der Pest heimgesuchten Volkes zu Gott gebetet hatte, er möge die Seuche von ihnen nehmen. Das war vierzehnhundert Jahre her. »Für mich sieht das beinahe wie Ziegenleder aus«, sagte Vea, als sie den ausgeblichenen, von der Zeit zerfetzten Lumpen in der Glasvitrine musterte. Sie sah Shevek an. »Ist Ihnen nicht wohl?«

»Ich glaube, ich würde gern hier raus.«

Sobald sie draußen im Garten waren, nahm sein Gesicht wieder Farbe an, aber sein Blick zurück auf das Palastgemäuer war voll Hass. »Warum hängt Ihr Volk so an seiner Schande?«, fragte er.

»Aber das ist doch alles bloß Geschichte. So was könnte es heute nicht mehr geben!«

Sie nahm ihn mit zu einer Matinee im Theater, einer Komödie über ein junges Ehepaar und die beiden Schwiegermütter, gespickt mit Witzen über Kopulation, ohne dass der Akt je erwähnt wurde. Shevek bemühte sich zu lachen, wenn Vea lachte. Hinterher gingen sie in ein Restaurant im Stadtzentrum, ein unvorstellbar überladenes Lokal. Das Essen kostete hundert Einheiten. Shevek aß davon sehr wenig, da er mittags gegessen

hatte, doch trank er auf Veas Drängen hin zwei oder drei Glas Wein, der unerwartet gut schmeckte und keine abträgliche Wirkung auf sein Denkvermögen zu haben schien. Sein Geld reichte nicht mehr, um für das Mahl zu bezahlen, doch Vea erbot sich nicht, die Kosten zu teilen, sondern schlug ihm lediglich vor, einen Scheck zu schreiben, was er auch tat. Dann fuhren sie mit einer Droschke zu Veas Wohnung; auch den Fahrer ließ sie ihn bezahlen. War Vea womöglich eine Prostituierte, fragte er sich, eines von jenen geheimnisvollen Geschöpfen? Aber in Odos Schriften waren Prostituierte arme Frauen, und Vea war mit Sicherheit nicht arm: Sie hatte ihm erzählt, »ihr« Koch, »ihr« Mädchen und »ihr« Restaurationsservice seien dabei, alles für »ihre« Party vorzubereiten. Und die Männer in der Universität sprachen von Prostituierten verächtlich als schmutzigen Kreaturen, während Vea zwar ständig kokettierte, aber dermaßen empfindlich auf jede auch nur leise sexuelle Anspielung reagierte, dass Shevek sich ihr gegenüber sprachlich so in Acht nahm, wie er es daheim vielleicht mit einem schüchternen zehnjährigen Kind getan hatte. Er wusste alles in allem nicht, was von Vea zu halten war.

Veas Räumlichkeiten waren groß und luxuriös, mit glänzender Aussicht auf die funkelnden Lichter von Nio, und einschließlich des Teppichbodens ganz in Weiß möbliert. Doch Shevek hatte langsam genug vom Luxus, und außerdem wurde er sehr, sehr schläfrig. Die Gäste wurden erst in einer Stunde erwartet. Während Vea sich umzog, schlief er im Wohnzimmer in einem riesigen weißen Sessel ein. Als er davon wach wurde, dass das Hausmädchen am Tisch mit irgendetwas klapperte, sah er Vea hereinkommen, nun in formeller jotischer Abendkleidung für Frauen, einem bodenlangen plissierten Rock, um die Hüften gegürtet, so dass der gesamte Oberkörper nackt blieb. In ihrem Nabel funkelte ein kleiner Edelstein, ganz wie auf den Bildern, die er vor einem Vierteljahrhundert mit Tirin und

Bedap im Regionalinstitut von Nordniedern gesehen hatte, ganz genau so … Halbwach und vollkommen elektrisiert starrte er sie an.

Mit einem kleinen Lächeln erwiderte Vea seinen Blick.

Sie setzte sich auf einen niedrigen, gepolsterten Schemel in seiner Nähe, so dass sie zu ihm aufblicken konnte. Als sie ihren weißen Rock um die Fesseln drapiert hatte, sagte sie: »Jetzt erzählen Sie mir, wie es auf Anarres wirklich zwischen Männern und Frauen ist.«

Es war unglaublich. Das Mädchen und der Mann vom Restaurationsservice waren beide im Raum; sie wusste, dass er eine Partnerin hatte, er wusste, dass sie einen Partner hatte; und von Kopulation war zwischen ihnen noch kein Wort gefallen. Doch ihr Kleid, ihre Bewegungen, ihr Ton – was waren sie anderes als eine Offerte offenster Natur?

»Zwischen einem Mann und einer Frau geschieht das, was sie wollen«, antwortete er ziemlich schroff. »Jeder für sich und beide zusammen.«

»Dann ist es wirklich wahr, dass Sie keinerlei Moral besitzen?«, fragte sie, als wäre sie zugleich schockiert und entzückt.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen. Einen Menschen zu verletzen ist dort das Gleiche wie hier.«

»Das heißt, Sie befolgen dieselben überkommenen Regeln? Sehen Sie, für mich ist Moral bloß ein Aberglaube, so ähnlich wie die Religion. Sie gehört abgeschafft.«

»Aber meine Gesellschaft«, sagte er vollkommen irritiert, »unternimmt den Versuch, Moral zu *verwirklichen*. Das Moralisieren wollen wir abschaffen, ja, die Regeln, die Gesetze, die Strafen – damit die Menschen selbst zwischen Gut und Böse unterscheiden und selbst dazwischen wählen können.«

»Und deswegen haben sie alle Ge- und Verbote abgeschafft. Aber wissen Sie, ich glaube, Sie Odonier haben das Wesentliche vergessen. Sie haben die Priester und Richter und Scheidungsgesetze und all das abgeschafft, aber das eigentliche Problem dahinter behalten. Sie haben es nur nach innen verschoben, in Ihr Gewissen. Aber es ist immer noch da. Sie sind noch genau solche Sklaven wie immer! Sie sind nicht wirklich frei.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe einen Artikel über den Odonismus gelesen, in einer Zeitschrift«, sagte sie. »Und wir haben den ganzen Tag zusammen verbracht. Ich kenne Sie nicht, aber ich weiß ein paar Dinge über Sie. Ich weiß, dass Sie eine – eine Königin Teaea in sich haben, direkt in Ihrem behaarten Kopf. Und die kommandiert Sie genauso herum wie die alte Tyrannin ihre Leibeigenen. Sie befiehlt ›Tu dies‹, und Sie tun's, und ›Tu das nicht‹, und Sie tun es nicht.«

»Da gehört sie auch hin«, sagte er lächelnd. »In meinen Kopf.«

»Nein. Es ist besser, sie sitzt in einem Palast. Dann könnten Sie sich gegen sie auflehnen. Das hätten Sie getan. Ihr Ururgroßvater hat es getan; zumindest ist er auf den Mond geflüchtet. Aber er hat Königin Teaea mitgenommen, und Sie haben sie noch immer!«

»Mag sein. Aber sie hat auf Anarres gelernt, dass ich, wenn sie mir befiehlt, einem anderen wehzutun, mir nur selbst wehtue.«

»Dieselbe alte Heuchelei. Das Leben ist ein Kampf, und der Stärkste gewinnt. Die Zivilisation ist nur dazu da, das Blut zu verbergen und den Hass mit schönen Worten zu übertünchen.«

»Ihre vielleicht. Unsere verbirgt nichts. Alles liegt offen da. Königin Teaea trägt ihre eigene Haut. Wir gehorchen nur einem Gesetz, einem einzigen, dem Gesetz der menschlichen Evolution.«

»Das Gesetz der Evolution besagt, dass der Stärkste überlebt!«

»Ja, und im Dasein jeder sozialen Spezies sind diejenigen am stärksten, die am sozialsten sind. Sehen Sie, auf Anarres haben wir weder Beute noch Feinde. Wir haben nur einander. Es ist keine Stärke daraus zu gewinnen, dass einer dem anderen weh tut. Sondern nur Schwäche.«

»Weh tun oder nicht weh tun interessiert mich nicht. Andere Menschen interessieren mich nicht und auch sonst niemanden. Alle tun nur so. Ich will nicht so tun, als ob. Ich will frei sein!«

»Aber Vea«, begann er in zartem Ton, denn der Ruf nach Freiheit rührte ihn sehr, doch da klingelte es an der Tür. Vea stand auf, strich sich den Rock glatt und schritt lächelnd davon, um ihre Gäste zu begrüßen.

Im Lauf der nächsten Stunde trafen dreißig bis vierzig Leute ein. Anfangs war Shevek verärgert, unzufrieden und gelangweilt. Es war wieder nur eine von diesen Partys, bei denen alle lächelnd mit einem Glas in der Hand dastanden und sich laut unterhielten. Doch auf einmal wurde es kurzweiliger. Leute begannen zu diskutieren und zu debattieren, einige setzten sich hin, um miteinander zu reden, es wurde mehr wie eine Party zu Hause. Köstliches Kleingebäck und Häppchen mit Fisch oder Fleisch wurden herumgereicht, die Gläser ständig von einem aufmerksamen Diener nachgefüllt. Shevek ließ sich ein Getränk reichen. Seit Monaten sah er zu, wie die Urrasier Alkohol in sich hineinkippten, und bisher schien keiner davon krank geworden zu sein. Das Zeug schmeckte wie Medizin, doch irgendjemand erklärte ihm, dass es hauptsächlich aus kohlensäurehaltigem Wasser bestehe, und das mochte er. Weil er durstig war, trank er das Glas gleich leer.

Zwei Männer wollten sich unbedingt mit ihm über Physik unterhalten. Einer war höflich und zurückhaltend, und so gelang es Shevek eine Weile, sich ihm zu entziehen, denn er fand es schwer, mit Nichtphysikern über Physik zu sprechen. Der andere war überheblich, und vor ihm gab es kein

Entrinnen, wobei Shevek feststellte, dass seine Verärgerung ihm die Zunge lockerte. Der Mann wusste alles, offenbar weil er viel Geld hatte. »Aus meiner Sicht«, ließ er Shevek wissen, »leugnet Ihre Simultanitätstheorie schlicht das offensichtlichste Faktum über die Zeit, nämlich, dass sie nun einmal vergeht.«

»Na ja, in der Physik ist man vorsichtig mit dem, was man als ›Fakten‹ bezeichnet. Das ist anders als im Geschäftsleben«, sagte Shevek äußerst freundlich und milde, doch etwas an seinem sanften Ton ließ Vea, die in der Nähe mit einer anderen Gruppe plauderte, aufhorchen. »Im Rahmen der strikten Bedingungen der Simultanitätstheorie gilt Sukzession physikalisch nicht als objektives, sondern als subjektives Phänomen.«

»Nun hören Sie auf, Dearri bange zu machen, und erklären Sie uns in Babysprache, was das heißt«, sagte Vea. Shevek musste über ihren Scharfsinn grinsen.

»Also, wir meinen, dass die Zeit vergeht, an uns vorüberfließt. Aber was wäre, wenn wir diejenigen sind, die sich vorwärtsbewegen – von der Vergangenheit in die Zukunft und immerzu das Neue entdecken? Es wäre ein wenig wie das Bücherlesen, verstehen Sie. Das Buch ist ganz da, gleichzeitig, zwischen den Einbänden. Aber wenn Sie die Geschichte lesen und verstehen wollen, müssen Sie auf der ersten Seite anfangen und von dort weitergehen, immer der Reihenfolge nach. So gesehen wäre das Universum ein sehr großes Buch, und wir wären sehr kleine Leser.«

»Aber *Fakt* ist«, sagte Dearri, »dass wir das Universum als Abfolge erleben, als Fluss. Und wenn das so ist, was nützt uns dann diese Theorie, dass auf einer höheren Ebene vielleicht alles gleichzeitig existiert? Für euch Theoretiker mag das ein Spaß sein, aber es hat keinen praktischen Wert, keine Relevanz für das wirkliche Leben. Es sei denn, es würde bedeuten,

dass wir eine Zeitmaschine bauen können!«, fügte er mit barscher, irgendwie falscher Jovialität hinzu.

»Aber wir erleben das Universum nicht nur als Abfolge«, sagte Shevek. »Träumen Sie nie, Herr Dearri?« Es erfüllte ihn mit Stolz, dass er ausnahmsweise daran gedacht hatte, jemanden mit »Herr« anzusprechen.

»Was hat das damit zu tun?«

»Es scheint so zu sein, dass wir Zeit überhaupt nur bei Bewusstsein erleben. Ein Säugling kennt keine Zeit; er kann sich nicht von der Vergangenheit distanzieren und nicht begreifen, wie sie sich zu seiner Gegenwart verhält, oder planen, wie seine Gegenwart sich auf seine Zukunft auswirken könnte. Er weiß nicht, wie die Zeit vergeht; er hat keinen Begriff von Tod. Beim Erwachsenen funktioniert das Unbewusste noch immer so. Im Traum gibt es keine Zeit, Abfolgen gehen bunt durcheinander, und Ursache und Wirkung werden vermengt. Mythen und Legenden sind zeitlos. Welche Vergangenheit ist gemeint, wenn es heißt: ›Es war einmal‹? Wenn daher ein Mystiker die Verbindung zwischen seinem Verstand und seinem Unbewussten wiederherstellt, sieht er alles Werden als ein einziges Sein und versteht die ewige Wiederkehr.«

»Ja, die Mystiker«, sagte der schüchternere Mann begierig. »Tebores, im achten Jahrtausend. Er hat geschrieben: *Das Unbewusste im Menschen ist die Entsprechung des Universums.*«

»Aber wir sind keine Säuglinge«, unterbrach ihn Dearri, »wir sind vernunftbegabte Menschen. Handelt es sich bei Ihrer Simultanität um eine Art mystische Regression?«

Es trat eine Pause ein, während Shevek sich eine Pastete nahm, die er nicht wollte, und sie vertilgte. Er hatte heute schon einmal die Beherrschung verloren und sich zum Narren gemacht. Einmal war genug.

»Vielleicht«, sagte er, »könnten Sie es als Bemühen verstehen, eine Balance zu schaffen. Sehen Sie, Sequenzialität bietet eine wunderbare Erklärung für unser lineares Zeitempfinden und die Evidenz der Evolution. Sie schließt die Schöpfung mit ein, und die Sterblichkeit. Doch damit ist sie am Ende. Sie befasst sich mit allem, was sich verändert, aber bietet keine Erklärung dafür, warum manches auch fortdauert. Sie spricht nur vom Pfeil der Zeit – niemals jedoch vom Kreis der Zeit.«

»Vom Kreis?«, wiederholte der höflichere Frager, mit so deutlich hörbarer Sehnsucht zu begreifen, dass Shevek Dearri vollkommen vergaß und sich enthusiastisch in seine Antwort stürzte und dabei mit Händen und Armen gestikulierte, als wollte er seinem Zuhörer die Pfeile, die Zyklen, die Pendelbewegungen, von denen er redete, stofflich vor Augen führen. »Die Zeit verläuft sowohl in Zyklen als auch in einer Linie. Wie ein kreisender Planet: Verstehen Sie? Ein Zyklus, eine Umkreisung um die Sonne ist ein Jahr, richtig? Und zwei Umkreisungen sind zwei Jahre und so weiter. Man kann die Umkreisungen endlos zählen – als Beobachter. Nach einem solchen System zählen wir ja in der Tat die Zeit. Daraus wurde der Zeitzähler entwickelt, die *Uhr*. Doch innerhalb des Systems, des Zyklus, wo ist da die Zeit? Wo sind Anfang und Ende? Endlose Wiederholung ist ein atemporaler Prozess. Um ihre Zeitlichkeit zu begreifen, muss man sie mit einem anderen zyklischen oder nichtzyklischen Prozess vergleichen, in Beziehung setzen. Und sehen Sie, da wird es nun äußerst merkwürdig und interessant. Atome haben, wie Sie wissen, einen zyklischen Bewegungsablauf. Die stabile Zusammensetzung ist aus Teilchen gebildet, die relativ zueinander einen regelmäßigen, periodischen Bewegungsablauf haben. Es sind also die winzigen zeitreversiblen Zyklen des Atoms, die der Materie jene Permanenz verleihen, durch die Evolution überhaupt möglich wird. Die kleinen Zeitlosigkeiten zusammengenommen ergeben die Zeit.

Und im großen Maßstab der Kosmos: Wie Sie wissen, glauben wir, das gesamte Universum sei ein zyklischer Prozess, ein Pendeln zwischen Expansion und Kontraktion ohne Vorher oder Nachher. Nur *innerhalb* dieser großen Zyklen, nur dort, wo wir leben, gibt es die lineare Zeit. Somit hat die Zeit zwei Aspekte. Es gibt den Pfeil, den Fluss, ohne den es keine Veränderung, keinen Fortschritt, keine Richtung, keine Schöpfung gibt. Und es gibt den Kreis oder Zyklus, ohne den Chaos herrschen würde, eine bedeutungslose Abfolge von Momenten, eine Welt ohne Uhren, ohne Jahreszeiten oder Verheißungen.«

»Man kann nicht zwei sich widersprechende Behauptungen über ein und dieselbe Sache aufstellen«, sagte Dearri mit der Gelassenheit überlegenen Wissens. »Mit anderen Worten: Einer dieser ›Aspekte‹ ist real und der andere bloße Illusion.«

»Das sagen viele Physiker«, pflichtete ihm Shevek bei.

»Aber was sagen Sie?«, fragte der Wissbegierige.

»Nun, ich halte es für einen billigen Ausweg aus dem Problem … Kann man entweder das Sein oder das Werden als Illusion abtun? Werden ohne Sein ist ohne Bedeutung. Sein ohne Werden unendlich langweilig … Wenn der Verstand fähig ist, Zeit auf diese beiden Arten wahrzunehmen, dann sollte eine wahre Chronosophie ein Feld bieten, auf dem es möglich ist, das Verhältnis der beiden Aspekte oder Prozesse der Zeit zu verstehen.«

»Aber wozu ist ein solches ›Verstehen‹ gut«, sagte Dearri, »wenn es nicht zu praktischen, technischen Nutzanwendungen führt? Nur zur Wortklauberei, oder?«

»Sie fragen wie ein echter Profiteur«, antwortete Shevek, und keine Seele im Raum merkte, dass er Dearri mit dem verächtlichsten Wort in seinem Vokabular beleidigt hatte. Dearri nickte sogar leicht und akzeptierte es mit Genugtuung als Kompliment.

Vea hingegen spürte eine Spannung und mischte sich ein: »Wissen Sie, ich verstehe im Grunde kein Wort von dem, was Sie sagen, aber was ich verstanden zu haben meine, ist die Sache mit dem Buch – als Sie gesagt haben, dass in Wirklichkeit alles *jetzt* existiert. Könnten wir dann nicht die Zukunft vorhersagen? Wenn sie schon da ist?«

»Nein, nein«, sagte der schüchternere Mann auf einmal gar nicht mehr schüchtern. »Sie ist nicht so da wie ein Sofa oder ein Haus. Zeit ist nicht Raum. Man kann nicht darin herumwandern!« Vea nickte strahlend, als wäre sie dankbar, dass er sie in ihre Schranken gewiesen hatte. Offenbar dadurch ermutigt, dass er die Frau aus dem Reich des höheren Denkens verbannt hatte, wandte sich der schüchterne Mann Dearri zu und sagte: »Meinem Eindruck nach liegt die Anwendung einer Physik der Zeitlichkeit im Bereich der Ethik. Würden Sie mir da zustimmen, Dr. Shevek?«

»In der Ethik? Das weiß ich nicht. Ich beschäftige mich in erster Linie mit Mathematik, wissen Sie. Für ethisches Verhalten lassen sich keine Gleichungen aufstellen.«

»Warum nicht?«, fragte Dearri.

Shevek ignorierte ihn. »Aber es ist richtig, Chronosophie hat durchaus mit Ethik zu tun. Weil unser Gefühl für Zeit etwas mit unserer Fähigkeit zu tun hat, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck zu trennen. Der Säugling wiederum und das Tier sind nicht fähig, zwischen dem zu unterscheiden, was sie jetzt tun, und dem, was als Folge davon geschehen wird. Sie können keinen Flaschenzug bauen, kein Versprechen geben. Aber wir können das. Dass wir den Unterschied zwischen Jetzt und Nicht-Jetzt erkennen, verleiht uns die Fähigkeit, die Verbindung zu ziehen. Und hier kommt die Moral ins Spiel. Verantwortung. Zu behaupten, schlechte Mittel würden zu einem guten Zweck führen, ist genau so, als behauptete man, durch das Ziehen am Seil eines Flaschenzugs die Last an einem zweiten heben zu können. Wer

ein Versprechen bricht, leugnet die Realität der Vergangenheit und damit die Hoffnung auf eine wirkliche Zukunft. Wenn Zeit und Denken jeweils eine Funktion des anderen sind, wenn wir Geschöpfe der Zeit sind, dann sollten wir das auch wissen und versuchen, das Beste daraus zu machen. Verantwortlich zu handeln.«

»Aber hören Sie«, sagte Dearri, von unsäglicher Zufriedenheit über den eigenen Scharfsinn erfüllt. »Eben haben Sie gesagt, dass es in Ihrem Simultanitätssystem weder Vergangenheit noch Zukunft gibt, sondern nur eine Art ewiger Gegenwart. Wie kann man also für das Buch verantwortlich sein, das schon geschrieben ist? Man kann es bloß noch lesen. Es gibt keine Entscheidung, keine Handlungsfreiheit.«

»Das ist das Dilemma des Determinismus. Sie haben ganz recht, es ist im simultanistischen Denken implizit enthalten. Aber das sequenzielle Denken hat ebenfalls sein Dilemma. Es ist so – um es in ein törichtes kleines Bild zu fassen: Sie werfen einen Stein auf einen Baum, und wenn Sie ein Simultanist sind, hat der Stein den Baum immer schon getroffen, und wenn Sie ein Sequenzialist sind, dann kommt er nie an. Wofür entscheiden Sie sich also? Vielleicht werfen Sie lieber mit Steinen, ohne darüber nachzudenken, ohne Wahlmöglichkeit. Ich möchte es mir lieber schwermachen und mich für beides entscheiden.«

»Wie – wie vereinbaren Sie die zwei miteinander?«, fragte der Schüchterne ernst.

Beinahe hätte Shevek vor Verzweiflung gelacht. »Ich weiß es nicht. Ich arbeite schon sehr lange daran! Schließlich trifft der Stein den Baum. Das ist weder durch reine Sequenzialität noch reine Simultanität zu erklären. Wir sind nicht auf Reinheit aus, sondern auf Komplexität, das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck. Unser Modell des Kosmos muss so unerschöpflich sein wie der Kosmos. Eine Komplexität,

die nicht nur Fortbestand, sondern Schöpfung, nicht nur Sein, sondern Werden einschließt, nicht nur Geometrie, sondern Ethik. Was wir suchen, ist nicht die Antwort, sondern lediglich die richtige Frage …«

»Alles schön und gut, aber was die Industrie braucht, sind Antworten«, sagte Dearri.

Shevek wandte sich ihm langsam zu und sagte nichts.

Eine drückende Stille trat ein, bis Vea einsprang und elegant zu ihrem harmlosen Thema der Zukunftsvorhersage zurückkehrte. Davon fühlten sich andere angesprochen, und alle begannen von ihren Erfahrungen mit Wahrsagern und Hellsehern zu berichten.

Shevek beschloss, sich nicht mehr zu äußern, ganz gleich, was er gefragt wurde. Er hatte mehr Durst denn je, ließ sich vom Diener das Glas füllen und trank die wohlschmeckende, prickelnde Flüssigkeit. Er sah sich im Raum um, weil er meinte, sich vielleicht von seinem Zorn und seiner inneren Spannung ablenken zu können, indem er sich die anderen Leute anschaute. Doch auch sie verhielten sich für Joter ziemlich emotional – schrien, lachten laut und fielen einander ins Wort. In einer Ecke erging sich ein Pärchen in sexuellem Vorspiel. Entsetzt wandte Shevek den Blick ab. Wurde hier selbst beim Sex egoisiert? Vor Leuten zu turteln und zu kopulieren, die keine Paare waren, war so vulgär wie das Essen vor Leuten, die Hunger litten. Er lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Gruppe in seiner Nähe. Sie waren von Weissagungen zur Politik übergegangen und diskutierten über den Krieg, darüber, was Thu, was A-Jo und was der RWR als Nächstes tun würden.

»Wieso sprechen Sie nur in Abstraktionen?«, fragte er plötzlich und wunderte sich, noch während er sprach, warum er es tat, wo er sich doch geschworen hatte, nichts mehr zu sagen. »Es sind nicht Ländernamen, es

sind Menschen, die einander umbringen. Warum ziehen die Soldaten los? Warum zieht ein Mann los, um Fremde zu töten?«

»Aber dazu sind Soldaten doch *da*«, sagte eine kleine blonde Frau mit einem Opal im Nabel. Ein paar Männer begannen Shevek das Prinzip nationaler Souveränität zu erläutern. Vea unterbrach sie. »Aber lassen Sie ihn doch reden. Wie würden Sie mit dem Fiasko umgehen, Shevek?«

»Die Lösung liegt offen vor Ihnen.«

»Wo?«

»Anarres!«

»Aber was Ihre Leute auf dem Mond machen, löst nicht unsere Probleme hier.«

»Die Probleme der Menschheit sind überall dieselben. Überleben. Spezies, Gruppe, Individuum.«

»Nationale Selbstverteidigung …«, rief jemand.

Sie argumentierten, er argumentierte. Er wusste, was er sagen wollte und dass es alle überzeugen musste, weil es die Wahrheit war und offen zutage lag, aber irgendwie bekam er das nicht richtig heraus. Alle riefen durcheinander. Die kleine blonde Frau klopfte auf die Lehne des Sessels, in dem sie saß, und er nahm darauf Platz. Ihr geschorener, seidiger Schädel spähte unter seinem Arm hervor. »Hallo, Mondmann!«, sagte sie. Vea hatte sich eine Zeitlang zu einer anderen Gruppe gesellt, aber war nun wieder in seiner Nähe. Ihr Gesicht war gerötet, und ihre Augen wirkten groß und feucht. Am anderen Ende des Raums meinte er Pae zu erkennen, doch waren überall so viele Gesichter, dass sie ineinander verschwammen. Alles passierte irgendwie ruckartig, von Lücken durchbrochen, so als dürfte er hinter den Kulissen zuschauen, wie der zyklische Kosmos aus Gvarabs alter Hypothese funktionierte. »Wir müssen am Prinzip gesetzlicher Autorität festhalten, sonst werden wir in bloße Anarchie verfallen!«, dröhnte ein

dicker Mann mit finsterer Miene. »Ja, verfallen Sie nur!«, antwortete Shevek. »Wir genießen sie mittlerweile seit hundertfünfzig Jahren.« Die Zehen der kleinen blonden Frau lugten, in silbernen Sandälchen, unter ihrem Rock hervor, der von oben bis unten mit aberhundert winzigen Perlen besetzt war. Vea sagte: »Erzählen Sie uns doch von Anarres – wie ist es dort *wirklich*? Ist es dort wirklich so wunderbar?«

Er saß auf der Sessellehne, und Vea hockte ihm zu Füßen auf einem Kissen, gerade und biegsam; ihre weichen Brüste blickten ihn mit blinden Augen an, und ihr rotwangiges Gesicht lächelte gutwillig.

In Sheveks Kopf wälzte sich etwas Dunkles nach oben und färbte alles schwarz. Sein Mund war trocken. Er trank das Glas aus, das der Diener ihm gerade eingeschenkt hatte. »Ich weiß nicht«, sagte er; seine Zunge war schwer, ein wenig wie gelähmt. »Nein, es ist nicht wunderbar. Es ist eine hässliche Welt. Nicht so wie diese. Anarres besteht nur aus Staub und dürren Bergen. Alles karg, alles trocken. Auch die Menschen sind nicht schön. Sie haben große Hände und Füße, so wie ich und der Diener da. Aber keine dicken Bäuche. Sie werden sehr schmutzig und baden zusammen, das tut hier keiner. Die Städte sind klein und langweilig. Trostlos. Ohne Paläste. Das Leben ist langweilig und die Arbeit hart. Man kann nicht immer bekommen, was man will, oft nicht einmal, was man braucht, weil es nicht genug gibt. Sie hier, auf Urras, haben genug. Genug Luft, genug Regen, Gras, Meere, Nahrung, Musik, Gebäude, Fabriken, Maschinen, Bücher, Kleider, Geschichte. Sie sind reich, Sie haben Besitz. Wir sind arm, bei uns herrscht Mangel. Sie haben, wir nicht. Hier ist alles schön. Bis auf die Gesichter. Auf Anarres ist nichts schön, aber die Gesichter sind schön. Die anderen Gesichter, die Männer und Frauen. Wir haben nichts als das, nichts als einander. Hier sieht man die Juwelen, dort sieht man die Augen. Und in den Augen sieht man die Schönheit, die

Schönheit des menschlichen Geistes. Denn unsere Männer und Frauen sind frei – da sie nichts besitzen, sind sie frei. Und Sie, die Besitzenden, sind besessen. Sie sind alle im Gefängnis. Jeder für sich allein, einsam, mit einem Haufen Habseligkeiten. Sie leben im Gefängnis, Sie sterben im Gefängnis. Das ist alles, was ich in Ihren Augen sehe – die Mauer, die Mauer!«

Alle starrten ihn an.

Er hörte die Lautstärke seiner Stimme in der Stille nachhallen, spürte, wie seine Ohren glühten. In seinem Kopf wälzte sich abermals die dunkle Leere. »Mir ist schwindelig«, sagte er und stand auf.

Vea war sofort an seiner Seite. »Kommen Sie hier entlang«, sagte sie atemlos mit einem kleinen Lachen. Sie schlängelte sich zwischen den Menschen durch, und er folgte ihr. Er hatte das Gefühl, sehr blass geworden zu sein, und der Schwindel ließ nicht nach. Er hoffte, sie würde ihn in den Waschraum bringen oder zu einem Fenster, wo er frische Luft atmen konnte. Doch das Zimmer, in das sie kamen, war groß und nur schwach durch indirektes Licht erhellt. An der Wand stand ein mächtiges weißes Bett; eine zweite Wand wurde halb von einem Spiegel eingenommen. In der Luft lag ein süßer, drückender Duft nach Gardinen, Leintuch, Veas Parfüm.

»Sie sind unfassbar«, sagte Vea, die nun direkt vor ihn trat und in sein Gesicht emporschaute – im Dämmerlicht, mit diesem atemlosen Lachen. »Einfach unfassbar – Sie sind unmöglich – phantastisch!« Sie legte ihm ihre Hände auf die Schultern. »Oh, dieser Ausdruck in ihren Gesichtern! Dafür muss ich Sie küssen!« Und sie stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte ihm ihren Mund, ihren weißen Hals, ihre nackten Brüste entgegen.

Er nahm sie und küsste ihren Mund, dass sich ihr Kopf nach hinten bog, und dann ihren Hals und die Brüste. Sie ließ es zunächst geschehen, weich, als hätte sie keine Knochen, dann wand sie sich ein wenig und versuchte,

ihn sanft von sich zu schieben, und begann zu reden. »Oh, nein, nein, benehmen Sie sich«, sagte sie. »Kommen Sie, wir müssen doch wieder zur Party zurück. Nein, Shevek, jetzt seien Sie friedlich, das geht überhaupt nicht!« Shevek hörte nicht zu. Er zog sie zum Bett, und sie kam mit, aber redete weiter auf ihn ein. Er zerrte mit einer Hand an seinen komplizierten Kleidungsstücken und schaffte es, sich die Hose aufzumachen. Darauf wandte er sich Veas Kleidung zu, dem tiefen, aber festsitzenden Rockbund, der nicht zu lockern war. »Aufhören«, sagte sie. »Sofort. Nein. Hören Sie zu, Shevek. Es geht nicht, nicht jetzt. Ich habe nicht verhütet; wenn ich schwanger werde, sitze ich schön in der Patsche, in zwei Wochen kommt mein Mann wieder! Nein, lassen Sie mich los.« Aber er konnte nicht von ihr ablassen; sein Gesicht war an ihre weiche, schwitzende, parfümierte Haut gepresst. »Hören Sie, zerknittern Sie mir nicht die Sachen, die Leute werden es merken, Himmeldonnerwetter. Warten Sie – warten Sie einfach, wir können es arrangieren, wir können uns irgendwo treffen, aber ich habe auf meinen Ruf zu achten, ich kann dem Mädchen nicht vertrauen, warten Sie, nicht jetzt – nicht jetzt! Nicht jetzt!« Verängstigt von seinem blindwütigen Drängen, seiner Gewalt, schob sie ihn mit aller Kraft von sich, die Hände auf seiner Brust. Verwirrt von ihrem Ton, der vor Angst plötzlich schrill geworden war, und von ihrer Abwehr, trat er einen Schritt zurück; doch aufhören konnte er nicht, ihr Widerstand erregte ihn noch mehr. Er riss sie an sich, und sein Samen bespritzte die weiße Seide ihres langen Rockes.

»Loslassen! Lassen Sie mich los!«, flüsterte sie wieder in ihrem schrillen Ton. Er ließ sie los. Benommen stand er da. Er fingerte an seiner Hose herum und versuchte, den Latz zu schließen. »Ich – es tut mir leid – ich dachte, Sie wollten –«

»Um Gottes willen!«, sagte Vea und besah sich in dem schwachen Licht ihren Rock. Mit spitzen Fingern hielt sie die Falten von sich weg. »Wirklich! Jetzt werde ich mich umziehen müssen.«

Shevek stand schwer atmend da, mit offenem Mund und hängenden Armen; dann machte er auf einmal kehrt und stürzte aus dem Zimmer. Zurück in dem hell erleuchteten Raum der Party torkelte er durch die Menge, stolperte über ein Bein, fand seinen Weg überall von Körpern, Kleidern, Juwelen, Brüsten, Augen, Kerzenflammen, Möbeln versperrt. Schließlich stieß er gegen einen Tisch, auf dem eine silberne Platte voll winziger, mit Fleisch, Sahne und Kräutern gefüllte Pasteten stand, kreisförmig angeordnet, so dass sie eine riesige blasse Blüte bildeten. Shevek rang nach Luft, krümmte sich und erbrach sich über die Platte.

»Ich bringe ihn nach Hause«, sagte Pae.

»Ja, tun Sie das um Himmels willen«, sagte Vea. »Haben Sie ihn gesucht, Saio?«

»Ja, schon ein wenig. Gut, dass Demaere Sie angerufen hat.«

»Ich bin froh, wenn ich ihn los bin!«

»Er wird keine Probleme machen. Liegt im Tiefschlaf draußen im Flur. Darf ich noch mal telefonieren, bevor ich fahre?«

»Schöne Grüße an den Chef«, sagte Vea schelmisch.

Oije war mit Pae zu seiner Schwester gekommen und ging mit ihm wieder fort. Sie setzten sich auf die mittlere Bank der großen Regierungslimousine, die für Pae jederzeit bereitstand, dieselbe, mit der sie Shevek im vorigen Sommer vom Raumhafen abgeholt hatten. Jetzt lag er so, wie sie ihn hatten fallen lassen, auf dem Rücksitz.

»War er den ganzen Tag mit Ihrer Schwester zusammen, Demaere?«

»Offenbar seit Mittag.«

»Gott sei Dank!«

»Warum beunruhigt es Sie so, dass er die Armenviertel sehen könnte? Die Odonier sind ohnehin der Überzeugung, dass wir alle unterdrückte Lohnsklaven sind, was kann es da schaden, wenn er sich ein bisschen bestätigt sieht?«

»Was er sieht oder nicht, ist mir egal. Was wir nicht wollen, ist, dass er gesehen *wird*. Haben Sie denn nicht die Vogelfraßpresse gelesen? Oder die Flugblätter, die letzte Woche in der Altstadt kursierten, über den ›Vorläufer‹? Dieser Mythos – der Eine, der vor dem Millennium kommt – ›ein Fremder, ein Ausgestoßener, ein Verbannter, der in leeren Händen die Zeit trägt, die da kommen soll.‹ Das haben sie zitiert. Der Pöbel ist mal wieder auf die verdammte Apokalypse gestimmt. Die Leute suchen nach einer Galionsfigur. Einem Katalysator. Es wird von Generalstreik geredet. Sie werden es nie lernen. Trotzdem werden wir ihnen eine Lektion erteilen müssen. Verfluchtes, aufsässiges Viehzeug, wir sollten sie in den Krieg gegen Thu schicken, dann wären sie wenigstens noch zu irgendwas nütze.«

Den Rest der Fahrt schwiegen beide.

Der Nachtportier im Professorenhaus half ihnen, Shevek in seine Wohnung zu schaffen. Sie legten ihn aufs Bett. Er begann sofort zu schnarchen.

Oije blieb, um Shevek die Schuhe auszuziehen und ihn zuzudecken. Der Atem des Betrunkenen stank widerlich. Oije trat einen Schritt zurück; die Angst und die Liebe, die Shevek in ihm weckte, strangulierten sich gegenseitig. Finster murmelte er vor ich hin: »Dämlicher Lump.« Dann knipste er das Licht aus und kehrte in das andere Zimmer zurück. Pae stand an Sheveks Schreibtisch und kramte in dessen Papieren.

»Lassen Sie«, sagte Oije. Die Abscheu in seiner Miene wurde stärker. »Kommen Sie. Es ist zwei Uhr morgens. Ich bin müde.«

»Was hat dieser Schweinehund die ganze Zeit gemacht, Demaere? Hier ist noch immer nichts, absolut gar nichts. Ist er eine komplette Niete? Haben wir uns von einem verfluchten Bauerntölpel aus Utopia an der Nase herumführen lassen? Wo ist seine Theorie? Wo ist unser Raumflug ohne Zeitverzug? Wo ist unser Vorteil gegenüber den Hainisch? Seit neun, zehn Monaten füttern wir diesen Schweinehund durch – für nichts!« Trotzdem steckte er einen der Zettel ein, bevor er Oije zur Tür hinaus folgte.

Acht

Anarres

Sie saßen zu sechst draußen am Sportfeld des Nordparks von Abbenay in der Hitze des staubigen, golddurchstrahlten Abends. Alle waren angenehm satt, denn das Essen hatte sich fast den ganzen Nachmittag hingezogen, als Straßenfest, bei dem über offenem Feuer gekocht wurde. Sie feierten Mittsommer, den Tag des Aufstands, im Gedenken an die erste Revolte in Nio Esseia vor fast zweihundert Jahren, im Jahr 740 nach urrasischer Zeitrechnung. Weil der Streik, der schließlich zum Aufstand führte, durch eine Gewerkschaft der Köche und Kellner ausgerufen worden war, wurden an diesem Tag die Köche und Mitarbeiter der Kantinen geehrt und von der Gemeinschaft bekocht. Auf Anarres gab es eine ganze Reihe solcher Feste und Traditionen, die teils aus der Zeit der Besiedlung stammten und teils, wie etwa die Erntefeste und Sonnenwendfeiern, spontan aus den Lebensrhythmen auf dem Planeten entstanden waren, weil Leute, die zusammenarbeiteten, das Bedürfnis hatten, auch zusammen zu feiern.

Alle ließen das Gespräch treiben, wohin es wollte, bis auf Takver. Sie hatte stundenlang getanzt, jede Menge geröstetes Brot und sauere Gurken vertilgt und war ganz aufgedreht. »Warum hat man Kvigot in die Fischereien am Keransee versetzt, wo er wieder von vorne anfangen muss, während Turib hier sein Forschungsprogramm übernimmt?«, fragte sie. Ihr Forschungssyndikat war in ein Projekt integriert worden, das direkt der KPD unterstellt war, und seither war sie sich in vielem mit Bedap einig.

»Weil Kvigot ein guter Biologe ist, der Simas' veralteten Theorien widerspricht, und Turib eine Null ist, die Simas in den Badehäusern den Rücken schrubbt. Wir werden sehen, wer Programmleiter wird, wenn Simas in den Ruhestand geht. Ganz bestimmt Turib. Darauf wette ich.«

»Was heißt das?«, fragte einer, der nicht in der Stimmung für Sozialkritik war.

Bedap, der um die Mitte füllig geworden war und sich deswegen fleißig bewegte, lief eine Runde nach der anderen ums Spielfeld. Die anderen saßen auf einer staubigen Böschung unter Bäumen und bewegten ihre Zungen.

»Das ist ein jotisches Wort«, sagte Shevek. »Ein Spiel mit Wahrscheinlichkeiten, das die Urrasier spielen. Wer richtig rät, bekommt etwas vom Besitz des anderen.« Er hielt sich schon lange nicht mehr an Sabuls Verbot, seine Jotisch-Studien zu erwähnen.

»Wie kommen denn solche Wörter ins Pravic?«

»Durch die Siedler«, sagte eine andere. »Sie mussten als Erwachsene Pravic lernen und haben bestimmt noch lange in der alten Sprache gedacht. Ich habe irgendwo gelesen, dass auch *verflucht* nicht zum pravicschen Wortschatz gehört, sondern ein jotisches Wort ist. Als Farigv die Sprache erfand, hat er die Flüche weggelassen, oder die Rechner haben sie für unnötig befunden.«

»Und was ist *Hölle*?«, fragte Takver. »Früher habe ich gedacht, das Scheißdepot im Ort, wo ich aufgewachsen bin, würde so heißen. ›Geh zur Hölle!‹ Der schlimmste Ort, den man sich vorstellen kann.«

Desar, der inzwischen als Mathematiker eine feste Stelle im Institut hatte und noch immer Sheveks Nähe suchte, sich aber kaum mit Takver unterhielt, sagte auf seine kryptische Art: »Urras.«

»Auf Urras wünscht man jemanden zur Hölle, wenn man ihn verflucht.«

»So wie wenn man hier jemandem wünscht, dass er im Sommer in den Südwesten versetzt wird«, sagte Terrus, ein alter Freund von Takver, der Umweltforscher war.

»Im Jotischen ist es religiös konnotiert.«

»Ich weiß, dass du Jotisch lesen musst, Shev, aber musst du auch Religion lesen?«

»Ein Teil der alten urrasischen Physik ist komplett im religiösen Modus verfasst. Da sind solche Begriffe häufig. Die ›Hölle‹ ist der Ort des absoluten Bösen.«

»Das Dungdepot in Kreistal«, sagte Takver. »Habe ich’s mir doch gedacht.«

Weiß von Staub und schweißtriefend kam Bedap heran und ließ sich keuchend neben Shevek fallen.

»Sag mal was auf Jotisch«, bat Richat, eine Studentin von Shevek. »Wie klingt es denn?«

»Weißt du doch: ›Hölle! Verflucht!‹«

»Hör auf, mich zu beschimpfen«, sagte das Mädchen kichernd, »und sprich einen vollständigen Satz.«

Gutmütig sagte Shevek einen Satz auf Jotisch. »Ich weiß nicht, wie man es richtig ausspricht«, fügte er hinzu, »sondern rate bloß.«

»Was hieß das?«

»*Wenn das Vergehen der Zeit ein Grundempfinden menschlichen Bewusstseins ist, sind Vergangenheit und Zukunft Funktionen des Denkens.* Das ist von Keremcho, einem Präsequentisten.«

»Komisch, sich vorzustellen, dass Leute miteinander reden und man sie nicht versteht!«

»Sie können sich nicht mal untereinander verstehen. Sie sprechen Hunderte von unterschiedlichen Sprachen, diese verrückten Archisten auf

dem Mond …«

»Wasser, Wasser«, keuchte Bedap.

»Es gibt kein Wasser«, sagte Terrus. »Es hat seit achtzehn Dekaden nicht geregnet. Hundertdreiundachtzig Tage, um genau zu sein. Die längste Dürre in Abbenay seit vierzig Jahren.«

»Wenn es so weitergeht, werden wir Urin aufbereiten müssen, wie damals im Jahr 20. Ein Glas Pisse, Shev?«

»Mach keine Witze«, sagte Terrus. »Das ist das dünne Seil, auf dem wir balancieren. Wird es genug regnen? Die Blatternte in Südobern ist schon total verloren. Da ist seit dreißig Dekaden kein Tropfen gefallen.«

Sie blickten alle zum diesigen goldenen Himmel auf. Die gezackten Blätter der Bäume, unter denen sie saßen, große Exoten aus der alten Welt, hingen schlaff an den Zweigen, voll von Staub, gegen die Trockenheit eingerollt.

»Große Dürre nicht wieder«, sagte Desar. »Moderne Entsalzungsanlagen. Verhindern.«

»Die könnten das Problem erleichtern«, sagte Terrus.

In diesem Jahr wurde es auf der nördlichen Halbkugel früh Winter, und er brachte trockene Kälte. Eisiger Wind trieb den Staub durch die breiten, flach bebauten Straßen von Abbenay. In den Badehäusern war das Wasser streng rationiert: Durst und Hunger gingen vor Sauberkeit. Die Nahrung wie die Kleidung der zwanzig Millionen Einwohner von Anarres wurde aus den Blättern, Samen, Fasern und Wurzeln von Holumpflanzen gewonnen. Mit Textilien waren die Warenlager und Depots recht gut versorgt, aber größere Lebensmittelvorräte hatte es nie gegeben. Was an Wasser da war,

wurde dazu verwendet, die Pflanzen am Leben zu erhalten. Der Himmel über der Stadt war wolkenlos und wäre klar gewesen, wäre er nicht gelb vom Staub, der aus den noch trockeneren Gegenden im Süden und Westen heranwehte. Nur wenn der Wind von Norden kam, aus dem Ne-Theras-Gebirge, verzog sich manchmal der gelbe Dunst und hinterließ einen leuchtenden, leeren, dunkelblauen Himmel, der sich im Zenit zu Violett verhärtete.

Takver war schwanger. Meistens war sie schläfrig und sanft gestimmt. »Ich bin ein Fisch«, sagte sie, »ein Fisch im Wasser. Ich bin in dem Baby, das in mir ist.« Doch manchmal war sie von der Arbeit überanstrengt oder nach den kargeren Mahlzeiten in der Kantine noch hungrig. Schwangere, Kinder und Alte konnten sich täglich eine leichte Zusatzmahlzeit holen, eine Brotzeit um elf, aber die verpasste sie häufig, weil der Zeitplan im Labor zu streng war. Sie konnte eine Mahlzeit entbehren, aber die Fische in den Aquarien konnten das nicht. Oft brachten Freunde ihr etwas, das sie sich beim Essen abgespart hatten oder das in ihrer Kantine übriggeblieben war, ein süßes Brötchen oder ein Stück Obst. Sie nahm dankbar alles an, aber hatte weiterhin einen Heißhunger auf Süßigkeiten, und die waren knapp. Wenn sie müde war, wurde sie ängstlich und empfindlich und brauste beim kleinsten Wort auf.

Im Spätherbst vollendete Shevek seine Handschrift der *Prinzipien der Simultanität*. Er gab sie Sabul und bat um eine Druckbewilligung. Sabul behielt sie eine Dekade, zwei Dekaden, drei Dekaden und schwieg. Shevek fragte nach. Sabul behauptete, er sei zu beschäftigt gewesen, um zum Lesen zu kommen. Shevek wartete. Der Winter war halb vorbei. Der trockene Wind blies Tag für Tag, der Boden war gefroren. Alles schien zum Stillstand gekommen zu sein, einem prekären Stillstand, im Warten auf Regen, auf die Geburt.

Das Zimmer war dunkel. In der Stadt waren gerade die Lichter angegangen, klein und schwach unter dem hohen, dunkelgrauen Himmel. Takver kam herein, schaltete die Lampe an und hockte sich im Mantel ans Heizungsgitter. »Oh, ist das kalt! Furchtbar. Meine Füße fühlen sich an, als wäre ich über Gletscher gelaufen. Auf dem Heimweg habe ich vor Schmerzen fast geweint. Zum Kotzen, diese Stiefel! Warum kriegen wir kein anständiges Paar Stiefel hin? Warum sitzt du hier im Dunkeln?«

»Weiß ich nicht.«

»Warst du in der Kantine? Ich habe auf dem Heimweg bei der Sonderausgabe was gegessen. Ich musste noch bleiben, die Kukuri sind geschlüpft, und wir mussten die Jungen aus den Becken fischen, bevor sie von den Alten gefressen wurden. Hast du gegessen?«

»Nein.«

»Nicht muffig sein. Bitte nicht. Nicht heute Abend. Heute darf nichts mehr schiefgehen, sonst muss ich weinen. Ich habe es satt, in einem fort zu flennen. Diese verfluchten Hormone! Ich wünschte, ich könnte mich wie die Fische vermehren, Eier legen, wegschwimmen und basta. Falls ich nicht zurückkomme und sie auffresse … Sitz nicht so stocksteif da wie eine Statue. Das halte ich nicht aus.« Ihr liefen ein paar Tränen über die Wangen, während sie in der warmen Luft vor dem Gitter saß und mit steifen Fingern versuchte, ihre Stiefel aufzuschnüren.

Shevek schwieg.

»Was *ist* denn? Du kannst doch nicht einfach so dasitzen!«

»Sabul hat mich heute zu sich gerufen. Er wird die *Prinzipien* weder zur Veröffentlichung noch für den Export empfehlen.«

Takver ließ den Schnürsenkel los. Sie sah Shevek über die Schulter hinweg an. Schließlich sagte sie: »Was hat er genau gesagt?«

»Sein Gutachten liegt auf dem Tisch.«

Sie stand auf, schlurfte mit einem Stiefel am Fuß zum Tisch und las über die Platte gebeugt, die Hände in den Manteltaschen, was er geschrieben hatte.

»›Seit der Besiedlung von Anarres herrscht in der odonischen Gesellschaft Einmütigkeit darüber, dass es sich bei der Sequenzphysik um die vornehmste Disziplin des chronosophischen Denkens handelt. Egoistische Abweichung von diesem solidarischen Prinzip kann zu nichts anderem führen als fruchtlosem Spinnen von unnützen Hypothesen ohne jede sozialorganische Anwendung, oder aber zur Wiederaufnahme der abergläubisch-religiösen Spekulationen der verantwortungslosen gedungenen Wissenschaftler der Profitstaaten von Urras …‹ Oh, dieser Profiteur! Dieser miese, kleingeistige, eifersüchtige Odo-Nachplapperer! Will er sein Gutachten an den Verlag schicken?«

»Hat er schon.«

Sie zerrte sich den Stiefel vom Fuß. Dabei warf sie mehrmals einen Blick zu Shevek hinüber, aber ging nicht zu ihm hin und machte keine Anstalten, ihn zu berühren. Eine ganze Weile sagte sie gar nichts. Als sie sprach, war ihre Stimme nicht laut und gepresst wie vorher, sondern hatte ihren natürlichen dunklen, pelzigen Klang. »Was wirst du tun, Shev?«

»Es gibt nichts zu tun.«

»Wir drucken das Buch selbst. Gründen ein Drucksyndikat, bringen uns das Setzen bei und machen es.«

»Papier ist strengstens rationiert. Alles, was nicht lebenswichtig ist, verboten. Bloß noch KPD-Veröffentlichungen, bis die Holumbaumplantagen außer Gefahr sind.«

»Und kannst du die Darstellung irgendwie verändern? Das, was du sagst, verkleiden? Mit Sequenzialitätshäppchen garnieren, damit er sie akzeptiert?«

»Man kann nicht Schwarz als Weiß ausgeben.«

Sie fragte nicht, ob er Sabul umgehen oder über seinen Kopf hinweg handeln könnte. Auf Anarres durfte kein Kopf über dem anderen stehen. Es gab keine Umgehungen. Wer mit seinen Syndiks nicht solidarisch zu arbeiten verstand, arbeitete allein.

»Und wenn …« Takver verstummte. Sie stand auf und stellte ihre Stiefel zum Trocknen an die Heizung. Zog den Mantel aus, hängte ihn auf und legte sich einen schweren handgewebten Schal um die Schultern. Setzte sich auf das Schlafpodest und stöhnte dabei auf den letzten Zentimetern leise. Dann sah sie Shevek an, der zwischen ihr und den Fenstern saß und ihr sein Profil zuwandte.

»Und wenn du ihm anbietest, als Koautor zu zeichnen? Wie bei der ersten Abhandlung?«

»Sabul wird seinen Namen nicht für ›abergläubisch-religiöse Spekulationen‹ hergeben.«

»Bist du sicher? Bist du sicher, dass er nicht genau das will? Er hat begriffen, worum es geht und was du geleistet hast. Du hast immer gesagt, er ist gerissen. Er weiß, dass du ihn und seine ganze Sequenzschule in die Verwertungstonne fegst. Aber wenn er mit dir teilen könnte, wenn er das Ansehen teilen könnte? Der ganze Mann besteht doch nur aus Ego. Wenn er sagen könnte, es wäre *sein* Buch …«

Bitter antwortete Shevek: »Genauso gut könnte ich *dich* mit ihm teilen.«

»So darfst du das nicht sehen, Shev. Was wichtig ist, ist das Buch – die Ideen. Hör zu. Wir wollen dieses Kind, das bald geboren wird, als Säugling bei uns behalten, wir wollen es lieben. Aber wenn es aus irgendeinem Grund sterben würde, wenn wir es behielten, und nur in einer Krippe überleben könnte, wenn wir es nie sehen könnten und nicht einmal seinen

Namen erführen – wenn wir das zu entscheiden hätten, was würdest du tun? Das todgeweihte Kind behalten? Oder Leben schenken?«

»Weiß ich nicht«, sagte er. Er stützte den Kopf in die Hände und rieb sich die Stirn. »Ja, natürlich. Ja. Aber dies … Aber ich …«

»Bruder, liebes Herz«, sagte Takver. Sie verschränkte die Hände auf dem Schoß, anstatt sie nach ihm auszustrecken. »Es ist egal, welcher Name auf dem Buch steht. Die Leute werden es wissen. Das Buch ist die Wahrheit.«

»Das Buch bin ich«, sagte er. Dann schloss er die Augen und blieb reglos sitzen. Da trat Takver vorsichtig zu ihm und berührte ihn so sanft, wie sie eine Wunde berührt hätte.

Anfang des Jahres 164 wurde die erste, unvollständige, drastisch redigierte Ausgabe der *Prinzipien der Simultanität* in Abbenay veröffentlicht, als Gemeinschaftswerk von Sabul und Shevek. Damals druckte die KPD nur unentbehrliche Berichte und Anweisungen, doch Sabul hatte Einfluss im Verlag und in der Informationsabteilung der KPD und hatte beide vom Propagandawert des Buches überzeugt. Er behauptete, Urras würde über die Dürre und die Möglichkeit einer Hungersnot auf Anarres frohlocken; die letzte Sendung jotischer Zeitschriften enthalte eine Fülle schadenfroher Vorhersagen über den bevorstehenden Zusammenbruch der odonischen Wirtschaft. Wie wäre das besser zu widerlegen, sagte er, als durch die Veröffentlichung eines bahnbrechenden Werks reinen Denkens, »eines Monuments der Wissenschaft«, wie er in seinem überarbeiteten Gutachten schrieb, »das mitten in Zeiten materieller Not den Beweis für die unauslöschliche Vitalität der odonischen Gesellschaft und ihren Triumph

über den archischen Propertarismus auf jedem Gebiet menschlichen Denkens erbringt«.

Daraufhin wurde das Werk gedruckt; und fünfzehn der dreihundert Exemplare gingen an Bord des jotischen Frachters *Respekt*. Shevek schlug niemals ein Exemplar des gedruckten Buches auf. Doch dem Exportpaket fügte er eine eigenhändige Abschrift des ursprünglichen, vollständigen Manuskript bei. Eine Notiz auf dem Umschlag bat darum, dass es Dr. Atro von der Fakultät der edlen Wissenschaften an der Universität Jeu Eun ausgehändigt würde, mit den besten Grüßen des Verfassers. Er war sich sicher, dass Sabul, der das Paket vor dem Verschicken abnahm, die Beigabe nicht entgehen würde. Ob er das Manuskript entnommen oder in der Sendung gelassen hatte, wusste Shevek nicht. Es konnte sein, dass er es aus Bosheit konfiszierte; es konnte sein, dass er es durchgehen ließ, weil er wusste, dass seine entschärfte Kurzfassung die erwünschte Wirkung auf die urrasischen Physiker verfehlen würde. Shevek gegenüber erwähnte er das Manuskript mit keinem Wort. Und Shevek fragte nicht nach.

In diesem Frühjahr sagte Shevek überhaupt sehr wenig. Er meldete sich zu einem Freiwilligeneinsatz, den Bauarbeiten für eine neue Wasseraufbereitungsanlage in Süd-Abbenay, und war den größten Teil des Tages dort oder bei seinen Vorlesungen. Er wandte sich wieder seinen Forschungen über subatomare Teilchen zu und verbrachte seine Abende oft mit den Teilchenexperten im Beschleuniger oder den Laboren des Instituts. Mit Takver und den Freunden zusammen war er still, sachlich, sanft und kalt.

Takver bekam einen sehr dicken Bauch und bewegte sich wie jemand, der einen großen, schweren Korb mit Wäsche trägt. Sie arbeitete in den Fischlaboren, bis sie einen angemessenen Ersatz für sich gefunden und eingearbeitet hatte; kaum war sie zu Hause, begannen ihre Wehen – mehr

als eine Dekade nach dem Termin. Am Nachmittag kam Shevek. »Hol doch vielleicht die Hebamme«, sagte Takver. »Sag ihr, dass die Wehen alle vier bis fünf Minuten eintreten und nicht rasch schneller werden. Ihr braucht euch also nicht zu beeilen.«

Shevek lief los, und als die Hebamme nicht da war, geriet er in Panik. Die Hebamme und die Blocksanitäterin waren beide außer Haus, und bei beiden hing nicht wie sonst ein Zettel an der Tür, auf dem stand, wo sie zu finden waren. Sheveks Herz begann laut in seiner Brust zu klopfen, und auf einmal sah er alles in schrecklicher Klarheit vor sich. Die fehlende Hilfe war ein böses Omen. Er hatte sich seit dem Winter, seit der Entscheidung über das Buch von Takver zurückgezogen. Sie war immer stiller geworden, passiver, duldsamer. Jetzt verstand er die Passivität: Sie war die Vorbereitung auf ihren Tod. Takver war diejenige, die sich vor ihm zurückgezogen hatte, und er hatte nicht versucht, ihr zu folgen. Er hatte nur auf die Bitterkeit im eigenen Herzen geschaut und weder ihre Angst gesehen noch ihren Mut. Er hatte sie in Ruhe gelassen, weil er seine Ruhe haben wollte, und so war sie immer weiter weggegangen, zu weit, und würde nun allein weitergehen bis in die Ewigkeit.

Er lief zur nächsten Klinik und traf so atemlos und mit so weichen Knien dort ein, dass man glaubte, er habe einen Herzinfarkt. Er erklärte seine Not. Man schickte nach einer anderen Hebamme und sagte, er solle nach Hause gehen und der Partnerin beistehen. Auf seinem Heimweg wuchs mit jedem Schritt die Panik, die Angst, die Sicherheit, dass er Takver verlieren würde.

Doch als er da war, konnte er sich nicht zu Takver knien und sie um Vergebung bitten, wie er es sich so verzweifelt wünschte. Takver hatte keine Zeit für rührende Szenen; sie war beschäftigt. Sie hatte das Schlafpodest von allem außer einem sauberen Laken freigeräumt und war dabei, ein Kind auf die Welt zu bringen. Sie jammerte und schrie nicht,

denn sie spürte keine Schmerzen, sondern bewältigte jede neue Wehe mit Hilfe von Muskel- und Atemkontrolle und stieß am Ende ein lautes *Huuff* aus, das so klang, als würde jemand mit äußerster Anstrengung eine schwere Last heben. Shevek hatte noch nie erlebt, dass eine Arbeit dermaßen sämtliche physische Kraft beanspruchte.

Bei einem solchen Einsatz konnte er nicht zuschauen, ohne helfen zu wollen. Er konnte sie stützen und ihr mehr Halt geben, wenn sie ihn brauchte. Das entdeckten sie rasch durch Herumprobieren und blieben dabei, als die Hebamme kam. Takver gebar in der Hocke, das Gesicht an Sheveks Schenkel gepresst, die Hände an seine stützenden Arme geklammert. »Da ist es ja«, sagte die Hebamme leise und fing das schleimige, aber erkennbar menschliche Geschöpf, das herauskam, auf. Takver atmete laut weiter, stoßweise wie eine Maschine. Dann kam ein Blutschwall gefolgt von einer amorphen Masse, die nicht menschlich, nicht lebendig war. In Shevek erwachte die Angst, die er vergessen hatte, mit doppelter Macht. Was er sah, war der Tod. Takver hatte seine Arme losgelassen und lag zusammengesunken zu seinen Füßen, ganz still und schlaff. Voll Entsetzen beugte er sich zu ihr hinunter.

»Geschafft«, sagte die Hebamme, »hilf ihr, ein Stück beiseitezurücken, damit ich saubermachen kann.«

»Ich möchte mich waschen«, sagte Takver schwach.

»Hier, hilf ihr dabei. Da ist ein steriles Hemd – dort.«

»Uäh«, weinte eine andere Stimme.

Das Zimmer schien voller Menschen zu sein.

»Und jetzt«, sagte die Hebamme, »gib ihr das Kind wieder, leg es ihr an die Brust, damit das Blut gestillt wird. Ich will kurz die Plazenta in die Klinik bringen und einfrieren. In zehn Minuten bin ich wieder da.«

»Wo ist … wo ist das …«

»In der Wiege!«, sagte die Hebamme und ging. Shevek trat an das Bettchen, das seit vier Dekaden fertig in der Ecke stand, und dort lag das Baby. Die Hebamme hatte inmitten der Hektik Zeit gefunden, den Säugling zu waschen und ihm sogar ein Hemdchen überzuziehen, so dass er nicht mehr so glitschig und fischartig war wie beim ersten Anblick. Der Nachmittag war in den Abend übergegangen, ebenfalls seltsam schnell und ohne dass er bemerkt hatte, wie die Zeit verging. Das Licht brannte. Shevek nahm das Kind hoch, um es Takver zu bringen. Das Gesicht war unfassbar klein, mit großen, unendlich zarten geschlossenen Augenlidern. »Gib her«, sagte Takver. »Oh, mach schnell, bitte, gib es mir.«

Er trug es durch das Zimmer und legte es Takver ganz vorsichtig auf den Bauch. »Ah!«, sagte sie leise, ein Ausdruck reiner Freude.

»Was ist es?«, fragte sie nach einer Weile schläfrig.

Shevek saß neben ihr auf der Kante des Schlafpodests. Er sah vorsichtig nach und war ein wenig überrascht von der Länge des Hemds und der Kürze der Beinchen. »Ein Mädchen!«

Die Hebamme kam wieder und räumte im Zimmer auf. »Ihr habt das ausgezeichnet gemacht«, lobte sie beide. Sie nickten leise. Schon im Gehen, sagte sie: »Ich schau morgen Vormittag wieder vorbei.« Da waren das Baby und Takver bereits eingeschlafen. Shevek legte seinen Kopf dicht neben Takvers. Der gewohnte, angenehm dunkle Geruch ihrer Haut hatte sich verändert; er war jetzt wie ein Parfüm, schwer und schwach, schlafgetränkt. Sie lag mit dem Kind an der Brust auf der Seite. Ganz vorsichtig legte er einen Arm um sie, und dann schlief auch er in dem lebensgetränkten Zimmer ein.

Odonier gingen an die Monogamie genauso heran wie an andere gemeinschaftliche Unternehmen, ein Ballett vielleicht, oder eine Seifenfabrik. Die Partnerschaft wurde freiwillig eingegangen, als Zusammenschluss wie jeder andere. Solange sie funktionierte, war es gut, und wenn sie nicht mehr funktionierte, wurde sie beendet. Sie war keine Institution, sondern eine Funktion. Sie war durch nichts sanktioniert als das individuelle Bewusstsein.

Das entsprach vollkommen der odonischen Gesellschaftstheorie. Das Versprechen – auch auf unbeschränkte Zeit – war in Odos Denken fest verankert, und das galt selbst für solche, die auf unbeschränkte Zeit gegeben wurden. Man könnte meinen, ihr Beharren auf der Freiheit zur Veränderung müsse der Idee des Versprechens oder Schwures zuwiderlaufen, aber das Gegenteil war der Fall: Die Freiheit verlieh dem Versprechen Bedeutung. Ein Versprechen ist eine Richtung, die eingeschlagen wird, eine freiwillige Selbstbeschränkung. Wird keine Richtung eingeschlagen, kein Ziel verfolgt, wird es auch keine Veränderung geben, hatte Odo gesagt. Die Freiheit, eine Entscheidung zu treffen und sich zu verändern, bliebe ungenutzt, ganz so, als säße man im Gefängnis, einem selbsterrichteten Gefängnis, einem Labyrinth, in dem kein Weg besser ist als ein anderer. Von daher also waren das Versprechen, das Gelöbnis, der Treuebegriff für Odo zu ganz wesentlichen Elementen in der Komplexität der Freiheit geworden.

Auf das Sexualleben sei dieser Treuebegriff nicht anzuwenden, meinten viele Leute. Odos Weiblichkeit habe sie dazu verleitet, echte sexuelle Freiheit abzulehnen; in diesem Fall habe Odo anders als überall sonst nicht für Männer geschrieben. Die Kritik wurde von Männern wie Frauen gleichermaßen geäußert, so dass es schien, als wäre es weniger die Männlichkeit, die Odo nicht bedacht hatte, als einen ganzen Teil der

Menschheit, für die das Experiment das Herz des sexuellen Vergnügens bildet.

Da es sich bei der menschlichen Spezies, wenn schon nicht um eine Spezies der lebenslangen Paarbindung, so doch um eine der zeitweiligen Bindungen handelte, hätte Odo diese Leute vielleicht nicht verstanden und vermutlich als propertäre Abweichungen von der Norm gesehen. Gleichwohl aber hatte sie besser für die Abwechslungsfreudigen vorgesorgt als für diejenigen, die eine langfristige Partnerschaft anstrebten. Es gab weder Gesetze noch Beschränkungen, Nachteile, Strafen oder andere Sanktionen zur Ahndung von Sexualpraktiken, ausgenommen die Vergewaltigung von Frauen und Kindern. In diesen Fälle wurde die Vergeltung häufig von den Nachbarn des Vergewaltigers übernommen, wenn er sich nicht sofort in die sanfteren Hände eines Therapiezentrums begab. Doch in einer Gesellschaft, in der vollständige Bedarfsdeckung von Pubertät an die Norm war und die einzige Beschränkung für sexuelle Betätigung in einem milden Druck zur Zurückgezogenheit bestand, einer Form des Anstands, die durch die Gemeinschaftlichkeit des Lebens diktiert wurde, war Missbrauch ein äußerst seltenes Phänomen.

Wenn Leute hingegen eine Partnerschaft einzugehen oder über lange Zeit zu erhalten suchten, sei sie gleichgeschlechtlich oder heterosexuell, stießen sie auf Schwierigkeiten, von denen jene, die mit Gelegenheitssex zufrieden waren, keine Ahnung hatten. Sie mussten nicht nur mit Eifersucht und besitzergreifenden Attitüden und den anderen Leiden fertig werden, für die monogame Verbindungen einen so fruchtbaren Nährboden bieten, sondern auch mit den äußeren Zwängen der sozialen Organisation. Ein Paar, das sich auf eine Partnerschaft einließ, tat es in dem Wissen, dass es jederzeit durch die Erfordernisse der Arbeitsverteilung getrennt werden konnte.

ArTei, die Zentralvergabe für Arbeitsteilung, war bemüht, Paare zusammenzulassen beziehungsweise auf Verlangen so rasch wie möglich wieder zusammenzuführen; aber das war nicht immer machbar, bei dringenden Einsätzen etwa, und keiner erwartete von der ArTei, dass sie deswegen ganz neue Listen aufstellte oder Rechner umprogrammierte. Die Anarresen wussten, dass sie, um zu überleben und um das Leben zu bestehen, bereit sein mussten, dorthin zu gehen, wo sie gebraucht wurden, und die Arbeit auf sich zu nehmen, die getan werden musste. Die Verteilung der Arbeit war für sie von Kind an ein wesentlicher Lebensfaktor, eine unmittelbare, permanente gesellschaftliche Notwendigkeit; während partnerschaftliche Zweisamkeit eine persönliche Angelegenheit war, eine Möglichkeit, die sich dem größeren Ganzen unterzuordnen hatte.

Doch wenn zwei freiwillig einen Weg einschlagen und von ganzem Herzen zusammen gehen wollen, kann es scheinen, als diente alles ihrem Fortkommen. Und so half eine mögliche oder tatsächliche Trennung häufig, die Treue der Partner zu stärken. Sich in einer Gesellschaft, die weder moralische noch rechtliche Sanktionen für Untreue kannte, aus freiem Willen für wahre Treue zu entscheiden und sich daran auch in den freiwillig hingenommenen Trennungszeiten zu halten, die jederzeit kommen und manchmal Jahre andauern konnten, war eine beträchtliche Herausforderung. Doch der Mensch liebt Herausforderungen und findet Freiheit im Kampf gegen Widerstände.

Im Jahr 164 bekamen viele Menschen, die diese Art der Freiheit noch nie gesucht hatten, einen Geschmack von ihr und fanden Gefallen an dem Gefühl, sich gegen Gefahren wehren und bewähren zu müssen. Die Dürre, die im Sommer 163 eingesetzt hatte, dauerte den Winter hindurch an. Im Sommer 164 herrschten Entbehrungen. Wenn die Dürre fortdauerte, drohte eine Katastrophe.

Die Rationierungen waren streng, Noteinsätze unumgänglich. Der Kampf um die Produktion und die Verteilung von Lebensmitteln nahm verzweifelte Formen an. Aber die Leute waren keineswegs verzweifelt. Odo hatte geschrieben: »Ein Kind, das von der Schuld des Besitzes und der Last wirtschaftlicher Konkurrenz frei ist, wird mit der Bereitschaft aufwachsen, das zu tun, was nötig ist, und die Fähigkeit haben, sich daran zu freuen. Nur sinnlose Arbeit beschwert das Herz. Die Freude der stillenden Mutter, des Gelehrten, des erfolgreichen Jägers, des guten Kochs, des geschickten Handwerkers – die Freude aller, die notwendige Arbeit verrichten und es gut machen, ist womöglich die nachhaltigste Quelle menschlicher Liebe und des Gesellschaftstriebs überhaupt.« Freude dieser Art war jenen Sommer in Abbenay ständig zu spüren. Die Arbeit konnte noch so hart sein, alle waren mit Fröhlichkeit dabei und stets bereit, jede Sorge zu vergessen, sobald getan war, was getan werden konnte. Das alte Schlagwort Solidarität war wieder in aller Munde. Zu erleben, dass das Band doch stärker war als alles, was es bedrohte, machte froh.

Im Frühsommer hängte die KPD Plakate aus, die alle dazu aufriefen, ihre Arbeitstage um eine Stunde oder mehr zu verkürzen, da die in den Kantinen ausgegebene Proteinmenge nicht mehr für einen vollen Krafteinsatz reiche. Die mitreißende Geschäftigkeit in den Straßen der Stadt hatte schon vorher nachzulassen begonnen. Nun bummelten Leute, die früh Feierabend machten, über die Plätze, spielten in den ausgedörrten Parks Boule, saßen vor Werkstätten und plauderten mit Passanten. Es waren sichtlich weniger Menschen in der Stadt, da mehrere tausend Bewohner sich freiwillig zur Soforthilfe in der Landwirtschaft gemeldet hatten oder entsandt worden waren. Doch allseitiges Vertrauen linderte Angst und Sorge. »Wir helfen einander durch«, versprach man sich gelassen. Und unter dieser Oberfläche strömte Bereitschaft zu lebendigem Handeln. Als

die Brunnen in der nördlichen Vorstadt versiegten, wurden von Freiwilligen, die ihre freie Zeit dafür hergaben, Behelfsleitungen aus anderen Vierteln dorthin verlegt. Fachkräfte wie Ungelernte, Erwachsene wie Jugendliche packten zu, und die Arbeit war in dreißig Stunden erledigt.

Gegen Ende des Sommers wurde Shevek nach Südobern verschickt, zu einem landwirtschaftlichen Noteinsatz in der Gemeinde Rotquellen. Nach einigen Regenfällen zur Zeit der Äquatorialstürme wollte man dort möglichst rasch viel Holumgetreide anbauen und ernten, bevor die Dürre wieder einsetzte.

Er hatte mit einem Noteinsatz gerechnet, da sein Bauauftrag erledigt war und er sich in die zentrale Liste der verfügbaren Arbeitskräfte eingetragen hatte. Den ganzen Sommer hatte er nichts getan, als seine Lehrveranstaltungen abzuhalten, weiterzulesen, sich an allen Freiwilligeneinsätzen in seinem Block und in der Stadt zu beteiligen und bei Takver und dem Baby zu sein. Takver war nach fünf Dekaden halbtags in ihr Labor zurückgekehrt. Als stillende Mutter hatte sie bei den Mahlzeiten ein Anrecht auf extra Protein- und Kohlenhydratportionen und machte davon auch stets Gebrauch; die Freunde konnten ihr nichts mehr abgeben, sie bekamen inzwischen selbst kaum genug. Takver war dünn, aber wohlauf, und das Baby klein, aber gesund.

Shevek hatte viel Freude an dem Kind. Wenn er es vormittags allein versorgte (sie brachten das Baby nur in die Krippe, wenn er unterrichtete oder zu Freiwilligeneinsätzen eingeteilt war), genoss er das Gefühl, gebraucht zu werden, die Last und den Lohn des Elterndaseins. Das Baby war aufgeweckt und empfänglich und bot ihm das perfekte Publikum für die verbalen Höhenflüge, deren er sich sonst enthielt, seine verrückte Ader, wie Takver zu sagen pflegte. Er nahm die Kleine auf den Schoß und hielt ihr wilde kosmologische Vorträge, in denen er ihr erklärte, dass Zeit von

außen nach innen gekehrter Raum und das Chronon mithin das ausgestülpte Innere des Quantums und die Entfernung eine akzidentielle Eigenschaft des Lichts sei. Er bedachte sie mit extravaganten, ständig wechselnden Spitznamen und rezitierte alberne Merkverse: Die Zeit ist titanisch. Die Zeit ist tyrannisch, manisch-mechanisch, manisch-organisch – Buff! Und bei Buff flog sie quietschend und fäustchenwedelnd ein kleines Stück in die Luft. An diesen Übungen fanden beide großen Gefallen. Als seine Einbestellung kam, fühlte er sich zerrissen. Er hatte auf eine Arbeit in der Nähe von Abbenay gehofft, nicht um die halbe Welt in Südobern. Doch zugleich mit der unangenehmen Pflicht, Takver und die Kleine für sechzig Tage zu verlassen, kam auch das sichere Gefühl, dass er zu ihnen zurückkehren würde. Solange er das hatte, kannte er keine Klagen.

Am Abend vor seiner Abreise kam Bedap und aß mit ihnen im Institutsrefektorium. Hinterher gingen sie zusammen aufs Zimmer. Sie saßen bei offenen Fenstern, ohne Licht, in der warmen Nacht und redeten. Bedap, der seine Mahlzeiten in einer kleinen Kantine einnahm, in der es für die Köche nicht schwer war, auf Sonderwünsche einzugehen, hatte eine Dekade lang seine Sondergetränkration aufgespart und für eine Literflasche Obstsaft eingelöst. Stolz holte er sie hervor: ein Abschiedsfest. Sie reichten den Saft herum und ließen ihn sich genüsslich auf der Zunge zergehen. »Wisst ihr noch«, fragte Takver, »wie viel es an dem Abend, bevor du aus Nordniedern weggingst, zu essen gab? Ich habe acht von diesen Pfannkuchen vertilgt.«

»Damals hast du dein Haar kurz getragen«, sagte Shevek, von der Erinnerung überrascht, die er noch nie mit Takver zusammengebracht hatte. »Das warst du doch?«

»Wer soll es sonst gewesen sein?«

»Verflucht, was warst du damals für ein Kind!«

»Du auch. Das ist zehn Jahre her. Ich hatte mir die Haare abgeschnitten, um anders und interessant auszusehen. Hat mir wahnsinnig viel genützt!« Sie stieß ihr lautes, fröhliches Lachen aus und unterdrückte es rasch, um die Kleine nicht zu wecken, die hinter dem Schirm in ihrer Wiege schlief. Doch wenn sie einmal schlief, war sie durch nichts zu stören. »Ich wollte früher so unbedingt anders sein. Warum bloß?«

»Es gibt einen Punkt um die zwanzig«, sagte Bedap, »wo man sich entscheiden muss, ob man für den Rest des Lebens so sein will wie alle anderen oder ob man seine Eigenheiten zur Tugend machen soll.«

»Oder sich zumindest mit ihnen abfinden«, sagte Shevek.

»Shevek ist auf dem Abfindungstrip«, sagte Takver. »Das Alter macht resignativ. Es muss schrecklich sein, dreißig zu werden.«

»Mach dir keine Sorgen, du wirst auch mit neunzig noch nicht resigniert sein«, sagte Bedap und klopfte ihr auf den Rücken. »Hast du dich denn nun mit dem Namen deines Kindes abgefunden?«

Die fünf oder sechs Buchstaben langen Namen, die vom Rechner der Zentralregistratur jeweils an nur eine lebende Person ausgegeben wurden, ersetzten die Zahlen, die eine rechnerbasierte Gesellschaft sonst an ihre Mitglieder vergeben musste. Ein Anarrese brauchte keinen anderen Ausweis als seinen Namen. Daher wurde dieser als wichtiger Teil der Person empfunden, obwohl man ihn sich ebenso wenig aussuchen konnte wie seine Nase oder Körpergröße. Takver missfiel der Name, den das Baby bekommen hatte, Sadik. »Er klingt wie ein Mund voll Schottersteine«, sagte sie. »Er *passt* nicht zu ihr.«

»Ich mag ihn«, sagte Shevek. »Er klingt nach einem großen schlanken Mädchen mit langem schwarzem Haar.«

»Aber sie ist ein kleines dickes Mädchen mit unsichtbarem Haar«, bemerkte Bedap.

»Lass ihr Zeit, Bruder! Hört zu. Ich will eine Rede halten.«

»Eine Rede! Eine Rede!«

»Pssst …«

»Wozu? Euer Kind würde nicht mal eine Katastrophe wecken.«

»Seid still. Jetzt wird’s gefühlig.« Shevek hob sein Glas mit dem Obstsaft. »Ich will sagen … Was ich sagen will, ist dies, ich bin froh, dass Sadik jetzt geboren ist. In einem schweren Jahr, in einer schweren Zeit, in der wir unsere Brüderlichkeit brauchen. Ich bin froh, dass sie jetzt geboren wurde, und hier. Ich bin froh, dass sie eine von uns ist, eine Odonierin, unsere Tochter und unsere Schwester. Ich bin froh, dass sie Bedaps Schwester ist. Dass sie Sabuls – selbst Sabuls! – Schwester ist. Und ich trinke auf die Hoffnung: dass Sadik, solange sie lebt, ihre Schwestern und Brüder genau so von Herzen lieben wird, wie ich es heute Abend tue. Und dass es wieder regnen wird …«

Die KPD, Hauptnutzer von Funk, Telefon und Post, koordinierte die Möglichkeiten zur Fernkommunikation ebenso wie die Transportmittel für Fernreisen und Versand. Da es auf Anarres kein »Geschäftsleben« gab, das mit Hilfe von Marketing, Werbung, Investitionen, Spekulationen und so weiter operierte, bestand die Post im Wesentlichen aus Korrespondenz zwischen Industrie- und Fachsyndikaten sowie deren Direktiven und Rundschreiben, aus den Bekanntmachungen der KPD und einer kleinen Anzahl persönlicher Briefe. Als Mitglieder einer Gesellschaft, in der alle jederzeit dort hinziehen konnten, wo sie wollten, unterhielten die Anarresen Freundschaften zumeist dort, wo sie waren, und nicht, wo sie früher gewesen waren. Man telefonierte innerhalb von Ortschaften wenig; sie

waren nicht sehr groß. Und dank der »Blocks«, der semiautonomen Wohnviertel, in denen man alles Notwendige und alle, zu denen man wollte, zu Fuß erreichen konnte, hielten sich die Leute selbst in Abbenay an dieses regionale Muster. Deshalb waren die meisten Anrufe Ferngespräche und wurden durch die KPD vermittelt. Persönliche Anrufe mussten zuvor per Post verabredet werden, sonst konnte man nur Botschaften übermitteln, die man in der KPD-Zentrale abgab. Briefe wurden unverschlossen versandt, nicht etwa, weil es gesetzlich verlangt war, natürlich nicht, sondern aus Konvention. Da persönliche Kommunikation über weite Entfernungen Material und Arbeit kostete und es keinen Unterschied zwischen privater und öffentlicher Ökonomie gab, war man allgemein stark gegen unnötige Telefonate und Korrespondenzen eingestellt. Sie galten als profane Gewohnheit und hatten einen Ruch von Privatismus und Egoismus. Hatte man Glück, wurde ein Brief mit einem Postluftschiff der KPD befördert, und andernfalls mit einem Güterzug. Irgendwann landete er im Postdepot des angeschriebenen Ortes und blieb, weil es keine Briefträger gab, so lange dort liegen, bis jemand dem Adressaten Bescheid sagte und dieser ihn abholte.

Was nötig war oder nicht, das entschied allerdings jeder Einzelne für sich. Shevek und Takver schrieben sich regelmäßig ungefähr einmal in der Dekade. Er schrieb:

> Die Fahrt war nicht schlecht, drei Tage mit einem durchgehenden Schienenbus. Das hier ist ein großer Einsatz, angeblich mit dreitausend Leuten. Die Auswirkungen der Dürre sind hier viel schlimmer. Nicht die Kürzungen, das Essen in der Kantine ist genauso rationiert wie in Abbenay, nur dass wir hier täglich zu beiden Mahlzeiten gekochten Garakohl bekommen, weil es einen Überschuss gibt. Auch wir haben ihn allmählich über. Aber die wirkliche Qual hier ist das Klima. Wir sind hier mitten im Staub. Die Luft ist trocken, und immer weht der Wind. Es gibt kurze Regenschauer, doch binnen einer Stunde nach dem Schauer lockert sich der Boden wieder und gibt den Staub frei. In diesem Jahr hat es nicht einmal halb so viel Regen gegeben wie sonst. Alle beim Projekt haben aufgeplatzte Lippen, Nasenbluten, gereizte Augen und Husten. Viele der Leute, die in Rotquellen leben, leiden am Staubhusten. Die

Säuglinge sind besonders arm dran, man sieht viele mit Haut- und Augenentzündungen. Ich frage mich, ob mir das vor einem halben Jahr aufgefallen wäre. Das Elternsein schärft den Blick. Die Arbeit ist bloß Arbeit, und alle sind gute Kameraden, aber der trockene Wind ist anstrengend. Gestern Abend habe ich an die Ne Theras gedacht, und nachts rauschte der Wind wie der Bach. Ich werde diese Trennung nicht bereuen. Sie hat mir die Augen dafür geöffnet, dass ich angefangen hatte, weniger zu geben, so als würde ich dich besitzen und du mich und als gäbe es nichts mehr zu tun. Dabei hat die Realität nichts mit Besitz zu tun. Mit unserem Tun unterstreichen wir die Ganzheit der Zeit. Erzähl mir, was Sadik macht. An den freien Tagen leite ich einen Kurs für Leute, die darum gebeten haben. Ein Mädchen ist eine mathematische Naturbegabung – ich werde sie dem Institut empfehlen. Dein Bruder Shevek.

Takver schrieb an ihn:

Etwas ganz Seltsames macht mir Sorgen. Vor drei Tagen wurden die Vorlesungen für das 3. Quartal ausgehängt, und als ich nachsehen wollte, wie dein Stundenplan im Institut sein wird, waren für dich weder Zeiten noch Räume eingetragen. Weil ich dachte, man habe dich irrtümlich ausgelassen, bin ich zum Mitarbeitersyndikat gegangen, wo mir gesagt wurde, ja, sie wollten dir die Geo-Vorlesung geben. Also bin ich ins Inst.-Koord.-Büro, zu der Alten mit der Nase, und sie wusste nichts, nein nein, ich weiß nichts, geh zur Zentralvergabe! Das ist Unsinn, habe ich gesagt und bin zu Sabul gegangen. Aber er war nicht in der Phys., und ich habe ihn bis jetzt noch nicht gesehen, obwohl ich noch zweimal da war. Mit Sadik, die von Terrus eine wunderbare weiße Mütze aus aufgeribbeltem Garn gestrickt bekommen hat und damit absolut bezaubernd aussieht. Ich will Sabul auf keinen Fall in seinem Zimmer oder Wurmloch oder wo immer er wohnt aufsuchen. Vielleicht ist er zu einem Freiwilligeneinsatz unterwegs, haha! Vielleicht solltest du im Institut anrufen und in der ArTei-Zentralvergabe nachfragen, aber du stehst noch immer nicht auf der Liste. Die Leute dort waren ganz nett, aber die Alte mit der Nase ist ineffizient und alles andere als hilfsbereit, und keiner zeigt Interesse. Bedap hat recht, wir haben zugelassen, dass uns die Bürokratie über den Kopf wächst. Bitte komm zurück (wenn es sein muss mit dem weiblichen Mathegenie), eine Trennung ist ja wirklich lehrreich, aber die Lehre, die ich mir wünsche, ist deine Nähe. Ich bekomme täglich einen halben Liter Obstsaft und Kalkzuteilungen, weil meine Milch knapp wurde und S. so viel geschrien hat. Die guten alten Ärzte!! Alles, immer, T.

Dieser Brief erreichte Shevek nie. Er war aus Südobern abgereist, bevor er im Postdepot von Rotquellen eintraf.

Die Entfernung von Rotquellen nach Abbenay betrug rund 2500 Meilen. Ein Alleinreisender hätte sich einfach an die Straße gestellt, da alle

Transportfahrzeuge so viele Fahrgäste mitnahmen, wie hineinpassten; doch weil vierhundertfünfzig Leute zu ihren regulären Stellen im Nordwesten zurückbefördert wurden, wurde ihnen ein Zug zur Verfügung gestellt. Er bestand aus Personenwagen oder zumindest Waggons, die im Moment für den Personentransport benutzt wurden. Am wenigsten beliebt war der Güterwaggon, in dem kurz zuvor eine Ladung Räucherfisch befördert worden war.

Durch die einjährige Dürre waren die üblichen Transportmittel erschöpft, obwohl die Transportarbeiter sich nach Kräften bemühten, die Nachfrage zu bedienen. Sie bildeten die größte Föderative in der odonischen Gesellschaft: selbstorganisiert natürlich, in regionalen Syndikaten, deren Repräsentanten sich untereinander koordinierten und mit den lokalen Zweigstellen und der Zentrale der KPD absprachen. Das von den Transportföderativen aufrechterhaltene Netz war für normale Zeiten und kleinere Notfälle ausgelegt: Es war effizient, flexibel, rasch an unterschiedliche Bedürfnisse anzupassen, und die Transportsyndiks waren sehr stolz auf ihren Zusammenhalt und ihre Leistungsfähigkeit. Ihren Lokomotiven und Luftschiffen gaben sie Namen wie *Unverzagt*, *Unverwüstlich, Windfresser*; und sie hatten Wahlsprüche wie: Wir kommen immer an. – Uns ist nichts zu viel! Doch als nun ganze Regionen des Planeten von unmittelbarer Hungersnot bedroht waren, wenn es nicht gelang, Lebensmittel aus anderen Regionen herbeizuschaffen und Unmengen von Arbeitern zu ihren Noteinsätzen zu befördern, waren die Netze überlastet. Es gab nicht genügend Fahrzeuge; es gab nicht genügend Fahrzeugführer. Die Föderative setzte alles ein, was Räder und Flügel hatte, und Lehrlinge, Ruheständler, Freiwillige und Notdienstleistende halfen, die Lastwagen, Züge, Schiffe, Häfen und Betriebshöfe in Gang zu halten.

Da sämtliche Versorgungszüge Vorrang hatten, fuhr Sheveks Zug immer nur kurze Strecken und hielt dann wieder für längere Zeit an. Dann blieb er zwanzig Stunden komplett stehen. Ein überarbeiteter oder nicht ausreichend geschulter Fahrdienstleiter hatte einen Fehler gemacht, und es war vor ihnen auf der Strecke zu einem Unfall gekommen.

Weder in den Lagern noch in der Kantine des kleinen Ortes, in dem der Zug hielt, gab es überschüssige Lebensmittel. Es war kein Bauern-, sondern ein Industrieort, in dem Beton und Schaumstein hergestellt wurden, erbaut an einer Stelle, wo Kalkvorkommen und ein schiffbarer Fluss zusammentrafen. Man hatte Gemüsegärten, war jedoch für alle anderen Nahrungsmittel vom Transport abhängig. Wenn die 450 Menschen im Zug aßen, gingen die 160 Einwohner leer aus. Idealerweise würden sich alle das Essen teilen, alle halb verhungern oder halb satt werden. Wären in dem Zug 50 oder auch 100 Leute gewesen, hätte ihnen die Gemeinde bestimmt mindestens eine Fuhre Brot gebacken. Aber 450! Wenn sie so vielen etwas gaben, würden sie tagelang nichts mehr haben. Und wann würde der nächste Versorgungszug eintreffen? Und wie viel Getreide würde er geladen haben? Die Leute gaben nichts.

Und die Reisenden, die an dem Tag schon kein Frühstück bekommen hatten, fasteten 60 Stunden. Sie bekamen erst etwas zu essen, als die Strecke wieder frei war und ihr Zug nach weiteren 150 Meilen einen Bahnhof erreichte, in dem es ein Refektorium für Fahrgäste gab.

Für Shevek war es das erste Mal, das er Hunger erlebte. Er hatte manchmal während der Arbeit gefastet, weil er zum Essen keine Lust hatte, aber er hatte immer zwei Mahlzeiten am Tag bekommen können: so sicher wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Er hatte nie einen Gedanken daran verschwendet, wie es wohl wäre, darauf verzichten zu müssen. In seiner Gesellschaft, seiner Welt, musste niemand darauf verzichten.

Während er immer hungriger wurde und der Zug Stunde um Stunde auf dem Abstellgleis zwischen einem zerklüfteten, staubigen Steinbruch und einer stillgelegten Fabrik stand, bewegten ihn düstere Gedanken über die Realität des Hungers und die Möglichkeit, dass seine Gesellschaft nicht fähig sein würde, eine Hungersnot zu überstehen, ohne die Solidarität aufzugeben, die ihre Stärke ausmachte. Wenn genug da war, selbst nur knapp genug, fiel das Teilen leicht. Aber was passierte, wenn es nicht genug gab? Dann kam Macht ins Spiel; Stärke, die auf Recht pochte; Macht und ihr Werkzeug, die Gewalt, und ihr treuester Verbündeter, der abgewandte Blick.

Der Unmut der Reisenden über die Ortsansässigen wurde zunehmend bitterer, aber weniger unheimlich als das Verhalten der Bewohner – diese Art, sich mit »ihrem« Eigentum hinter »ihren« Wänden zu verstecken und den Zug zu ignorieren, ja nicht einmal anzuschauen. Shevek war nicht der einzige Fahrgast, der niedergedrückt war. Neben dem stehenden Zug lief eine lange Unterhaltung mit wechselnden Teilnehmern, die uneins oder einig waren und in der es um das gleiche Thema ging, das ihn beschäftigte. Jemand schlug allen Ernstes vor, die Gemüsegärten zu plündern. Darüber wurde erregt diskutiert, und hätte der Zug nicht endlich zur Abfahrt geblasen, wäre der Plan möglicherweise umgesetzt worden.

Doch als er schließlich nach langer Fahrt in den Bahnhof kroch und sie eine Mahlzeit bekamen – einen halben Laib Holumbrot und einen Teller Suppe –, schlug die gedrückte Stimmung um in Euphorie. Beim Auslöffeln merkte man, dass die Suppe ziemlich dünn war, aber das erste Kosten, der erste Geschmack war wunderbar gewesen, dafür hatte sich das lange Fasten gelohnt. Darin waren sich alle einig. Lachend und scherzend stiegen sie wieder in den Zug. Sie hatten die Sache gemeinschaftlich durchgestanden.

Am Äquatorberg stiegen die Reisenden aus Abbenay in einen Lastwagenkonvoi um, der sie die letzten fünfhundert Meilen mitnahm. Sie erreichten die Stadt an einem windigen Frühherbstabend. Es war fast Mitternacht; die Straßen waren leer. Der Wind fuhr hindurch wie ein rasender, trockener Fluss. Über den schummrigen Straßenlaternen leuchteten hell und zittrig die Sterne. Der trockene Herbstwind und die Leidenschaft trieben Shevek durch die Straßen. Fast im Laufschritt, allein in der dunklen Stadt, legte er die drei Meilen bis in den nördlichen Vorort zurück. Die Treppe zum überdachten Eingang nahm er drei Stufen auf einmal, rannte durch den Flur, kam an die Tür, machte sie auf. Das Zimmer war dunkel. In den dunklen Fenstern brannten Sterne. »Takver!«, rief er und hörte die Stille. Und dort im Dunkeln, in der Stille, noch bevor er Licht machte, erfuhr er auf einen Schlag, was Einsamkeit hieß.

Nichts war weg. Es gab nichts, was hätte weg sein können. Nur Takver und Sadik waren verschwunden. Die Okkupationen des unbewohnten Raums drehten sich sachte, leise schimmernd im Zug von der offenen Tür.

Auf dem Tisch lag ein Brief. Lagen zwei Briefe. Einer von Takver. Er war kurz: Sie war nach Nordosten versetzt worden, zu einem Noteinsatz im Entwicklungslabor für essbare Algen, auf unbestimmte Zeit. Sie schrieb:

> Ich konnte diesmal nicht guten Gewissens ablehnen. Ich war bei der ArTei, um mit ihnen zu reden und den Projektentwurf zu lesen, den sie bei der Umweltabteilung der KPD eingereicht hatten, und es stimmt, sie brauchen mich, weil ich exakt an diesem Algen-Ciliophora-Garnelen-Kukuri-Zyklus gearbeitet habe. Ich habe bei der ArTei beantragt, dass du auch nach Rolny versetzt wirst, aber natürlich werden sie nichts unternehmen, bis du es selbst beantragst, und wenn das wegen der Arbeit im Inst. nicht geht, dann wirst du es nicht tun. Und wenn das alles zu lange dauert, werde ich ihnen sagen, sie sollen sich einen anderen Genetiker suchen, und zurückkommen! Sadik geht es prima, und sie kann Ampe sagen, für Lampe. Es wird nicht für lange sein. Alles, ein Leben lang, deine Schwester Takver. Ach, bitte, komm, wenn du kannst.

Die zweite Nachricht war auf einen winzigen Zettel geschmiert: »Shevek: n. Rückkehr Sek. Physik. Sabul.«

Shevek streifte durch das Zimmer. Der Sturm, der Schwung, der ihn durch die Straßen getragen hatte, steckte noch in ihm. Er war gegen die Mauer gerannt. Er konnte nicht weiter, aber er musste sich bewegen. Er schaute in den Schrank. Er enthielt nichts außer seinem Wintermantel und einem Hemd, das Takver, die schöne Handarbeiten liebte, ihm bestickt hatte. Der Wandschirm war zusammengefaltet und gab die leere Wiege frei. Das Bettzeug lag nicht auf dem Podest bereit, sondern war ordentlich in die orange Decke gewickelt. Shevek stellte sich wieder an den Tisch, las Takvers Brief ein zweites Mal. Ihm stiegen Tränen der Wut in die Augen. Ihn schüttelten Enttäuschung, Zorn, Empörung, bange Ahnungen.

Es gab keinen Schuldigen. Das war das Schlimmste. Takver wurde gebraucht, gebraucht, um gegen den Hunger anzutreten – ihren, seinen, Sadiks Hunger. Die Gesellschaft war nicht gegen sie. Sie war für sie, mit ihnen; die Gesellschaft waren sie selbst.

Aber er hatte sein Buch aufgegeben und seine Liebe und sein Kind. Wie viel Aufgabe kann man von einem Mann verlangen?

»Hölle!«, sagte er laut. Pravic war keine gute Sprache zum Fluchen. Es ist nicht leicht zu fluchen, wenn Sex nicht schmutzig und Blasphemie unbekannt ist. »O Hölle!«, wiederholte er und zerknüllte hasserfüllt Sabuls kleinen Schmierzettel, um dann mit verschränkten Händen auf die Tischkante zu schlagen, einmal, zweimal, dreimal, weil er in seiner Verzweiflung den Schmerz suchte. Aber da war nichts. Es war nichts zu machen, und er konnte nirgendwohin. Nur das Bettzeug entrollen, sich allein zum Schlafen legen und versinken in böse Träume und ohne Trost.

Früh am nächsten Morgen klopfte Bunub an. Er ging zur Tür und stellte sich so, dass sie nicht eintreten konnte. Sie war eine Nachbarin vom selben

Flur, eine Frau von fünfzig, Maschinistin im Luftfahrzeugmotorenwerk. Takver hatte sich gern mit ihr unterhalten, doch Shevek machte sie rasend. Unter anderem weil sie ihr Zimmer wollte. Sie behauptete, es gleich beantragt zu haben, als es frei wurde, und es nicht bekommen zu haben, weil sie mit der Verwalterin des Blocks verfeindet sei. Ihr Zimmer hatte kein Eckfenster, und das war der Gegenstand ihres unablässigen Neides. Aber es war ein Doppelzimmer, und sie bewohnte es allein, was angesichts der Wohnungsknappheit egoistisch von ihr war. Shevek hätte sich jedoch niemals damit abgegeben, an ihr Kritik zu üben, wenn sie es nicht durch ihre ständigen Beteuerungen erzwungen hätte. Sie erklärte und erklärte. Sie habe einen Partner, einen Lebenspartner, »genau wir ihr zwei«. Schiefes Lächeln. Nur wo war der Partner? Irgendwie war von ihm immer in der Vergangenheitsform die Rede. Und das Doppelzimmer war bestens durch die vielen Männer gerechtfertigt, die durch Bunubs Tür gingen, jede Nacht ein anderer, so als wäre Bunub eine wilde Siebzehnjährige. Takver beobachtete den Zug der Männer mit Bewunderung. Bunub kam, um ihr alles über die Männer zu erzählen, und klagte und klagte. Dass sie das Eckzimmer nicht hatte, war nur eines von unzähligen Kümmernissen. Sie war eine hinterhältige und boshafte Person, die sich an allem das Schlechte suchte und sich ständig benachteiligt fühlte. Das Werk, in dem sie arbeitete, war ein giftiger Mischmasch aus Inkompetenz, Günstlingswirtschaft und Sabotage. Die Sitzungen ihres Syndikats ein Tohuwabohu voll ungerechtfertigter Anspielungen gegen sie. Der gesamte soziale Organismus war nur darauf aus, Bunub fertigzumachen. Das alles brachte Takver zum Lachen, manchmal schallend, und Bunub direkt ins Gesicht. »Ach, Bunub, du bist zu komisch!«, japste sie, worauf die Frau mit dem schmalen Mund, dem ergrauenden Haar und dem gesenkten Blick sich ein Lächeln abrang und, ohne im Geringsten gekränkt zu sein, ihre

ausschweifenden Klagen fortsetzte. Shevek wusste, dass es richtig war, wie Takver darüber zu lachen, aber er konnte es nicht.

»Grausam ist das«, sagte sie und drückte sich an ihm vorbei, um sofort an den Tisch zu treten und Takvers Brief zu lesen. Sie nahm ihn hoch; Shevek riss ihn ihr mit einer Ruhe und Geschwindigkeit aus der Hand, auf die sie nicht vorbereitet war. »Absolut grauenhaft. Nicht einmal eine Dekade Vorlauf. Bloß ›Komm her! Sofort!‹ Und da behaupten sie, wir wären freie Menschen; da heißt es, wir wären freie Menschen. Was für ein Witz. Eine glückliche Partnerschaft so auseinanderzureißen. Das ist nämlich der Grund, weißt du. Sie sind gegen Partnerschaften, das kann man überall sehen, sie trennen Partner absichtlich. So ist es mir auch mit Labeks passiert, genau so. Wir werden nie wieder zusammenkommen. Nicht, wenn die gesamte ArTei dagegen ist. Da ist die kleine leere Wiege. Armes kleines Ding! Sie hat die letzten vier Dekaden nicht aufgehört zu weinen, Tag und Nacht. Hat mich stundenlang wach gehalten. Das ist natürlich die Mangelwirtschaft; Takver hatte einfach nicht genug Milch. Und eine stillende Mutter dann noch auf einen so abgelegenen Posten zu schicken, Hunderte von Meilen von hier, das muss man sich vorstellen! Du wirst bestimmt nicht zu ihr können – wo war das noch, wo sie sie hinversetzt haben?«

»Nordosten. Ich will zum Frühstück, Bunub. Ich habe Hunger.«

»Ist es nicht typisch, dass sie es gemacht haben, während du weg warst?«

»Dass sie was gemacht haben, während ich weg war?«

»Sie weggeschickt und eure Partnerschaft zerrissen.« Sie las Sabuls Nachricht, nachdem sie sie sorgfältig glattgestrichen hatte. »Die wissen ihre Zeit zu nutzen! Ich denke, du wirst jetzt aus diesem Zimmer ausziehen, oder? Du wirst kein Doppelzimmer behalten dürfen. Takver hat gemeint,

dass sie bald zurückkommen will, aber es war ihr anzusehen, dass sie bloß versuchte, den Mut zu bewahren. Freiheit, es heißt, wir wären frei, großer Witz! Rumgeschoben werden wir. Man schiebt uns von einem Ort zum anderen …«

»Oh, verflucht, Bunub, wenn Takver die Stelle nicht hätte haben wollen, hätte sie die Versetzung abgelehnt. Wie du weißt, haben wir eine Hungersnot.«

»Na ja, ich frage mich, ob sie die Versetzung nicht betrieben hat. Das passiert oft nach der Geburt eines Kindes. Ich denke schon lange, ihr hättet die Kleine in eine Krippe geben sollen. So viel, wie sie geschrien hat. Kinder drängen sich zwischen Partner. Schränken sie ein. Es ist nur natürlich – du sagst ja selbst, dass sie eine Veränderung gesucht und zugegriffen hat, als sich die Gelegenheit bot.«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich gehe jetzt frühstücken.« Als er das Zimmer verließ, bebte er an fünf bis sechs empfindlichen Stellen, die Bunub zielgenau verletzt hatte. Das Grauenhafte an der Frau war, dass sie all seine verabscheuungswürdigsten Ängste zur Sprache brachte. Bunub blieb ohne ihn in dem Zimmer zurück, wahrscheinlich, um ihren Einzug zu planen.

Da er verschlafen hatte, kam er erst kurz vor Toresschluss ins Refektorium. Noch immer ausgehungert von der Reise, nahm er sich eine doppelte Portion Brei und Brot. Der Bursche hinter den Ausgabetischen runzelte die Stirn. In diesen Zeiten nahm sich niemand doppelte Portionen. Shevek erwiderte das Stirnrunzeln und schwieg. Er hatte in gut achtzig Stunden nur zwei Schalen Suppe und ein Kilo Brot bekommen und hatte ein Recht, das Versäumte nachzuholen, ohne sich zu einer Erklärung nötigen zu lassen. Das Dasein ist Rechtfertigung genug, etwas zu brauchen gutes Recht. Er war ein Odonier, Schuldgefühle überließ er Profiteuren.

Shevek setzte sich allein an einen Tisch, doch gleich darauf gesellte sich Desar zu ihm, lächelte, schielte ihn oder etwas neben ihm an und sagte: »Weile weg.«

»Landwirtschaftseinsatz. Sechs Dekaden. Wie war es hier?«

»Mager.«

»Wird noch magerer werden«, sagte Shevek, wenn auch ohne rechte Überzeugung, denn er war beim Essen, und der Brei schmeckte ausgezeichnet. Sein Großhirn, Sitz des Intellekts, sagte: Frustration, Sorge, Hungersnot! Doch hinten in der tiefen Finsternis seines Schädels sprach sein Kleinhirn mit unverhohlener Gier: »Essen jetzt! Essen jetzt! Gut, gut!

»Sabul gesehen?«

»Nein, ich bin gestern Abend spät gekommen.« Er hob den Blick und sagte möglichst gleichgültig zu Desar: »Takver ist auf Hungersnoteinsatz; sie musste vor vier Tagen fahren.«

Desar nickte mit echter Gleichgültigkeit. »Schon gehört. Weißt du von der Institutsreform?«

»Nein. Was läuft?«

Der Mathematiker spreizte die langen, schmalen Hände auf dem Tisch und betrachtete sie eingehend. Er sprach immer verkrampft und stark verkürzt; oft stotterte er auch, aber Shevek hatte nie entscheiden können, ob sein Stottern moralisch oder physisch verursacht war. Genauso wie er Desar immer gemocht hatte, ohne zu wissen, warum, gab es Momente, in denen er ihn, ebenfalls ohne zu wissen, warum, überhaupt nicht leiden konnte. Dies war ein solcher Moment. Desars Mund hatte einen verschlagenen Zug, und sein gesenkter Blick erinnerte Shevek an Bunub.

»Kehraus. Konzentration auf Mitarbeiter mit Funktion. Shipeg ist raus.« Shipeg war ein Mathematiker, der für seine Dummheit verschrien war und es durch sein unablässiges Umschmeicheln der Studierenden trotzdem jedes

Quartal geschafft hatte, einen Pflichtkurs zu ergattern. »Versetzt. Irgendein Regionalinstitut.«

»Er würde weniger Schaden anrichten, wenn er Bodenholum hacken ginge«, sagte Shevek. Jetzt, nachdem er gegessen hatte, wollte ihm scheinen, dass die Dürre für den Sozialorganismus vielleicht doch ihr Gutes hatte. Die Prioritäten wurden wieder deutlich. Unzulänglichkeiten, Schwächen, Krankheiten konnten kuriert, träge Organe auf Trab gebracht, das Gemeinwesen von überschüssigem Fett befreit werden.

»Für dich Wort eingelegt. Institutssitzung«, sagte Desar aufblickend, aber ohne Shevek in die Augen zu schauen, weil er das ja nicht konnte. Noch bevor er begriff, worum es ging, wusste Shevek, dass er log. Er war sich absolut sicher. Desar hatte kein gutes Wort für ihn eingelegt, sondern gegen ihn gesprochen.

Plötzlich erkannte er den Grund für seine sporadische Abneigung gegen Desar, denn er sah etwas, das er sich bisher nicht eingestanden hatte: das Element reiner Bosheit in Desars Charakter. Dass Desar ihn zugleich gernhatte und Macht über ihn zu gewinnen suchte, war ihm ebenso deutlich wie zuwider. Die Schliche der Besitzgier, die Labyrinthe von Liebe und Hass bedeuteten Shevek nichts. Arrogant und intolerant marschierte er einfach durch die Mauern, die sie errichteten, hindurch. Jetzt gab er dem Mathematiker keine Antwort, sondern aß den Rest seines Frühstücks und lief dann über den Hof, durch den strahlenden Frühherbstmorgen, ins Physikalische Institut.

Dort suchte er das Hinterzimmer auf, das von allen »Sabuls Büro« genannt wurde, jenes Zimmer, in dem sie sich zum ersten Mal getroffen hatten und wo Sabul ihm die Grammatik und das Wörterbuch der jotischen Sprache ausgehändigt hatte. Sabul blickte argwöhnisch vom Schreibtisch auf und gleich wieder nach unten, versunken in vor ihm liegende Arbeit,

ganz der schwer beschäftigte, geistesabwesende Wissenschaftler; nach einer Weile gestattete er seinem übervollen Hirn, Sheveks Anwesenheit wahrzunehmen, und wurde dann für seine Verhältnisse gesprächig. Er wirkte abgemagert und gealtert, und als er aufstand, war er gebeugter als früher. Seine Haltung hatte etwas Beschwichtigendes. »Schlechte Zeiten«, sagte er. »Was? Schlechte Zeiten!«

»Sie werden noch schlechter«, erwiderte Shevek leichthin. »Wie geht es hier so?«

»Schlecht, schlecht.« Sabul schüttelte den grauen Kopf. »Dies ist eine schlechte Zeit für die reine Wissenschaft, für Intellektuelle.«

»Gibt es denn jemals gute?«

Sabul lachte künstlich.

»Ist mit den Sommersendungen vom Urras irgendwas für uns gekommen?« Shevek räumte sich auf der Bank einen Platz zum Sitzen frei. Er setzte sich hin und schlug die Beine übereinander. Während der Arbeit auf den Feldern von Südniedern war seine helle Haut braungebrannt und der feine Flaum in seinem Gesicht silberweiß geworden. Im Vergleich zu Sabul wirkte er sehnig und jung. Beide Männer bemerkten den Kontrast.

»Nichts von Interesse.«

»Keine Besprechungen der *Prinzipien*?«

»Nein.« Sabul hatte wieder seinen typischen mürrischen Ton.

»Keine Briefe?«

»Nein.«

»Komisch.«

»Was ist daran komisch? Was hast du erwartet, eine Dozentur an der Jeu-Eun-Universität? Den Seo-Oen-Preis?«

»Ich habe Kritiken und Reaktionen erwartet. Zeit war genug«, sagte Shevek, während Sabul gleichzeitig sagte: »Für Kritiken war kaum Zeit.«

Beide Männer schwiegen.

»Du wirst lernen müssen, dass die bloße Überzeugung, recht zu haben, noch nicht besagt, dass es tatsächlich so ist, Shevek. Ich weiß, du hast an diesem Buch hart gearbeitet. Und ich habe mir bei der Überarbeitung große Mühe gegeben zu verdeutlichen, dass es mehr als nur einen unverantwortlichen Angriff auf die Sequenztheorie darstellt, sondern auch gute Seiten hat. Doch wenn andere Physiker keinen Wert in deiner Arbeit sehen, dann musst du beginnen, dir die Werte anzusehen, die dir teuer sind, und zu erkennen, wo der Unterschied liegt. Wozu ist etwas gut, wenn es anderen nichts bedeutet? Wo ist seine Funktion?«

»Ich bin Physiker und kein Funktionsanalytiker«, antwortete Shevek freundlich.

»Jeder Odonier muss ein Funktionsanalytiker sein. Du bist jetzt dreißig, nicht wahr? In dem Alter sollte ein Mann nicht nur seine Zellenfunktion, sondern auch seine organische Funktion kennen – seine optimale Rolle im sozialen Organismus. Du hast darüber vielleicht nicht so viel nachdenken müssen wie die meisten –«

»Nein. Ich habe mit zehn oder zwölf gewusst, was meine Aufgabe ist.«

»Was ein Junge machen zu wollen glaubt, ist nicht immer das, was seine Gesellschaft von ihm braucht.«

»Ich bin, wie du sagst, dreißig. Ein ziemlich alter Junge.«

»Du hast dieses Alter in einer ungewöhnlich behüteten Umgebung erreicht. Erst im Regionalinstitut von Nordniedern –«

»Und einem Waldprojekt und einigen landwirtschaftlichen Projekten und Praktikumszeiten und in Blockausschüssen und Freiwilligenprojekten seit der Dürre. *Kleggitsch* im notwendigen und üblichen Maß. All das mache ich übrigens gern. Aber Physik mache ich auch. Worauf willst du also hinaus?«

Da Sabul keine Antwort gab, sondern unter den dichten, fettigen Augenbrauen lediglich finster dreinschaute, fuhr Shevek fort: »Sag es lieber deutlich, denn auf dem Umweg über mein soziales Gewissen wirst du nichts erreichen.«

»Hältst du die Arbeit, die du hier gemacht hast, für funktional?«

»Ja. ›Je mehr organisiert ist, desto zentraler der Organismus: Zentralität hier auf das Feld realer Funktion bezogen.‹ Tomars *Definitionen*. Da die Temporalphysik es unternimmt, alles dem menschlichen Denken Verständliche zu organisieren, handelt es sich bei ihr per Definition um eine zentral-funktionale Tätigkeit.«

»Sie macht niemanden satt.«

»Dafür habe ich gerade sechs Dekaden lang gearbeitet. Wenn ich wieder gerufen werde, tue ich es wieder. Bis dahin bleibe ich bei meinem Beruf. Solange es in der Physik Arbeit gibt, nehme ich mir das Recht, sie auszuüben.«

»Du wirst dich der Tatsache stellen müssen, dass es im Augenblick in der Physik keine Arbeit gibt. Nicht von deiner Art. Wir müssen auf praktische Anwendbarkeit abzielen.« Sabul verlagerte sein Gewicht. Er wirkte missmutig und verlegen. »Wir mussten fünf Leute für Versetzungen freigeben. Es tut mit leid, dir sagen zu müssen, dass du einer davon bist. So ist es nun mal.«

»Genau, wie ich es mir gedacht habe«, sagte Shevek, obwohl ihm in Wahrheit erst in diesem Moment klar wurde, dass Sabul dabei war, ihn aus dem Institut zu schassen. Doch sobald er sie hörte, erschien die Neuigkeit vertraut; und er gedachte nicht, Sabul die Genugtuung zu geben, ihn erschüttert zu sehen.

»Was gegen dich sprach, war mehreres. Die Abwegigkeit und Irrelevanz deiner Forschungen in den letzten Jahren. Und zudem ein gewisses, nicht

unbedingt berechtigtes, aber unter vielen Studierenden und Lehrenden des Instituts verbreitetes Gefühl, dass sowohl deine Lehre als auch dein Verhalten irgendwie eine Lustlosigkeit, einen Grad von Privatismus, von fehlendem Altruismus verraten. Das wurde bei der Sitzung vorgebracht. Ich bin selbstverständlich für dich eingetreten. Aber ich bin bloß ein Syndik unter vielen.«

»Seit wann ist Altruismus eine odonische Tugend?«, fragte Shevek. »Aber egal. Ich sehe, was du meinst.« Er stand auf. Er konnte nicht länger sitzen bleiben, aber hatte sich im Übrigen vollkommen unter Kontrolle und sprach absolut ruhig. »Ich nehme an, du hast mich nicht für einen anderen Lehrposten empfohlen.«

»Was hätte das genützt?« Sabul brachte diese Entschuldigung seiner Person fast melodiös vor. »Neue Lehrer werden nirgends gesucht. Auf dem ganzen Planeten arbeiten Lehrende und Studierende Hand in Hand gegen die Hungersnot an. Die Krise wird natürlich nicht von Dauer sein. In einem Jahr oder zwei werden wir darauf zurückschauen, voll Stolz auf die Opfer, die wir gebracht, und die Arbeit, die wir geleistet haben, in gegenseitigem Beistand, in brüderlicher Gemeinschaft. Aber im Augenblick …«

Shevek stand aufrecht da, ruhig und entspannt, den Blick aus dem zerkratzten Fenster zum leeren Himmel gewandt. Er verspürte einen mächtigen Drang, Sabul endlich zu sagen, er solle zur Hölle fahren. Doch was Worte fand, war ein anderer, tieferer Impuls: »Wahrscheinlich«, sagte er, »hast du recht.« Damit nickte er Sabul zu und ging.

Er nahm einen Omnibus in die Stadt. Noch immer war er in Eile, getrieben. Er folgte einem Muster und wollte zum Ende kommen, zur Ruhe. An der Zentralen Vergabestelle der ArTei stieg er aus, um eine Versetzung an den Ort zu erbitten, in den Takver gegangen war.

Die ArTei mit ihren Rechnern und ihren gigantischen Koordinationsaufgaben nahm ein ganzes Karrée ein; sie war in schmucken, nach anarresischen Maßstäben imposanten Gebäuden untergebracht, mit feinen, schlichten Linien. Die Zentralvergabe war ein hoher, scheunenartiger Raum voller Menschen und Geschäftigkeit. An den Wänden klebten Aushänge mit Stellenlisten und Auskünften über die Zuständigkeiten der verschiedenen Abteilungen und Schreibtische. Während Shevek in einer Schlange wartete, hörte er den Leuten zu, die vor ihm standen, einem sechzehnjährigen Jungen und einem Mann von über sechzig. Der Junge wollte sich freiwillig zu einem Noteinsatz gegen den Hunger melden. Er war voll edler Gefühle und glühte vor Brüderlichkeit, Abenteuerlust, Hoffnung. Er freute sich darauf, allein loszuziehen und seine Kindheit hinter sich zu lassen, und redete ohne Pause wie ein Kind, mit einer Stimme, die sich noch nicht an ihren tieferen Ton gewöhnt hatte. Freiheit, Freiheit!, schallte es durch seine begeisterte Rede, durch jedes Wort; und dazwischen grummelte und brummelte die Stimme des Alten. Er neckte den Jungen, ohne zu drohen, und spottete, ohne zu belehren. Freiheit, die Möglichkeit, einfach irgendwo hinzugehen und etwas zu tun – diese Freiheit lobte und stärkte der Alte in dem Jungen und mokierte sich nur über dessen Selbstgefälligkeit. Shevek lauschte ihnen mit Vergnügen. Sie waren ein Lichtblick in der morgendlichen Reihe von Absurditäten.

Als Shevek erklärte, wohin er wollte, zeigte sich die Sachbearbeiterin besorgt. Sie holte einen Atlas und legte ihn zwischen sie auf die Theke. »Schau her«, sagte sie. Sie war eine hässliche kleine Frau mit vorstehenden Zähnen, die Hände auf den bunten Seiten des Atlanten waren geschickt und weich. »Das ist Rolny, diese Landspitze hier, die von Norden ins Tamaenische Meer ragt. Das ist bloß eine riesige Sandbank. Dort gibt es nichts als die Meereslaboratorien vorne an der Spitze, siehst du? Auch die

Küste besteht nur aus Sumpf und Salzwiesen, bis hier unten nach Harmonie – tausend Kilometer entfernt. Und westlich liegt die Küstenödnis. Eine Ortschaft in den Bergen, das wäre die nächste Möglichkeit. Aber dort werden keine Nothelfer gesucht; die können sich ganz gut selbst versorgen. Natürlich könntest du trotzdem dahin gehen«, sagte sie in leicht verändertem Ton.

»Das ist zu weit von Rolny«, sagte er. Während er auf die Karte sah, entdeckte er in den Bergen des Nordostens den kleinen abgeschiedenen Ort Kreistal, in dem Takver aufgewachsen war. »Braucht das Meereslabor nicht vielleicht einen Hausmeister? Einen Statistiker? Jemand, der die Fische füttert?«

»Ich schau nach.«

Die Mensch/Computer Registratur der ArTei funktionierte mit bewundernswerter Effizienz. Es dauerte keine fünf Minuten, bis die Sachbearbeiterin dem ständigen, gigantischen Input und Output von Informationen über jede Arbeit, die geleistet, jede Stelle, die besetzt, über jeden Arbeiter, der gebraucht wurde, sowie über deren jeweilige Bedeutung für die Allgemeinwirtschaft der Gesellschaft weltweit die gewünschte Auskunft entnommen hatte. »Es ist gerade eine Notstelle besetzt worden – das ist die Partnerin, nicht wahr? Die haben jetzt alles, was sie brauchen, vier beim technischen Personal und einen erfahrenen Schlagnetzfischer. Sie sind komplett.«

Shevek stützte die Ellbogen auf die Theke, beugte das Haupt und kratzte sich, eine Geste der Verwirrung und Resignation kaschiert als Verlegenheit. »Tja«, sagte er, »ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Hör zu, Bruder, wie lange soll der Einsatz der Partnerin denn dauern?«

»Unbestimmte Zeit.«

»Aber es ist ein Hungersnoteinsatz, nicht wahr? Es wird nicht ewig so weitergehen. Das kann nicht sein. Es wird regnen diesen Winter.«

Er blickte auf und sah seiner Schwester in das ernste, mitfühlende, abgehärmte Gesicht – mit einem schwachen Lächeln, denn ihr Bemühen, ihm Hoffnung zu schenken, durfte nicht unerwidert bleiben.

»Ihr werdet wieder zusammenkommen. Bis dahin …«

»Ja. Bis dahin«, sagte er.

Die Sachbearbeiterin wartete auf seine Entscheidung.

Sie lag vollkommen bei ihm; und es gab Optionen ohne Ende. Er konnte in Abbenay bleiben und Physikkurse organisieren, wenn sich Studenten bereitfanden. Er konnte auf die Halbinsel Rolny gehen, um mit Takver zusammen zu sein, auch wenn er in der Forschungsstation keine Arbeit hatte. Er konnte überall leben und nichts tun, außer zweimal am Tag aufzustehen und in der nächsten Kantine zu essen. Er konnte tun und lassen, was er wollte.

Dass es auf Pravic nur ein Wort für »Arbeit« und »Spiel« gab, hatte natürlich eine starke ethische Bedeutung. Odo hatte erkannt, dass die Verwendung des Begriffs »Arbeit« in ihrem analogischen System die Gefahr eines rigiden Moralismus barg: Die Zusammenarbeit der Zellen, die optimale Arbeit des Organismus, die von jedem Element geleistete Arbeit und so weiter. Kooperation und Funktionalität, wesentliche Konzepte der *Analogie*, beinhalteten Arbeit. Ohne Arbeit konnte kein Experiment gelingen, sei es in zwanzig Reagenzgläsern oder mit zwanzig Millionen Menschen auf dem Mond. Odo hatte die moralische Falle gesehen. »Der Heilige hat immer Zeit«, schrieb sie, vielleicht voll Wehmut.

Doch soziale Wesen treffen ihre Entscheidungen niemals allein.

»Nun«, sagte Shevek, »ich komme gerade von einem Hungersnoteinsatz. Gibt es noch was Ähnliches?«

Die Sachbearbeiterin sah ihn an wie eine ältere Schwester, ungläubig, aber nachsichtig. »Hier im Raum hängen ungefähr siebenhundert dringende Anfragen«, sagte sie. »Such dir was aus.«

»Wird irgendwo Mathematik gebraucht?«

»Die meisten suchen Hilfe in der Landwirtschaft oder Facharbeiter. Bist du als Ingenieur einsetzbar?«

»Eher nicht.«

»Dann wäre Arbeitskoordination denkbar. Da braucht man einen Kopf für Zahlen. Wie wäre es hiermit?«

»Warum nicht?«

»Das ist unten im Südwesten, im Staub, weißt du.«

»Ich war früher schon mal im Staub. Und wie du sagst: Eines Tages wird es regnen …«

Sie nickte lächelnd und tippte in sein ArTei-Verzeichnis: *Von Abbenay, NW Zent Inst Nat Wiss, NACH Ellbogen, SW Ar Ko, Phosphatwerk #1: Noteins.: 5–1–3–165 – unbefristet.*

Neun

Urras

Shevek wurde wach, als die Glocken im Kirchturm mit ihren Primtönen zum Morgengottesdienst läuteten. Jeder Ton war wie ein Schlag auf den Hinterkopf. Ihm war so elend, dass er sich eine ganze Weile nicht einmal aufsetzen konnte. Schließlich schaffte er es, ins Bad zu tapsen und kalt zu baden. Dadurch wurden die Kopfschmerzen schwächer, aber sein Körper blieb mitgenommen und fühlte sich irgendwie grässlich an. Als er allmählich wieder denken konnte, stiegen Bruchstücke und Momente des Vorabends vor ihm auf, lebendige, sinnlose kleine Szenen von der Party bei Vea. Er versuchte, nicht an sie zu denken, und konnte doch an nichts anderes denken. Alles, alles wurde ekelerregend. Er setzte sich an den Schreibtisch und starrte dort eine halbe Stunde lang reglos vor sich hin, ein Bild des Jammers.

Er war schon oft in peinliche Situationen geraten und hatte sich wie ein Narr gefühlt. Als junger Mann hatte er darunter gelitten, dass andere ihn sonderbar fanden, anders als sie. In späteren Jahren hatte er durch sein Verhalten den Ärger und die Verachtung vieler anarresischer Genossen auf sich gezogen. Doch er hatte niemals ihr Urteil übernommen. Er hatte sich nie geschämt.

Shevek wusste nicht, dass die lähmende Erniedrigung eine chemische Folge der Trunkenheit war, ebenso wie die Kopfschmerzen. Aber die Erkenntnis hätte auch nicht viel geändert. Scham – das Gefühl von

Widerwärtigkeit und Selbstentfremdung – war für ihn eine Offenbarung. Er sah mit neuer Klarheit, abscheulicher Klarheit, und sah dabei weit über die unzusammenhängenden Erinnerungen vom Ende des Abends bei Vea hinaus. Nicht nur die arme Vea hatte ihn verraten. Was ihm hochgekommen war, war nicht nur der Alkohol, sondern das gesamte Brot, das er auf Urras gegessen hatte.

Er stützte die Ellbogen auf und legte den Kopf in die Hände, drückte die schmerzenden Stellen an den Schläfen und besah sich sein Leben im Lichte der Scham.

Auf Anarres hatte er sich gegen die Erwartungen seiner Gesellschaft entschieden, bei der Arbeit zu bleiben, zu der er sich berufen fühlte. Es war ein Akt der Rebellion gewesen: das Ich zum Besten der Gesellschaft aufs Spiel zu setzen.

Hier auf Urras war Rebellion ein Luxus, eine Selbstgefälligkeit. In A-Jo als Physiker zu arbeiten war weder ein Dienst an der Gesellschaft noch an der Menschheit, noch an der Wahrheit, sondern am Staat.

Am ersten Abend in seinem Zimmer hatte er sie neugierig, herausfordernd gefragt: »Was werden Sie mit mir anstellen?« Jetzt wusste er, was sie mit ihm angestellt hatten. Chifoilisk hatte es ihm klar und deutlich gesagt. Er war ihr Besitz. Er hatte geglaubt, mit ihnen verhandeln zu können – eine sehr naive anarchistische Vorstellung. Ein einzelner Mensch kann nicht mit dem Staat verhandeln. Der Staat erkennt keine andere Währung an als die Macht, und er gibt selbst die Münzen aus.

Ihm ging nun, Schritt für Schritt vom ersten Anfang an, auf, dass es ein Fehler gewesen war, nach Urras zu kommen; sein erster großer Fehler, und einer, der vermutlich bis an sein Lebensende vorhalten würde. Als er sich das klargemacht hatte, indem er sich sämtliche, seit Monaten verdrängte und geleugnete Indizien vor Augen geführt hatte – wozu er, reglos an

seinem Schreibtisch sitzend, eine ganze Weile brauchte – und schließlich sogar die aberwitzige, verabscheuungswürdige letzte Szene mit Vea noch einmal durchlebt hatte, dass ihm die Röte ins Gesicht stieg und die Ohren klangen: Da war die Sache für ihn erledigt. Nicht einmal bei diesem postalkoholischen Katzenjammer kamen ihm Schuldgefühle. Das alles lag jetzt hinter ihm, und was ihn beschäftigte, war die Frage, was nun zu tun war. Da er sich selbst in ein Gefängnis gesperrt hatte – wie konnte er als freier Mann handeln?

Physik für die Politiker würde er nicht machen. Das war jetzt klar.

Würden sie ihn nach Hause ziehen lassen, wenn er die Arbeit niederlegte?

Bei diesem Gedanken holte er tief Luft und hob den Kopf, um dann mit abwesendem Blick auf die sonnige grüne Landschaft vor dem Fenster zu starren. Es war das erste Mal, das er sich gestattete, tatsächlich an die Möglichkeit einer Heimkehr zu denken. Nun drohte der Gedanke alle Dämme zu brechen und ihn mit drängender Sehnsucht zu überschwemmen. Pravic zu sprechen, mit Freunden zu reden, Takver, Pilun, Sadik zu sehen, den Staub von Anarres zu berühren …

Sie würden ihn nicht gehenlassen. Er hatte seine Reise nicht bezahlt. Und auch er konnte sich nicht gehenlassen: einfach aufgeben und davonlaufen.

Er schlug die Hände kräftig gegen die Schreibtischkante, zweimal, dreimal; sein von der hellen Vormittagssonne beschienenes Gesicht war ruhig und nachdenklich.

»Wo soll ich hin?«, fragte er laut.

Es klopfte. Efor trat ein und brachte ein Frühstückstablett und die Morgenzeitungen. »Wie üblich sechs Uhr da, aber Schlaf nachholen«,

bemerkte er, während er mit bewundernswerter Geschicklichkeit die Sachen auf dem Tablett arrangierte.

»Ich war gestern Abend betrunken«, sagte Shevek.

»Wunderbar, während es anhält«, sagte Efor. »Alles, Herr? Gut dann.« Er verließ mit der gleichen Gewandtheit den Raum und verbeugte sich vor Pae, der eintrat, als er ging.

»Wollte Sie nicht beim Frühstück stören! Komme gerade aus der Kirche und dachte, ich schaue vorbei.«

»Nehmen Sie Platz. Trinken Sie eine Schokolade.« Shevek konnte nicht essen, wenn Pae nicht wenigstens so tat, als würde er mitessen. Pae nahm ein Honigbrötchen und zerkrümelte es auf einem Teller. Shevek fühlte sich noch ziemlich schwach, aber auch sehr hungrig und machte sich mit Appetit über sein Frühstück her. Pae schien es schwerer zu fallen als sonst, ein Gespräch zu beginnen.

»Sie lesen immer noch diesen Mist?«, fragte er schließlich in amüsiertem Ton und tippte auf die zusammengefalteten Zeitungen, die Efor auf den Tisch gelegt hatte.

»Efor bringt sie.«

»Ach?«

»Ich habe es ihm aufgetragen«, sagte Shevek mit einem Blick zu Pae, einem blitzschnellen, forschenden Blick. »Sie erweitern mein Verständnis von Ihrem Land. Ich interessiere mich für Ihre Unterschichten. Die meisten Anarresen kamen aus den unteren Schichten.«

»Ja, natürlich«, sagte der Jüngere mit einem respektvollen Nicken. Er nahm einen kleinen Bissen von dem Honigbrötchen. »Ich glaube, ich möchte doch einen Tropfen von Ihrer Schokolade«, sagte er und läutete die Glocke auf dem Tablett. Efor erschien an der Tür. Pae sagte, ohne sich umzudrehen: »Noch eine Tasse.« Dann: »Nun, Herr, wir hatten uns schon

darauf gefreut, wieder mehr mit Ihnen zu unternehmen, jetzt, wo es warm wird, und Ihnen mehr von dem Land zu zeigen. Vielleicht sogar eine Auslandsreise zu machen. Aber ich fürchte, dieser verfluchte Krieg hat allen solchen Plänen ein Ende bereitet.«

Shevek las die Schlagzeile der obersten Zeitung. **JO, THU SCHLAGABTAUSCH UNWEIT HAUPTSTADT VON BENBILI.**

»Im Telefax gibt es schon neuere Nachrichten«, sagte Pae. »Wir haben die Hauptstadt befreit. General Havevert übernimmt wieder die Regierung.«

»Dann ist der Krieg vorbei?«

»Nicht solange Thu die beiden östlichen Provinzen besetzt hält.«

»Aha. Ihre Streitkräfte werden also in Benbili gegen die Streitkräfte von Thu kämpfen. Aber hier nicht?«

»Nein, nein. Es wäre pure Dummheit von ihnen, bei uns einzumarschieren, und umgekehrt genauso. Die Form der Barbarei, die früher Kriege ins Herz der Hochzivilisationen trug, haben wir längst überwunden! Wir bewahren das Gleichgewicht der Mächte durch Polizeiaktionen dieser Art. Offiziell jedoch sind wir im Krieg. Deswegen werden wohl leider all die lästigen alten Restriktionen in Kraft treten.«

»Restriktionen?«

»Die Geheimhaltung der Forschungsarbeiten im Institut der Edlen Wissenschaften beispielsweise. Im Grunde nichts weiter als ein Regierungsstempel. Und manchmal Verzögerungen bei der Veröffentlichung von Schriften, wenn die da oben sie für gefährlich halten, weil sie keine Ahnung haben! … Und leider wird das Reisen ein wenig eingeschränkt, vor allem für Sie und die anderen Ausländer im Land. Ich glaube, offiziell dürfen Sie, solange wir im Krieg sind, das Universitätsgelände nicht ohne Erlaubnis des Kanzlers verlassen. Aber

machen Sie sich nichts draus. Ich kann Sie immer, wenn Sie wollen, hier rausholen, ohne den ganzen Zirkus.«

»Sie haben die Schlüssel«, sagte Shevek mit einem treuherzigen Lächeln.

»Oh, ich bin da ein absoluter Spezialist. Ich liebe es, Regeln zu umgehen und der Obrigkeit ein Schnippchen zu schlagen. Vielleicht bin ich ein geborener Anarchist, was? Wo zum Teufel bleibt der alte Trottel, den ich nach einer Tasse geschickt habe?«

»Er muss hinunter in die Küche, um sie zu holen.«

»Dazu braucht man doch nicht den halben Tag. Nun, ich werde nicht warten. Will Ihnen nicht den ganzen Rest Ihres Vormittags stehlen. Haben Sie übrigens das neueste *Bulletin der Stiftung für Raumfahrtforschung* gesehen? Da sind Reumeres Pläne für den Ansible veröffentlicht.«

»Was ist der Ansible?«

»Das ist seine Bezeichnung für ein Gerät zur supraluminalen Kommunikation. Er behauptet, wenn die Temporalisten – das sind Sie, natürlich – nur die Zeit-Trägheitsgleichungen ausarbeiten, dann können die Ingenieure – also er – das verfluchte Ding innerhalb weniger Monate oder Wochen bauen und damit auch gleich die Validität der Theorie überprüfen.«

»Ingenieure sind selbst schon ein Beweis für die Existenz kausaler Umkehrbarkeit. Wie Sie sehen, hat Reumere seine Wirkung fertig, bevor ich die Ursache geliefert habe.« Er lächelte wieder, diesmal weniger treuherzig. Als Pae die Tür hinter sich zugezogen hatte, stand Shevek unvermittelt auf. »Du dreckiger, verlogener Profiteur!«, fluchte er bleich vor Zorn auf Pravic, die Fäuste geballt, damit seine Hände nichts nahmen und es Pae hinterherwarfen.

Efor kam mit einer Tasse und einer Untertasse auf einem Tablett herein. Er blieb stehen und machte ein ängstliches Gesicht.

»Es ist gut, Efor. Er – er wollte die Tasse nicht. Sie können jetzt alles mitnehmen.«

»Sehr wohl, Herr.«

»Hören Sie zu, Ich möchte einstweilen keine Besucher. Können Sie sie mir vom Hals halten?«

»Kein Problem, Herr. Jemand Bestimmtes?«

»Ja, er. Und auch sonst alle. Sagen Sie, ich arbeite.«

»Das wird ihn freuen, Herr«, sagte Efor, dessen Falten sich einen Augenblick boshaft glätteten. Dann fügte er respektvoll vertraulich hinzu: »An mir kommt keiner vorbei, den Sie nicht wollen«, um dann förmlich zu schließen: »Danke, Herr, und guten Morgen.«

Die Nahrung und das Adrenalin hatten Sheveks Lähmung vertrieben. Rastlos und gereizt lief er im Zimmer auf und ab. Er wollte handeln. Fast ein Jahr lang hatte er nichts getan, außer sich zum Narren zu machen. Es wurde Zeit, dass er etwas tat.

Nun, wozu war er hergekommen?

Um als Physiker zu arbeiten. Um kraft seines Talents die Rechte durchzusetzen, die jeder Bürger in jeder Gesellschaft haben sollte: das Recht auf Arbeit, auf Unterhalt während der Arbeit und darauf, das Produkt mit allen zu teilen, die es haben wollten. Die Rechte eines Odoniers, eines Menschen.

Seine wohlmeinenden, fürsorglichen Gastgeber ließen ihn arbeiten und sicherten seinen Unterhalt. So weit, so gut. Das Problem war der dritte Punkt. Doch den hatte er selbst noch nicht erreicht. Was er nicht hatte, konnte er nicht teilen.

Er kehrte an den Schreibtisch zurück, setzte sich und fischte zwei engbeschriebene Zettel aus der unpraktischsten und am schwersten zugänglichen Tasche seiner engen, modischen Hose. Er strich den Zettel mit

den Fingern glatt und starrte darauf. Ihm kam der Gedanke, dass er wie Sabul wurde, der ja auch in ganz kleiner Schrift mit Kürzeln auf winzige Papierfetzen schrieb. Jetzt wusste er, warum Sabul das machte: Er war besitzgierig und ein Geheimniskrämer. Was auf Anarres psychopathisch war, war auf Urras rationales Verhalten.

Wieder saß Shevek reglos und vornübergebeugt da. Er musterte die beiden kleinen Zettel, auf denen er wesentliche Elemente der Allgemeinen Theorie der Zeitlichkeit notiert hatte, so weit er eben war.

Drei Tage lang saß er am Schreibtisch und starrte auf die beiden Zettel.

Dann und wann stand er auf und lief im Zimmer umher oder schrieb etwas auf oder benutzte den Tischrechner oder bat Efor, ihm etwas zu essen zu bringen, oder legte sich ins Bett und schlief.

Dann kehrte er an den Schreibtisch zurück und saß dort.

Am Abend des dritten Tages setzte er sich zur Abwechslung auf die Marmorbank vor dem Kamin. Dort hatte er sich am ersten Abend hingesetzt, nachdem er sein Zimmer betreten hatte, diese elegante Gefängniszelle – und dort saß er im Allgemeinen auch, wenn er Besuch bekam. Im Augenblick hatte er keinen Besuch, sondern dachte über Saio Pae nach.

Wie alle Machtmenschen war Pae außerordentlich kurzsichtig. Sein Geist mutete profan an, verkümmert, ihm fehlten Tiefe, Gemüt, Phantasie. Er war ein ganz primitives Werkzeug. Dennoch hatte er echtes Potential besessen, und dieses war aller Deformation zum Trotz nicht verloren. Pae war ein äußerst cleverer Physiker. Oder genauer gesagt, er verstand sich in der Physik sehr geschickt zu bewegen. Er hatte nie etwas Originäres geleistet, aber sein Opportunismus, sein Instinkt dafür, wo etwas zu holen war, hatte ihn Mal für Mal auf das Gebiet geführt, das am vielversprechendsten war. Wie Shevek besaß er ein Gespür dafür, *wo er*

ansetzen musste, und das wusste Shevek zu schätzen, bei ihm wie bei sich, denn es ist eine singulär wichtige Eigenschaft für einen Wissenschaftler. Von Pae hatte er das aus dem Terranischen übersetzte Buch mit den Beiträgen eines Symposions zum Thema Relativität bekommen, dessen Ideen ihn in letzter Zeit mehr und mehr beschäftigt hatten. War es am Ende möglich, dass er schlicht nach Urras gekommen war, um Saio Pae zu begegnen, seinem Feind? Weil er spürte, dass er von seinem Feind etwas erhalten konnte, das von seinen Brüdern und Freunden nicht zu haben war? Das kein Anarrese ihm vermitteln konnte: ein Wissen um das Unbekannte, das Fremde – das *Neue* …

Shevek vergaß Pae. Er dachte über das Buch nach. Ihm war nicht genau klar, was ihn darin so stimuliert hatte. Die Physik war schließlich größtenteils veraltet; die Methoden waren umständlich und die systemfremde Einstellung bisweilen unangenehm. Die Terraner waren intellektuelle Imperialisten gewesen, eifersüchtige Mauerbauer. Sogar der Urheber der Theorie, Ainsetain, hatte sich zu dem Hinweis bemüßigt gefühlt, dass seine Physik keinen Modus außer dem Physikalischen betreffe und keineswegs auf den metaphysischen, philosophischen oder ethischen zu übertragen sei. Was oberflächlich gesprochen natürlich stimmte. Und dennoch hatte er die Zahl benutzt, die Brücke zwischen dem Rationalen und dem Wahrgenommenen, zwischen der Psyche und der Materie, »die unanfechtbare Zahl«, wie die Begründer der Edlen Wissenschaften sie einst in alter Zeit genannt hatten. Sich der Mathematik in diesem Sinne zu bedienen hieß, in dem Modus zu arbeiten, der vor allen anderen Modi kam und zu diesen führte. Ainsetain hatte das gewusst; mit seiner liebenswerten Warnung hatte er eingestanden, dass er tatsächlich glaubte, seine Physik beschreibe die Wirklichkeit.

Fremdheit und Vertrautheit: Diese Verbindung fand Shevek in jeder Denkbewegung des Terraners und war immer wieder fasziniert. Und bewegt: Denn auch Ainsetain hatte nach einer allgemeinen Feldtheorie geforscht. Er hatte die Schwerkraft als Funktion der Geometrie der Raumzeit erklärt und die Synthese anschließend auf elektromagnetische Kräfte zu übertragen gesucht. Das war ihm nicht gelungen. Zu seinen Lebzeiten und noch viele Jahrzehnte nach seinem Tod hatten die Physiker seiner Welt sein Bestreben und dessen Misslingen ignoriert und sich lieber mit den großartigen Inkohärenzen der Quantentheorie und deren gewaltigen technologischen Erträgen beschäftigt, um sich am Ende so ausschließlich auf den technologischen Modus zu konzentrieren, dass sie in einer Sackgasse landeten – ein katastrophales Scheitern der Phantasie. Und trotzdem war ihre ursprüngliche Intuition richtig gewesen: An dem Punkt, an dem sie sich befanden, hatte die Unbestimmtheit, die der alte Ainsetain nicht hinnehmen mochte, den Fortschritt ermöglicht. Und seine Weigerung, sie hinzunehmen, war genauso richtig gewesen – auf lange Sicht. Nur hatten ihm die Mittel gefehlt, es zu beweisen: die Saeba-Variablen und die Theorien infiniter Geschwindigkeit und komplexer Ursache. In der cetischen Physik gab es sein allgemeines Feld, jedoch auf der Basis von Bedingungen, die für ihn womöglich nicht hinnehmbar gewesen wären, denn für seine großen Theorien war die Lichtgeschwindigkeit als limitierender Faktor wesentlich gewesen. Seine beiden Relativitätstheorien waren auch nach all den Jahrhunderten noch genauso schön, gültig und anwendbar wie eh und je, und dennoch basierten sie auf einer Hypothese, die nicht zu verifizieren und die in einigen bestimmten Fällen falsifiziert worden war.

Aber war eine Theorie, die ganz und gar beweisbar war, nicht schlicht eine Tautologie? Die einzige Chance, aus dem Kreislauf auszubrechen und

voranzukommen, lag im Bereich des Unbeweisbaren oder gar Widerlegbaren.

Und wenn das so war: Wie wichtig war dann die Tatsache, dass die Hypothese echter Koexistenz – das Problem, über das sich Shevek die letzten drei Tage, ja die letzten zehn Jahre, verzweifelt den Kopf zerbrochen hatte – nicht zu beweisen war?

Er hatte die Hände nach Gewissheit ausgestreckt, als wäre das etwas, das er besitzen könnte. Er hatte eine Sicherheit verlangt, eine Garantie, die nicht zu bekommen war und die, wenn man sie bekäme, zu einem Gefängnis würde. Wenn er nun aber echte Koexistenz schlicht als gültig voraussetzte, war er frei, die wunderschönen Geometrien der Relativität anzuwenden und damit endlich weiterzugehen. Der nächste Schritt war vollkommen klar. Die Koexistenz der Sukzession ließ sich durch eine Saebische Transformationsreihe zeigen; bei diesem Ansatz standen Sukzession und Präsenz in keinerlei Widerspruch zueinander. Die grundlegende Einheit der Anschauungsweise von Abfolge und Gleichzeitigkeit wurde deutlich; mit Hilfe des Intervallkonzepts ließen sich der statische und der dynamische Aspekt des Universums vereinen. Wie hatte er nur zehn Jahre lang auf die Realität starren können, ohne sie zu erkennen? Es würde überhaupt kein Problem sein weiterzugehen. Denn er war bereits weitergegangen. Er war schon da. Bei dieser ersten, scheinbar beiläufigen Einsicht in die Methode, die ihm das Verstehen eines Fehlers aus ferner Vergangenheit geschenkt hatte, sah er bereits alles vor sich, was kommen würde. Die Mauer war verschwunden. Die Vision war zugleich klar und ganz. Was er sah, war einfach, das Einfachste überhaupt. Es war die Einfachheit an sich: Und in ihr enthalten war alle Komplexität, alle Verheißung. Es war die Offenbarung. Klar lag vor ihm der Weg, der Weg nach Hause, das Licht.

Ihm war zumute wie einem Kind, das in den Sonnenschein hinausläuft. Es gab kein Ende, kein Ende …

Doch bei aller Leichtigkeit und Freude bebte er vor Furcht; seine Hände zitterten, und die Augen füllten sich mit Tränen, als hätte er in die Sonne gesehen. Denn das Fleisch ist nicht durchlässig. Und zu wissen, dass man sein Leben erfüllt hat, ist seltsam, ungeheuer seltsam.

Trotzdem sah er weiter hin und ging mit derselben kindlichen Freude voran, bis er mit einem Mal nicht mehr weitergehen konnte; da kehrte er zurück, und als er sich unter Tränen umschaute, sah er, dass es im Zimmer dunkel war und vor den hohen Fenstern Sterne funkelten.

Der Moment war vorüber. Shevek versuchte nicht, ihn festzuhalten. Er wusste, dass er ihm zuteilgeworden war und ihm nicht gehörte. Er stand unter seiner Hut.

Nach einer Weile erhob er sich schwach und machte Licht. Er wanderte ein wenig durchs Zimmer und berührte Dinge – einen Buchrücken, einen Lampenschirm –, froh, wieder von diesen vertrauten Sachen umgeben, wieder in seiner Welt zu sein – denn in diesem Augenblick erschien ihm der Unterschied zwischen seinem Planeten und diesem, zwischen Urras und Anarres, nicht erheblicher als der Unterschied zwischen zwei Sandkörnern an der Meeresküste. Es gab keine Abgründe, keine Mauer mehr. Es gab kein Exil mehr. Er hatte die Grundfesten des Universums gesehen, und sie waren solide.

Langsam und ein wenig wackelig auf den Beinen, ging er ins Schlafzimmer und legte sich angezogen ins Bett. Dort lag er, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und entwickelte und plante das eine oder andere Detail seiner bevorstehenden Arbeit. Eine tiefe, frohe Dankbarkeit geleitete ihn langsam in ruhiges Träumen hinüber und schließlich in den Schlaf.

Er schlief zehn Stunden. Beim Aufwachen dachte er über die Gleichungen für das Intervallkonzept nach. Er setzte sich an den Schreibtisch und ging an die Arbeit. Am Nachmittag hatte er eine Vorlesung und hielt sie; das Abendessen nahm er im Refektorium der Professoren ein und unterhielt sich dabei mit seinen Kollegen über das Wetter, den Krieg und was immer sie zum Thema machten. Wenn sie ihn verändert fanden, merkte er es nicht, denn er nahm sie kaum wahr. Er kehrte auf sein Zimmer zurück und arbeitete.

Der urrasische Tag hatte zwanzig Stunden. Acht Tage lang verbrachte Shevek täglich zwölf bis sechzehn Stunden an seinem Schreibtisch oder unterwegs in seinem Zimmer, die hellen Augen oft den Fenstern zugewandt, hinter denen die warme Frühlingssonne, die Sterne oder der abnehmende, bräunlich gelbe Mond schienen.

Als Efor mit dem Frühstückstablett hereinkam, lag Shevek halbbekleidet auf dem Bett und redete mit geschlossenen Augen in einer fremden Sprache. Er weckte ihn. Shevek schreckte hoch, stand auf und lief unsicher ins andere Zimmer zu seinem Schreibtisch, der vollkommen leer war. Er starrte auf den Rechner, der ebenfalls leergeräumt war, und stand dann da wie ein Mann, der einen Schlag auf den Kopf bekommen hat und es noch nicht weiß. Efor schaffte es, ihn wieder ins Bett zu bugsieren, und sagte: »Fieber da, Herr. Arzt rufen?«

»Nein!«

»Sicher, Herr?«

»Ja! Lass hier niemanden rein. Sagen Sie, ich bin krank, Efor.«

»Dann holen sie den Arzt bestimmt. Kann sagen, Sie arbeiten noch, Herr. Das mögen sie.«

»Schließen Sie die Tür ab, wenn Sie gehen«, sagte Shevek. Sein undurchlässiger Körper hatte ihn im Stich gelassen; er war schwach vor Erschöpfung und deshalb überreizt und panisch. Er hatte Angst vor Pae und Oije und einer polizeilichen Durchsuchung. Vor seinem inneren Auge erstand alles, was er von der urrasischen Polizei, der Geheimpolizei, gehört und gelesen hatte, ähnlich wie ein Kranker, der sich eingesteht, dass er krank ist, und sich plötzlich an jedes Wort erinnert, das er je über Krebs gelesen hat. Fiebrig und verzweifelt schaute er zu Efor empor.

»Sie können mir vertrauen«, sagte dieser rasch in seiner trockenen, verhaltenen Art. Er brachte Shevek ein Glas Wasser und ging hinaus. Hinter ihm klickte das Schloss der äußeren Tür.

Während der nächsten zwei Tage umsorgte er Shevek mit einem Takt, der wenig damit zu tun hatte, dass er zum Diener ausgebildet war.

»Sie hätten Arzt werden sollen, Efor«, sagte Shevek, als von seiner Schwäche nur mehr eine physische, nicht unangenehme Trägheit übriggeblieben war.

»Sagt meine alte Suhle auch. Wenn sie den Pips hat, darf keiner sie pflegen als ich. Sie sagt: ›Du hast den Dreh.‹ Das stimmt wohl.«

»Haben Sie je mit Kranken gearbeitet?«

»Nein, Herr. Von Krankenhäusern halte ich mich fern. Schwarzer Tag der Tag, wenn ich in so ’nem Pestloch sterben muss.«

»Was ist denn mit den Krankenhäusern?«

»Nichts, Herr. Nicht die, wo man Sie hinbringen würde, wenn es Ihnen schlechter ginge«, sagte Efor sanft.

»Und welche haben Sie gemeint?«

»Unsere. Dreckig. Wie Müllmannarsch«, antwortete Efor beschreibend, ohne jede Heftigkeit. »Alt. Kind da gestorben. Löcher im Boden, große Löcher, man sieht die Balken, ja? Ich frag ›Warum?‹ Aus den Löchern kommen Ratten, direkt in die Betten. Sie sagen: ›Alter Bau, seit sechshundert Jahren Krankenhaus‹. Heißt Armenstift der göttlichen Harmonie. Aber ist ein Kackloch.«

»Dein Kind ist im Krankenhaus gestorben?«

»Ja, Herr, meine Tochter Laia.«

»Woran ist sie gestorben?«

»Herzklappe. Angeblich. Ist nicht genug gewachsen. Mit zwei Jahren tot.«

»Haben Sie noch mehr Kinder?«

»Keine am Leben. Drei geboren. Schwer für die alte Suhle. Aber nu sagt sie: ›Ach, muss ich mich jetzt nicht um sie grämen, ist auch gut so!‹ Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Herr?« Das plötzliche Umschalten auf den Satzbau der gehobenen Klassen irritierte Shevek. Ungeduldig protestierte er: »Ja! Erzähl weiter.«

Da sein Ausruf spontan oder weil er krank war und man nett zu ihm sein sollte, verschloss sich Efor diesmal nicht. »Wollte Sani beim Militär machen, früher«, sagte er, »aber die waren schneller. Einberufung. ›Ordonnanz‹, beschließen sie, ›du wirst Ordonnanz.‹ Ich gehorche. Gute Ausbildung, Ordonnanz. Gleich nach dem Militär zu einem Herrn in den Dienst.«

»Hättest du dich beim Militär zum Sanitäter ausbilden lassen können?« Das Gespräch ging weiter. Shevek fiel es schwer, ihm zu folgen, sowohl sprachlich als auch inhaltlich. Ihm wurde von Dingen erzählt, mit denen er überhaupt keine Erfahrung besaß. Er hatte noch nie eine Ratte oder eine Kaserne, eine Irrenanstalt, ein Armenhaus, eine Pfandleihe, eine

Hinrichtung, einen Dieb, ein Wohnsilo, einen Mieteintreiber oder einen Menschen gesehen, der arbeiten wollte und keine Arbeit finden konnte. Und noch nie einen toten Säugling im Straßengraben. Von all diesen Dingen sprach Efor in seinen Erinnerungen als Alltäglichkeiten oder ganz gewöhnlichen Schrecken. Um sie zu verstehen, musste Shevek seine ganze Vorstellungskraft aufbieten und sich jedes bisschen Wissen über Urras ins Gedächtnis rufen. Doch gleichzeitig waren sie ihm irgendwie vertrauter als alles andere, was er bisher hier zu sehen bekommen hatte, und er verstand.

Dies war Urras, wie er es aus der Schule auf Anarres kannte. Dies war die Welt, von der seine Vorfahren geflohen waren, um lieber Hunger und Wüste und endloses Exil in Kauf zu nehmen. Dies war die Welt, die Odos Denken geprägt und sie für die Äußerung ihrer Gedanken achtmal ins Gefängnis gebracht hatte. Dies war das menschliche Leiden, aus dem die Ideale seiner Gesellschaft erwachsen waren, der Boden, in dem sie wurzelten.

Es war nicht »das wirkliche Urras«. Die Würde und Schönheit des Zimmers, in dem er sich mit Efor befand, war genauso real wie das Elend, das Efors Leben prägte. Für Shevek hatte ein denkender Mensch nicht die Aufgabe, eine Realität zugunsten der anderen zu leugnen, sondern beide zu sehen und miteinander zu verknüpfen. Es war keine leichte Aufgabe.

»Wieder müde, Herr«, sagte Efor. »Lieber ausruhen.«

»Nein, ich bin nicht müde.«

Efor ließ einen Moment seinen Blick auf ihm ruhen. Wenn Efor als Diener auftrat, war sein faltiges, glattrasiertes Gesicht fast ausdrucksleer; während der letzten Stunde hatte Shevek darin gewaltige Veränderungen wahrgenommen, Ausdrücke von Härte, Humor, Zynismus und Schmerz. Gerade war seine Miene mitfühlend, aber distanziert.

»Anders da, wo Sie her sind«, sagte Efor.

»Vollkommen anders.«

»Keiner ohne Arbeit.«

In seiner Stimme klang leise Ironie oder eine Frage mit.

»Nein.«

»Und keiner hungrig.«

»Keiner muss hungern, wenn andere zu essen haben.«

»Ah.«

»Aber wir kennen Hunger. Wir haben schon Hunger gelitten. Vor acht Jahren hatten wir eine Hungersnot. Damals kannte ich eine Frau, die ihr Kind getötet hat, weil sie keine Milch hatte und es nichts anderes gab, nichts, was sie ihm geben konnte. Es ist nicht alles … alles Milch und Honig auf Anarres, Efor.«

»Das bezweifle ich nicht, Herr«, sagte Efor mit einem seiner seltsamen Rückfälle in die gehobene Diktion. Doch dann fletschte er die Zähne und sagte: »Aber *die* gibt es da nicht!«

»Die?«

»Das wissen Sie, Herr Shevek. Sie haben es mal gesagt. Die Besitzer.«

Am nächsten Abend schaute Atro herein. Pae hatte offenbar spioniert, denn nur wenige Minuten nachdem Efor den alten Herrn eingelassen hatte, spazierte auch er herein und erkundigte sich charmant und mitfühlend nach Sheveks Befinden. »Sie haben in den letzten Wochen viel zu hart gearbeitet, Herr«, sagte er. »Sie dürfen sich nicht so verausgaben.« Er setzte sich nicht zu ihnen, sondern verabschiedete sich rasch, die Höflichkeit selbst. Atro redete weiter über den Krieg in Benbili, der sich, wie er es ausdrückte, zu einer »Großoperation« entwickelte.

»Sind die Menschen in diesem Land denn für den Krieg?«, unterbrach Shevek den Vortrag zum Thema Strategie. Ihn hatte gewundert, dass die Vogelfraßblätter so ganz auf moralische Stellungnahmen verzichteten. Sie hatten mit dem lauten Geschimpfe aufgehört; sie wiederholten oft wortwörtlich die von der Regierung per Telefax verbreiteten Texte.

»Dafür? Sie glauben doch nicht, dass wir uns hinlegen und von den verfluchten Thuviern überrennen lassen? Unser Status als Weltmacht steht auf dem Spiel!«

»Aber ich meinte die Menschen, nicht die Regierung. Die Menschen, die kämpfen müssen.«

»Was sollen die schon meinen? Sie sind Masseneinberufungen gewohnt. Dazu sind sie schließlich da, mein Lieber! Um für ihr Land zu kämpfen. Und lassen Sie mich sagen, es gibt auf der Welt keinen besseren Soldaten als den gemeinen jotischen Rekruten, wenn er zum absoluten Gehorsam erzogen ist. Mag sein, dass er in Friedenszeiten zu sentimentalem Pazifismus neigt, aber darunter besitzt er Mumm. Der gemeine Soldat ist für uns als Nation immer die größte Ressource gewesen. Durch ihn haben wir unsere Vorrangstellung errungen.«

»Indem Sie auf einen Haufen toter Kinder geklettert sind?«, fragte Shevek, doch seine Stimme war von Zorn oder vielleicht einem uneingestandenen Wunsch, die Gefühle des Alten nicht zu verletzen, gedämpft, so dass Atro ihn nicht hörte.

»Nein«, fuhr dieser fort, »Sie werden in diesen Menschen einen stahlharten Kern entdecken, wenn das Land bedroht ist. Zwischen den Kriegen krakeelen in Nio und den Industriestädten ein paar Volksverhetzer herum, aber es ist großartig zu erleben, wie das Volk zusammensteht, wenn die Fahne in Gefahr ist. Ich weiß, das mögen Sie nicht glauben. Das Problem mit dem Odonismus, mein Lieber, ist, dass er weibisch ist. Er

begreift die virile Seite des Lebens nicht mit ein. ›Blut und Stahl, Glanz der Schlacht‹ heißt es beim alten Dichter. Der Odonismus versteht Mut nicht – die Liebe zur Fahne.«

Shevek schwieg eine Weile, dann sagte er sanft: »Das mag zum Teil stimmen. Zumindest haben wir keine Fahnen.«

Als Atro gegangen war, kam Efro, um das Abendessen abzutragen. Shevek unterbrach ihn dabei. Er trat dicht an ihn heran, sagte »Verzeihung, Efor« und legte einen Zettel aufs Tablett, auf den er geschrieben hatte: »Gibt es in diesem Zimmer ein Mikrophon?«

Der Diener beugte das Haupt und las, langsam, dann hob er den Kopf und sah Shevek an, mit einem langen Blick aus kurzer Distanz. Danach schaute er rasch zum Schornstein über dem Kamin.

»Im Schlafzimmer?«, fragte Shevek mit derselben Methode.

Efor schüttelte den Kopf, setzte das Tablett ab und folgte Shevek ins Schlafzimmer. Die Tür schloss er hinter sich mit der Geräuschlosigkeit eines guten Dieners.

»Das habe ich am ersten Tag gesehen, beim Staubwischen«, sagte er mit einem Grinsen, das die Falten in seinem Gesicht zu harten Furchen presste.

»Und hier nicht?«

Efor zuckte die Achseln. »Nie eins gefunden. Könnten da drin Wasser laufen lassen, Herr, wie in den Spionagegeschichten.«

Sie traten in den prächtigen goldenen und elfenbeinweißen Tempel der Latrine ein. Efor drehte die Hähne auf und inspizierte die Wände. »Nein«, sagte er. »Denke nicht. Spionenaugen erkenne ich. Seit meiner Arbeit für einen Mann in Nio früher. Einmal kennen, dann sind sie nicht zu übersehen.«

Shevek holte einen weiteren Zettel aus seiner Tasche und zeigte ihn Efor. »Wissen Sie, woher dies kommt?«

Es war der Brief, den er in seinem Mantel gefunden hatte: »Schließ dich uns an deinen brüdern.«

Nach längerem Schweigen – er las langsam und bewegte dabei die Lippen – sagte Efor: »Ich weiß nicht, woher das gekommen ist.«

Shevek war enttäuscht. Er war auf den Gedanken verfallen, dass Efor selbst über ausgezeichnete Möglichkeiten verfügte, seinem »Herrn« etwas in die Tasche zu schmuggeln.

»Aber weiß, von wem. Gewissermaßen.«

»Von wem? Wie kann ich sie finden?«

Erneutes Schweigen. »Gefährlich, Herr Shevek.« Efor wandte sich ab und drehte die Wasserhähne weiter auf.

»Ich will Sie nicht behelligen. Wenn Sie mir nur sagen können – sagen können, wohin ich mich wenden soll. Wonach ich fragen soll. Nur einen Namen vielleicht.«

Noch längeres Schweigen. Efors Gesicht war hart und beklommen. »Ich will nicht –«, sagte er und brach ab. Dann sagte er unvermittelt und sehr leise. »Hören Sie, Herr Shevek, man braucht Sie weiß Gott, wir brauchen Sie, aber schauen Sie, Sie wissen nicht, wie es ist. Wie wollen Sie sich verstecken? Ein Mann wie Sie? Der so aussieht wie Sie? Das hier ist eine Falle, aber die Fallen sind überall. Sie können flüchten, aber sie können sich nicht verstecken. Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Kann Ihnen Namen geben, klar. Jeder Nioter wird Ihnen sagen, wohin. Wir haben die Nase langsam voll. Wir brauchen Luft zum Atmen. Aber wenn man Sie gefangen nimmt, erschießt, wie fühle ich mich dann? Acht Monate arbeite ich für Sie, und ich mag Sie. Ich bewundere Sie. Die kommen die ganze Zeit bei mir an. Ich sage: ›Nein. Lasst ihn in Ruhe. Ein guter Mann, und für unsere Sorgen kann er nichts. Lasst ihn dahin zurück, wo er herkommt, wo

die Menschen frei sind. Lasst einen aus diesem gottverdammten Gefängnis frei, in dem wir leben!‹«

»Ich kann nicht zurück. Noch nicht. Ich möchte diese Leute treffen.«

Efor schwieg. Vielleicht war es die lebenslange Gewohnheit des Dieners, eines Mannes, der gehorcht, die ihn dazu brachte zu nicken und zu flüstern: »Tujo Maedda, zu ihm müssen Sie gehen. Schalkgasse, Altstadt. Lebensmittelladen.«

»Pae sagt, ich darf das Universitätsgelände nicht verlassen. Sie können mich aufhalten, wenn sie mich in den Zug steigen sehen.«

»Taxi, vielleicht«, sagte Efor. »Ich rufe Ihnen eins, Sie nehmen die Treppe nach unten. Ich kenne Kae Oimon am Stand. Der ist vernünftig. Aber ich weiß nicht.«

»Gut. Jetzt sofort. Pae war gerade hier, er hat mich gesehen, er denkt, ich bleibe hier, weil ich krank bin. Wie spät ist es?«

»Halb acht.«

»Wenn ich jetzt gehe, habe ich den Abend, um mich zurechtzufinden. Ruf das Taxi, Efor.«

»Ich packe Ihnen eine Tasche, Herr –«

»Eine Tasche? Wozu?«

»Sie werden etwas zum Anziehen brauchen –«

»Ich bin angezogen! Nun los.«

»Sie können nicht einfach nur mit nichts gehen«, widersprach Efor. Das machte ihm mehr Angst und Sorge als alles andere. »Haben Sie Geld?«

»Oh. Ja, das sollte ich mitnehmen.«

Shevek machte sich bereits fertig. Efor kratzte sich am Kopf, zog ein finsteres Gesicht, aber ging zum Telefon auf dem Flur, um das Taxi anzurufen. Als er wiederkam, stand Shevek schon im Mantel vor seiner Tür. »Gehen Sie nach unten«, sagte Efor widerwillig. »Kae kommt an die

Hintertür, fünf Minuten. Sagen Sie ihm, er soll über die Waldstraße rausfahren, da steht kein Posten wie am Haupttor. Nicht durch das Tor fahren, da werden Sie ganz sicher angehalten.«

»Wird man Ihnen die Schuld geben, Efor?«

Sie flüsterten beide.

»Ich weiß gar nicht, dass Sie weg sind. Morgen sag ich, dass Sie noch nicht auf sind. Schlafen. Das wird sie hinhalten.«

Shevek nahm ihn bei den Schultern, umarmte ihn und schüttelte ihm die Hand. »Danke, Efor!«

»Viel Glück«, sagte der Mann verdutzt. Shevek war bereits fort.

Der teure Tag mit Vea hatte Shevek den größten Teil seines Bargelds gekostet, und für das Taxi nach Nio verbrauchte er weitere zehn Einheiten. Er stieg an einer großen U-Bahn-Station aus und fand mit Hilfe einer Karte den Weg per U-Bahn in die Altstadt, die er bis dahin noch nie gesehen hatte. Da die Schalkgasse nicht auf der Karte verzeichnet war, stieg er im Zentrum der Altstadt aus. Als er aus der großzügigen Marmorhalle auf die Straße trat, blieb er verwirrt stehen. Hier sah es gar nicht nach Nio Esseia aus.

Ein feiner Nieselregen fiel, und es war ziemlich dunkel. Die Straßen waren unbeleuchtet. Es gab Laternenmasten, aber die Lampen waren nicht an, oder sie waren kaputt. Hier und dort leuchtete es gelb durch Schlitze in den Fensterläden. Ein Stück weiter die Straße entlang strömte Licht aus einer offenen Tür, vor der eine Gruppe von Männern stand und sich laut unterhielt. Das nasse, rutschige Pflaster war mit Papierfetzen und Abfällen übersät. Die Ladenfronten waren, soweit er sie ausmachen konnte, niedrig und mit schweren Eisen- oder Holzläden verbarrikadiert, alle bis auf ein Geschäft, das ausgebrannt war. Es stand schwarz und leer da, aus den

Rahmen der zerbrochenen Fenster ragten noch die Scherben. Menschen gingen vorüber, stumme, hastende Schatten.

Hinter ihm kam eine alte Frau die Treppe hinauf, und er drehte sich zu ihr um, um sie nach dem Weg zu fragen. Im Licht der gelben Kugel, die den Eingang zur U-Bahn-Station markierte, konnte er ihr Gesicht deutlich erkennen: weiß und runzlig mit dem toten, abwehrenden Blick der Erschöpfung. Über ihren Wangen baumelten große Glasohrringe. Mühsam stieg sie die Stufen hinauf, von Müdigkeit oder Arthritis oder einem Wirbelsäulenleiden gebeugt. Aber sie war nicht so alt, wie er gedacht hatte; sie war noch keine dreißig.

»Können Sie mir sagen, wie ich in die Schalkgasse komme«, fragte er sie stockend. Sie streifte ihn mit einem gleichgültigen Blick, beschleunigte, als sie oben angekommen war, ihre Schritte und ging ohne ein Wort weiter.

Shevek lief auf gut Glück die Straße hinunter. Die Erregung nach dem plötzlichen Entschluss und der Flucht aus Jeu Eun war Sorge gewichen, einem Gefühl der Getriebenheit, des Gejagtseins. Er umging die Gruppe von Männern vor der Tür, weil sein Instinkt ihm sagte, dass es nicht klug war, sich einer solchen Gruppe als Fremder allein zu nähern. Als er vor sich einen Mann sah, der allein unterwegs war, holte er ihn ein und stellte seine Frage erneut. Der Mann sagte: »Das weiß ich nicht«, und wandte sich ab.

Es gab keine andere Möglichkeit, als weiterzugehen. Er kam an eine besser beleuchtete Querstraße, die sich in beiden Richtungen durch den Nieseldunst wand, bunt und trist mit vielen grellen Schildern und Leuchtreklamen. Es gab jede Menge Weinläden und Pfandleihen, teils noch geöffnet. Die Straße war voller Menschen, die aneinander vorbeidrängelten und in den Weinläden ein und aus gingen. In der Gosse lag ein Mann, der sich den Mantel über den Kopf gezogen hatte. Er lag schlafend, krank, tot

im Regen. Voll Abscheu starrte Shevek auf ihn – und die anderen, die ohne hinzusehen vorübergingen.

Während er wie gelähmt dastand, blieb jemand vor ihm stehen und schaute in sein Gesicht hinauf, ein kleiner, unrasierter, schiefhalsiger Mann von fünfzig oder sechzig, mit rotgeränderten Augen und einem weit aufgerissenen, zahnlos lachenden Mund. Einfältig grinsend streckte er dem großen, erschrockenen Mann eine zittrige Hand entgegen und raunte: »Woher haste die vielen Haare, eh, eh, woher hast du die vielen Haare?«

»Können – können Sie mir sagen, wie ich in die Schalkgasse komme?«

»Schalk, klar, ich mach Spaß. Nein, keinen Spaß, ich bin pleite. He, hast du ’n kleinen Blauen für ’n Schnaps an einem kalten Abend? Du hast bestimmt einen kleinen Blauen.«

Er trat näher. Shevek wich zurück, sah die geöffnete Hand, aber verstand nicht.

»Komm, sei kein Spaßverderber, ein kleiner Blauer«, raunte der Mann mechanisch, ohne zu betteln oder zu drohen, den Mund noch immer zum sinnlosen Grinsen geöffnet, und hielt ihm die Hand hin.

Jetzt begriff Shevek. Er fischte in seiner Tasche, fand sein letztes Geld und drückte es dem Bettler in die Hand. Dann schob er sich kalt vor Angst, die ihm nicht selbst galt, an dem Mann vorbei, der weiterfaselte und nach seinem Mantel schnappte, und lief zur nächsten offenen Tür. Sie befand sich unter einem Schild mit der Aufschrift »Pfandleihe und Gebrauchtwaren. Preiswert und gut«. Zwischen den Regalen mit abgetragenen Mänteln, Schuhen, Schals, ramponierten Instrumenten, kaputten Lampen, nicht zusammenpassendem Geschirr, Kanistern, Löffeln, Perlen, Bruchstücken und Fragmenten – allesamt mit Preisen ausgezeichnet – versuchte er sich zu sammeln.

»Suchen Sie was?«

Er stellte seine Frage erneut.

Der Inhaber, ein dunkler Mann, der so groß war wie Shevek, aber gebeugt und äußerst hager, sah ihn an. »Was wollen Sie da?«

»Ich suche jemanden, der dort wohnt.«

»Wo kommen Sie her?«

»Ich muss in diese Straße, die Schalkgasse. Ist das weit von hier?«

»Wo sind Sie her?«

»Ich bin vom Anarres, vom Mond«, sagte Shevek aufgebracht. »Ich muss in die Schalkgasse. Jetzt. Heute Abend.«

»Der sind Sie? Der Wissenschaftler? Was zum Teufel machen Sie hier?«

»Ich flüchte vor der Polizei! Wollen Sie ihnen sagen, dass ich hier bin, oder wollen Sie mir helfen?«

»Gott verflucht«, sagte der Mann. »Gott verflucht. Hören Sie …« Er zögerte, setzte an, etwas zu sagen, setzte noch einmal neu an und sagte schließlich: »Einfach weiter geradeaus«, um im selben Atemzug, allerdings offenbar nach einem vollständigen Sinneswandel, fortzufahren: »Gut. Ich mach zu. Bring Sie hin. Warten Sie. Gott verflucht!«

Er kramte hinten im Laden, schaltete das Licht aus, ging mit Shevek nach draußen, zog Metallrollläden herunter und schloss sie ab, verriegelte die Tür, schlug ein schnelles Tempo an und sagte: »Kommen Sie!«

Sie liefen zwanzig oder dreißig Straßen weiter, immer tiefer in das Labyrinth aus gewundenen Straßen und Gassen im Herzen der Altstadt hinein. In der lückenhaft beleuchteten Dunkelheit fiel weich der Nieselregen, und es roch nach Verfall, nassem Stein und Metall. Sie bogen in eine laternenlose Gasse zwischen hohen alten Mietshäusern, in deren Erdgeschoss sich größtenteils Läden befanden. Vor einem davon blieb Sheveks Führer stehen und klopfte an den Fensterladen: V. Maedda, Delikatessen. Nach einer ganzen Weile ging die Tür auf. Der Pfandleiher

besprach sich mit jemandem, der drinnen stand. Dann winkte er Shevek, und sie gingen beide hinein. Ein junges Mädchen hatte sie eingelassen. »Tujo ist hinten, kommt mit«, sagte sie und blickte im schwachen Licht des hinteren Flurs zu Shevek auf. »Sind Sie es?« Ihre Stimme war leise und eindringlich; sie lächelte seltsam. »Sind Sie es wirklich?«

Tujo Maedda war ein dunkler Mann von Mitte vierzig, mit einem angespannten, intelligenten Gesicht. Als sie eintraten, schlug er ein Buch zu, in dem er geschrieben hatte, und stand rasch auf. Den Pfandleiher begrüßte er mit Namen, ohne jedoch den Blick von Shevek zu wenden.

»Er ist in mein Geschäft gekommen, um nach dem Weg hierher zu fragen, Tujo. Sagt, er ist der, du weißt, der vom Anarres.«

»Das stimmt, nicht wahr?«, sagte Maedda bedächtig. »Shevek. Was machen Sie hier?« Er sah Shevek unverwandt mit klaren, besorgten Augen an.

»Ich suche Hilfe.«

»Wer hat Sie zu mir geschickt?«

»Der erste Mann, den ich gefragt habe. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Ich habe ihn gefragt, wohin ich gehen kann, und er hat Sie genannt.«

»Weiß sonst noch jemand, dass Sie hier sind?«

»Sie wissen nicht, dass ich weg bin. Morgen werden sie es merken.«

»Geh Remeivi holen«, sagte Maedda zu dem Mädchen. »Nehmen Sie Platz, Dr. Shevek. Sie müssen mir erst mal erzählen, was los ist.«

Shevek setzte sich auf einen Holzstuhl, aber knöpfte seinen Mantel nicht auf. Er war so müde, dass er zitterte. »Ich bin geflohen«, sagte er. »Aus der Universität, aus dem Gefängnis. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Vielleicht gibt es hier überall nur Gefängnisse. Ich bin hergekommen, weil man mir von den niederen Schichten erzählt hat, den arbeitenden

Klassen, und ich dachte, das klingt nach meinen Leuten. Leuten, die einander vielleicht helfen.«

»Wozu brauchen Sie Hilfe?«

Shevek versuchte sich zusammenzureißen. Er sah sich in dem kleinen unordentlichen Büro um, wandte sich Maedda zu und sagte: »Ich habe etwas, das sie haben wollen. Eine Idee. Eine wissenschaftliche Theorie. Ich bin vom Anarres hierhergekommen, weil ich dachte, dass ich die Arbeit hier abschließen und veröffentlichen könnte. Ich wusste nicht, dass eine Idee hier Staatseigentum ist. Ich arbeite nicht für einen Staat. Ich kann das Geld und die Sachen, die sie mir geben, nicht annehmen. Ich will weg. Aber ich kann nicht nach Hause. Deswegen bin ich hergekommen. Sie interessieren sich nicht für meine Wissenschaft, und vielleicht mögen Sie Ihre Regierung auch nicht.«

Maedda grinste. »Nein, die mag ich nicht. Aber unsere Regierung mag mich genauso wenig. Sie haben nicht den sichersten Ort gewählt, weder für sich noch für uns … Keine Sorge. Heute ist heute; wir werden überlegen, was zu tun ist.«

Shevek reichte Maedda den Zettel, den er in seiner Manteltasche gefunden hatte. »Deswegen bin ich gekommen. Ist das von jemandem, den Sie kennen?«

»›Schließ dich uns an deinen brüdern …‹« Ich weiß nicht. Könnte sein.«

»Sind Sie Odonier?«

»Zum Teil. Syndikalisten, Libertarier. Wir arbeiten mit den Thuvisten und der Sozialistischen Arbeitergewerkschaft zusammen, aber wir sind antizentralistisch. Sie sind in einem ziemlich heißen Moment gekommen, wissen Sie.«

»Der Krieg?«

Maedda nickte. »Für in drei Tagen ist eine Demonstration angekündigt. Gegen Wehrdienstpflicht, Kriegssteuern, den Anstieg der Lebensmittelpreise. Nio Esseia hat vierhunderttausend Arbeitslose, und sie erhöhen Steuern und Preise.« Er hatte Shevek während ihres Gesprächs unverwandt beobachtet; jetzt löste er seinen Blick und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, als wäre die Prüfung vorbei. »Diese Stadt ist so ziemlich zu allem bereit. Was wir brauchen, ist ein Streik, ein Generalstreik, und Massendemonstrationen. So etwas wie den von Odo angeführten Streik des Neunten Monats«, fügte er mit einem trockenen, angespannten Lächeln hinzu. »Wir könnten Odo jetzt gut gebrauchen. Aber diesmal haben sie keinen Mond, mit dem sie sich loskaufen können. Wir schaffen hier Gerechtigkeit oder nirgends.« Er sah Shevek erneut an und fuhr mit weicherer Stimme fort: »Wissen Sie, was Ihre Gesellschaft uns hier in den letzten hundertfünfzig Jahren bedeutet hat? Wissen Sie, dass man hier, wenn man einander Glück wünscht, sagt: ›Mögest du auf Anarres wiedergeboren werden!‹? Zu wissen, dass es ihn gibt, dass es eine Gesellschaft ohne Regierung, ohne Polizei, ohne wirtschaftliche Ausbeutung gibt und dass sie nie wieder sagen können, das wäre bloß eine Illusion, ein idealistischer Traum! Ich weiß nicht, ob Ihnen wirklich klar ist, warum man Sie dort draußen in Jeu Eun so gut versteckt hat, Dr. Shevek. Warum man Ihnen nie erlaubt hat, bei Veranstaltungen aufzutreten, zu denen die Öffentlichkeit zugelassen war. Warum sie in dem Moment, wo sie entdecken, dass Sie weg sind, hinter Ihnen her sein werden wie die Hunde hinter einem Kaninchen. Es ist nicht nur wegen Ihrer Idee. Sondern weil Sie selbst eine Idee sind. Eine gefährliche Idee. Die fleischgewordene Idee des Anarchismus. Lebendig unter uns.«

»Dann hast du jetzt deine Odo«, sagte das junge Mädchen mit ihrer leisen, eindringlichen Stimme. Sie war wieder hereingekommen, während

Maedda sprach. »Schließlich war Odo auch bloß eine Idee. Dr. Shevek ist der Beweis.«

Maedda schwieg einen Augenblick. »Ein nicht vorzeigbarer Beweis«, sagte er.

»Wieso?«

»Wenn die Leute wissen, dass er hier ist, weiß es die Polizei auch.«

»Lass sie kommen und versuchen, ihn mitzunehmen«, sagte das Mädchen und lächelte.

»Die Demonstration wird absolut gewaltfrei sein«, erwiderte Maedda unvermittelt heftig. »Das hat selbst die SAG zugesagt.«

»Ich habe das nicht zugesagt, Tujo. Ich werde mir von den Schwarzjacken nicht den Schädel einschlagen oder das Hirn wegpusten lassen. Wenn die mir was tun, schlage ich zurück.«

»Lauf zu ihnen über, wenn dir ihre Methoden gefallen. Gerechtigkeit erlangt man nicht durch Gewalt!«

»Und Macht erlangt man nicht durch Passivität.«

»Wir wollen keine Macht. Wir wollen das Ende der Macht! Was sagen Sie?«, fragte Maedda Shevek. »Die Mittel sind der Zweck. Das hat Odo ihr Leben lang gepredigt. Nur Frieden schafft Frieden, nur gerechte Taten schaffen Gerechtigkeit. Darüber dürfen wir am Vorabend der Taten nicht geteilter Meinung sein!«

Shevek sah erst ihn an, dann das Mädchen und den Pfandleiher, der an der Tür stand und gespannt zuhörte. Mit müder, leiser Stimme sagte er: »Wenn ich von Nutzen sein kann, dann benutzen Sie mich. Vielleicht könnte ich in einer Ihrer Zeitungen eine Stellungnahme veröffentlichen. Ich bin nicht nach Urras gekommen, um mich zu verstecken. Wenn alle wissen, dass ich hier bin, vielleicht scheut sich die Regierung dann davor, mich öffentlich zu verhaften? Ich weiß es nicht.«

»Das ist es«, sagte Maedda. »Natürlich.« In seinen dunklen Augen loderte die Erregung. »Wo zum Teufel ist Remeivi? Geh seine Schwester anrufen, Siro. Sag ihr, sie soll ihn finden und herschicken. – Schreiben Sie, weshalb Sie hergekommen sind, schreiben Sie über Anarres, schreiben Sie, warum Sie sich nicht an die Regierung verkaufen wollen. Schreiben Sie, was Sie wollen – wir sorgen dafür, dass es gedruckt wird. Siro! Ruf auch noch Meisthe an. – Wir werden Sie verstecken, aber, bei Gott, wir werden jeden Menschen in A-Jo wissen lassen, dass Sie hier sind, hier bei uns!« Die Worte sprudelten aus ihm hervor, während er mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab ging. »Und nach der Demonstration, nach dem Streik sehen wir weiter. Vielleicht wird die Situation dann anders sein! Vielleicht werden Sie sich nicht mehr verstecken müssen!«

»Vielleicht werden alle Gefängnistüren aufgehen«, sagte Shevek. »Nun, dann geben Sie mir Papier, ich werde schreiben.«

Die junge Siro kam zu ihm. Lächelnd bückte sie sich, als wollte sie sich vor ihm verneigen, und küsste ihn schüchtern und feierlich auf die Wange; dann ging sie hinaus. Ihre Lippen waren kühl, und Shevek spürte ihre Berührung noch lange Zeit.

Er verbrachte einen Tag auf dem Dachboden eines Mietshauses in der Schalkgasse und zwei Nächte und einen Tag in einem Keller unter einer Gebrauchtmöbelhandlung, einem seltsamen halbdunklen Raum voll von leeren Spiegelrahmen und zerbrochenen Bettgestellen. Er schrieb. Sie brachten ihm das Geschriebene binnen Stunden in gedruckter Form zurück: zuerst in der *Modernen Zeit* und später, nachdem die Druckerpressen der Zeitung angehalten und die Redakteure verhaftet worden waren, auf

Flugblättern, die auf einer geheimen Presse gedruckt wurden, zusammen mit Aufrufen und Informationen zur Demonstration und zum Generalstreik. Er las das, was er geschrieben hatte, nicht wieder durch. Er hörte weder Maedda noch den anderen genauer zu, wenn sie ihm schilderten, mit welcher Begeisterung die Blätter gelesen wurden, wie sich die Zustimmung zum Streik verbreitete, welche Wirkung seine Teilnahme an der Demonstration in den Augen der Welt haben würde. Wenn sie ihn allein ließen, zog er bisweilen ein kleines Heft aus der Brusttasche seines Hemdes und sah sich die kodierten Notizen und Gleichungen der Allgemeinen Theorie der Zeitlichkeit an. Er stierte darauf, ohne sie lesen zu können. Er verstand sie nicht. Und so steckte er das Heft wieder ein und legte den Kopf in die Hände.

Es gab keine Fahne von Annares, die man hätte schwingen können, doch unter die Plakate mit dem Aufruf zum Generalstreik und die blauweißen Banner der Syndikalisten und der Sozialistischen Arbeiter mischten sich viele selbstgemalte Schilder mit dem grünen Kreis des Lebens, dem alten Symbol der Odonierbewegung vor 200 Jahren. Alle Fahnen und Schilder leuchteten tapfer im Sonnenlicht.

Es tat gut, draußen zu sein, nach den Zimmern mit verschlossenen Türen, den Verstecken. Es tat gut, zu gehen und die Arme zu schwingen, die klare Luft des Frühlingsmorgens zu atmen. Unter so vielen Menschen zu sein, in einer so riesigen Menge, Tausenden, die gemeinsam marschierten und nicht nur die Hauptstraße, sondern auch sämtliche Nebenstraßen füllten, war beängstigend, aber zugleich auch berauschend. Wenn sie sangen, verwandelten sich der Rausch und die Angst in blinde

Begeisterung; Sheveks Augen füllten sich mit Tränen. Wie sich diese Abertausenden Stimmen, gedämpft durch die Weite, zwischen den hohen Gebäuden zu einem Lied vereinten, war überwältigend. Es berührte ihn tief. Durch die Entfernung, die der Schall zurücklegen musste, verschob sich der Gesang an der Spitze des Zuges, weit voraus auf der Straße, gegen den der endlosen Massen, die weiter hinten kamen, so dass die Melodie ständig nachhinkte und wieder aufholte und alle Teile des Lieds gleichzeitig gesungen wurden, wie in einem Kanon, obwohl jeder Sänger von Anfang bis Ende mitsang.

Er kannte ihre Lieder nicht, hörte nur zu und ließ sich von der Musik tragen, bis von vorne Welle um Welle durch den langsamen, sich fortwälzenden Fluss der Menschen eine vertraute Melodie zu ihm nach hinten drang. Da hob er das Haupt und sang das Lied mit ihnen, in seiner eigenen Sprache, wie er es gelernt hatte: die Revolutionshymne. Sie war vor zweihundert Jahren auf diesen Straßen, auf ebendieser Straße gesungen worden, von diesen Menschen, seinen Leuten.

Oh, Licht des Ostens, wecke
Jene, die geschlafen haben!
Die Finsternis verliert den Schrecken,
Das Versprechen gilt und wird gehalten.

Die Reihen um Shevek verstummten, um ihn zu hören, und er marschierte laut singend, lächelnd mit ihnen voran.

Auf dem Platz des Kapitols standen schätzungsweise hunderttausend Menschen, vielleicht auch zweimal so viele. Die Einzelnen waren ebenso

wenig zu zählen und zu orten wie die Teilchen der Atomphysik, und genauso wenig war auch ihr Verhalten vorherzusagen. Und trotzdem tat die Menge als Ganzes, diese gigantische Masse, das, was die Organisatoren des Streiks gewollt hatten. Sie versammelte sich, marschierte in geordneten Reihen, sang, füllte den Platz des Kapitols und alle umliegenden Straßen, stand in ihrer Zahllosigkeit unruhig, aber geduldig in der hellen Mittagssonne und lauschte den Rednern, deren Stimmen, hier und da verstärkt, von den sonnigen Fassaden des Senats und des Regierungspalasts widerhallten und über das ständige leise, große Gemurmel der Menge hinwegkrächzten und -zischten.

Auf diesem Platz befanden sich mehr Menschen, als in ganz Abbenay wohnten, dachte Shevek, doch der Gedanke war ohne Bedeutung, ein Versuch, das unmittelbare Erleben zu quantifizieren. Er stand mit Maedda und den anderen auf den Stufen des Regierungspalasts, vor den Säulen und den hohen Bronzetüren, ließ den Blick über die furchtsamen, ernsten Gesichter der Menge schweifen und lauschte wie sie den Rednern: nicht in dem Sinne hörend und verstehend, wie der rationale Verstand etwas aufnimmt und verarbeitet, sondern vielmehr so, wie man den eigenen Gedanken lauscht oder wie ein Gedanke das eigene Ich wahrnimmt und begreift. Als er selbst sprach, war das Reden nur wenig anders als das Hören. Ihn trieb kein bewusster eigener Wille, ihn hemmte keine Befangenheit. Nur das vielfache Echo seiner Stimme aus fernen Lautsprechern und von den Steinfassaden der großen Gebäude lenkte ihn ein wenig ab, so dass er bisweilen zögerte und sehr langsam sprach. Aber er musste nicht nach Worten suchen. Er sprach in ihrem Geist, aus ihren Herzen, in ihrer Sprache, obwohl er nicht mehr sagte, als er schon vor langer Zeit aus der eigenen Isolation, aus seinem innersten Wesen heraus formuliert hatte.

»Was uns zusammenführt, ist unser Leiden. Nicht die Liebe. Liebe gehorcht nicht dem Verstand, und will man sie zwingen, wandelt sie sich zu Hass. Das, was uns verbindet, ist etwas, das keine Entscheidung braucht. Wir sind Brüder. Brüder in dem, was wir teilen. Im Schmerz, den jeder von uns selbst durchleiden muss, im Hunger, in der Armut, in der Hoffnung erkennen wir unsere Brüderlichkeit. Wir erkennen sie, weil wir sie haben lernen müssen. Wir wissen, dass es für uns keine Hilfe gibt, wenn wir einander nicht helfen, dass keiner uns rettet, wenn wir nicht auch selbst anderen die Hand reichen. Und die Hand, die ihr reicht, ist leer, wie meine auch. Ihr habt nichts. Ihr besitzt nichts. Ihr habt kein Eigentum. Ihr seid frei. Ich habe nichts als das, was ihr seid und was ihr gebt.

Ich stehe hier, weil ihr in mir das Versprechen seht, jenes Versprechen, das wir vor zweihundert Jahren in dieser Stadt gegeben haben – *das Versprechen gilt und wird gehalten*. Wir haben es gehalten: auf Anarres. Wir haben nichts als unsere Freiheit. Wir haben euch nichts zu geben als die eigene Freiheit. Wir haben kein Gesetz als das eine Prinzip der gegenseitigen Hilfe von Einzelnen für Einzelne. Wir haben keine andere Regierung als das eine Prinzip freier Bindung. Wir haben keine Staaten, keine Nationen, keine Präsidenten, keine Kanzler, keine Häuptlinge, keine Generäle, keine Bosse, keine Bankiers, keine Hausbesitzer, keine Löhne, keine Almosen, keine Polizei, keine Soldaten, keine Kriege. Und auch sonst haben wir nicht viel. Wir sind Teilende, nicht Besitzende. Wir sind nicht wohlhabend. Bei uns ist keiner reich. Keiner ist mächtig. Wenn es Anarres ist, das ihr wollt, wenn das die Zukunft ist, nach der ihr strebt, dann sage ich euch, dass ihr mit leeren Händen dorthin kommen müsst. Ihr müsst allein kommen, so nackt, wie ein Kind auf die Welt kommt, in seine Zukunft. Ohne jede Vergangenheit, ohne jeden Besitz, für sein Überleben ganz und gar abhängig von anderen Menschen. Ihr dürft euch nicht nehmen, was ihr

nicht gegeben habt, und ihr müsst euch selbst geben. Die Revolution könnt ihr nicht kaufen. Die Revolution könnt ihr nicht machen. Die Revolution könnt ihr nur *sein*. Sie ist in euch, oder sie ist nirgendwo.«

Als Shevek endete, war das Rattern der nahenden Polizeihubschrauber so laut geworden, dass es seine Stimme übertönte.

Er trat vom Mikrophon zurück und blinzelte in die Sonne. Viele in der Menge taten es ihm gleich, und die Bewegung ihrer Köpfe sah aus wie ein Windstoß, der über ein sonniges Kornfeld fegt.

Auf dem steinernen, von hohen Gebäuden umstellten Platz des Kapitols war der Lärm der Rotoren unerträglich, ein Rattern und Knattern wie von einem ungeheuren Roboter. Er übertönte das Stakkato der Maschinengewehre, die von den Hubschraubern abgefeuert wurden. Selbst als in der Menge Tumult ausbrach, war das Rattern der Hubschrauber, das blindwütige Getöse der Waffen, das sinnlose Wort noch zu hören.

Das Feuer der Hubschrauber konzentrierte sich zunächst auf die Leute, die auf oder in der Nähe der Stufen vor dem Regierungspalast standen. Den Menschen auf der Treppe boten die Säulen am Eingang unmittelbare Zuflucht, und der Portikus war binnen Sekunden zum Bersten gefüllt. Auf dem Platz steigerte sich der Lärm der Menge zu einem Tosen wie von einem Sturm, während die Menschen in Panik zu den acht Straßen drängten, die vom Platz fortführten. Die Hubschrauber flogen dicht über der Menge, aber es war nicht zu sagen, ob sie aufgehört hatten zu schießen oder noch weiter feuerten. Die Toten und Verwundeten waren zu dicht eingekeilt, um zu fallen.

Die bronzebeschlagenen Türen des Regierungspalasts gaben mit einem Krachen nach, das keiner hörte. Auf der Suche nach Schutz vor dem Kugelhagel drängten und trampelten die Menschen hinein. Sie schoben sich zu Hunderten in die hohen Marmorsäle; einige kauerten sich in das erste

Versteck, das sie fanden, andere drängten weiter, um einen Weg durch das Gebäude zu einem Hinterausgang zu finden, und wieder andere blieben, um alles, was sie konnten, zu zerstören, bevor die Soldaten kamen. Als diese in ihren sauberen schwarzen Uniformen zwischen den toten und sterbenden Frauen und Männern die Treppe hinaufmarschierten, lasen sie an der hohen, grauen, blanken Wand des weiten Foyers in Augenhöhe ein mit dicken Lettern aus Blut geschriebenes Wort: NIEDER.

Sie erschossen den Toten, der unter dem Wort lag, und als im Regierungspalast später die Ordnung wiederhergestellt war, wurde die Wand mit Wasser, Seife und Lumpen geschrubbt, doch das Wort blieb; es war gesprochen worden; es besaß eine Bedeutung.

Shevek wurde klar, dass er mit seinem Begleiter, der immer schwächer wurde und bereits taumelte, nicht mehr weitergehen konnte. Er wusste nicht, wohin, nur weg vom Platz des Kapitols. Und haltmachen ging auch nicht. Zweimal hatte sich die Menge auf dem Mesee Boulevard zusammengerottet und versucht, sich der Polizei entgegenzustellen, doch hinter den Polizisten kamen die gepanzerten Militärfahrzeuge und trieben die Leute vor sich her, immer weiter in die Altstadt zurück. Die Schwarzjacken hatten beide Male nicht geschossen, aber aus den anderen Straßen war Gewehrfeuer zu hören. Die Hubschrauber ratterten über den Straßen auf und ab; ihnen zu entkommen war unmöglich.

Sein Begleiter atmete stoßweise und rang nach Luft. Shevek hatte ihn schon eine ganze Weile halb getragen, und sie waren weit hinter der Hauptmasse der Menschen zurückgeblieben. Es war sinnlos zu versuchen, sie einzuholen. »Hier, setz dich hin«, sagte er zu dem Mann und half ihm,

sich auf der obersten Stufe eines Kellereingangs zu irgendeinem Lagerhaus niederzulassen, dessen Fensterläden in riesigen Kreidelettern mit dem Wort STREIK beschmiert waren. Er ging zur Kellertür hinunter und versuchte sie zu öffnen; sie war abgeschlossen. Alle Türen waren abgeschlossen. Eigentum war privat. Er nahm einen Pflasterstein, der sich in einer Ecke der Treppe gelöst hatte, und schlug das Vorhängeschloss samt Schließband von der Tür. Er tat es weder heimlich noch wütend, sondern mit der schlichten Selbstverständlichkeit eines Mannes, der die eigene Tür aufschließt. Er schaute hinein. Der Keller stand voller Kisten, aber Menschen waren nicht dort. Er half seinem Begleiter die Stufen hinunter, schloss hinter ihnen die Tür und sagte: »Setz dich hier oder leg dich hin, wenn du willst. Ich geh Wasser suchen.«

Der Keller, offensichtlich ein Chemikalienlager, enthielt eine Reihe von Wannen und ein System von Schlauchleitungen für Brände. Als Shevek zu seinem Begleiter zurückkehrte, hatte der Mann das Bewusstsein verloren. Shevek nutzte die Gelegenheit, ihm mit einem Rinnsal aus dem Schlauch die Hand zu waschen und sich die Verletzung anzusehen. Sie war schlimmer, als er gedacht hatte. Die Hand musste von mehr als einer Kugel getroffen worden sein, so dass ihr zwei Finger fehlten und außerdem die Handfläche und das Handgelenk zerfetzt waren. Knochensplitter ragten wie Zahnstocher aus der Wunde. Der Mann hatte, als die Hubschrauber zu schießen begannen, in der Nähe von Shevek und Maedda gestanden. Als er getroffen worden war, war er gegen Shevek gefallen und hatte sich an ihm festgehalten. Shevek hatte ihn auf dem langen Fluchtweg durch den Regierungspalast mit einem Arm um die Schulter gestützt; im ersten Gedränge konnten sich zwei besser auf den Beinen halten als einer allein.

Er tat, was er konnte, um die Blutung durch einen Druckverband zu stoppen und die zerstörte Hand zu verbinden oder zumindest abzudecken.

Dann flößte er dem Mann ein wenig Wasser ein. Er kannte seinen Namen nicht; seiner weißen Armbinde nach war er ein sozialistischer Arbeiter; er schien ungefähr Sheveks Alter zu haben, um die vierzig.

In den Fabriken des Südwestens hatte Shevek Männer gesehen, die bei Unfällen weit schwerer verletzt worden waren, und wusste von daher, dass Menschen fähig sind, die unglaublichsten Verletzungen und Schmerzen zu überstehen. Doch dort waren sie versorgt worden. Es hatte einen Chirurgen gegeben, der Amputationen vornahm, Blutkonserven für Transfusionen, ein Bett, in dem sie liegen konnten.

Er setzte sich neben den Mann, der nun im Schock vor sich hin dämmerte, und betrachtete die Kistenstapel, die langen dunklen Gänge dazwischen, das fahle Tageslicht, das durch die Ränder der Fensterläden an der Vorderwand drang, die weißen Salpeterstreifen an der Decke, die Spuren der Arbeiterstiefel und Gabelstaplerreifen auf dem staubigen Betonboden. In einer Stunde Hunderttausende, die unter freiem Himmel sangen, in der nächsten zwei Männer, die sich in einem Keller versteckten.

»Ihr seid erbärmlich«, sagte er auf Pravic zu seinem Begleiter. »Ihr könnt eure Türen nicht offen lassen. Ihr werdet niemals frei sein.« Sanft legte er dem Mann die Hand auf die Stirn; sie war kalt und schweißnass. Er lockerte für eine Weile den Druckverband, dann stand er auf, ging durch den dunklen Keller zur Tür und stieg zur Straße hinauf. Die Kolonne der gepanzerten Fahrzeuge war vorüber. Einige wenige Nachzügler von der Demonstration eilten vorbei, die Köpfe gesenkt, auf feindlichem Terrain. Shevek versuchte zwei von ihnen anzuhalten; ein dritter blieb schließlich stehen. »Ich brauche einen Arzt, für einen Verletzten. Können Sie einen Arzt hierherschicken?«

»Holen Sie ihn lieber raus.«

»Helfen Sie mir tragen.«

Der Mann eilte weiter. Über die Schulter rief er: »Sie kommen hier durch. Hauen Sie lieber ab.«

Dann kam niemand mehr vorbei, und auf einmal sah Shevek weit hinten in der Straße eine Reihe von Schwarzjacken. Er kehrte in den Keller zurück, schloss die Tür und setzte sich wieder neben den Verwundeten auf den Boden. »Hölle«, sagte er.

Nach einer Weile nahm er das kleine Heft aus der Hemdtasche und begann darin zu lesen.

Als er am Nachmittag vorsichtig hinausspähte, war auf der anderen Straßenseite ein gepanzertes Fahrzeug postiert, und zwei weitere sperrten die Kreuzung ab. Das erklärte die Rufe, die er gehört hatte: die Soldaten hatten einander offenbar Befehle erteilt.

Atro hatte ihm einmal erklärt, wie das vor sich ging. Dass die Feldwebel den Gefreiten befehlen konnten, die Leutnants den Feldwebeln und den Gefreiten, die Hauptmänner … und so weiter und so fort bis hinauf zu den Generälen, die alle anderen herumkommandieren durften und von niemandem Befehle entgegennehmen mussten außer dem Oberbefehlshaber. Shevek hatte mit ungläubigem Entsetzen zugehört. »Das nennen Sie Organisation?«, hatte er gefragt. »Oder auch nur Disziplin? Dabei ist es weder noch. Es ist ein außerordentlich ineffektiver Zwangsmechanismus – eine Art Dampfmaschine aus dem siebten Jahrtausend! Mit einer so starren, anfälligen Struktur – was wäre damit zu schaffen, das den Aufwand lohnte?« Atro hatte daraufhin die Gelegenheit genutzt, sich über den Wert des Krieges zur Erzeugung von Mut und Männlichkeit und zur Aussonderung der Untüchtigen zu verbreiten, wobei ihn allerdings die Art seiner Argumentationsführung zu dem Eingeständnis gezwungen hatte, dass Guerillakämpfer, die sich eigenmächtig von unten nach oben organisierten, äußerst effektiv seien. »Aber das funktioniert nur,

wenn Menschen glauben, für etwas zu kämpfen, das ihnen gehört, für ihr Zuhause oder irgendeine Idee«, hatte der alte Herr gesagt. Shevek hatte die Diskussion abgebrochen. Jetzt, in dem dunkel werdenden Kellerraum mit den Kistenstapeln voll unbeschilderter Chemikalien, setzte er sie fort. Er erklärte Atro, dass er inzwischen verstehe, warum das Militär auf diese Weise organisiert sei. Das sei tatsächlich notwendig. Der Zweck lasse sich durch keine rationale Organisationsform erfüllen. Er habe damals schlicht nicht verstanden, dass der Zweck darin bestehe, Männer mit Maschinengewehren in die Lage zu versetzen, unbewaffnete Männer und Frauen mühelos in großen Mengen ums Leben zu bringen, wenn es ihnen befohlen wurde. Was er allerdings immer noch nicht verstehen könne, sei, was das mit Mut oder Männlichkeit oder Tüchtigkeit zu tun habe.

Als es dunkler wurde, redete er auch von Zeit zu Zeit mit seinem Begleiter. Der Mann lag inzwischen mit offenen Augen da und stöhnte ein paarmal in einem Ton, der Shevek rührte, duldsam und irgendwie kindlich. Der Mann hatte sich tapfer bemüht, auf den Beinen zu bleiben und mitzukommen – die ganze Zeit, als die Menge in der ersten Panik den Regierungspalast stürmte und sie mit hindurchliefen, dann weiter in Richtung der Altstadt, und schließlich, als er nur noch gehen konnte. Er hatte die verletzte Hand unter der Jacke versteckt, an seine Seite gepresst, und sein Möglichstes getan, um Shevek nicht aufzuhalten. Als er zum zweiten Mal stöhnte, nahm Shevek seine heile Hand und flüsterte: »Psst, nicht. Sei still, Bruder«, weil er es nicht ertrug, mit anzuhören, wie der Mann litt, ohne dass er etwas für ihn tun konnte. Der Mann meinte vermutlich, er solle still sein, damit er sie nicht an die Polizei verrate, denn er nickte schwach und presste die Lippen zusammen.

Drei Nächte hielten die zwei dort aus. In dieser Zeit wurde im Lagerhausviertel immer wieder sporadisch gekämpft, und die

Militärblockade an ihrem Abschnitt des Mesee Boulevards blieb bestehen. Da die Kämpfe nie in die Nähe der Blockade kamen und diese mit vielen Mann besetzt war, fand sich keine Möglichkeit, das Versteck zu verlassen, ohne sich zu ergeben. Einmal, als sein Begleiter wach war, fragte Shevek: »Wenn wir rausgehen und uns stellen, was würde die Polizei mit uns machen?«

Der Mann flüsterte lächelnd: »Erschießen.«

Angesichts der stundenlang andauernden Schusswechsel nah und fern, der gelegentlichen lauten Explosionen und des ewigen Geratters der Hubschrauber klang seine Mutmaßung plausibel. Der Grund für sein Lächeln war weniger klar.

Er starb in der Nacht an Blutverlust, während sie aneinandergeschmiegt auf der Matratze lagen, die Shevek aus Verpackungsstroh gebaut hatte, um Wärme zu finden. Als Shevek wach wurde, war die Totenstarre bereits eingetreten. Er setzte sich auf und lauschte in die Stille des großen dunklen Kellerraums hinein, in die Stille der Straße draußen und überall in der ganzen Stadt – eine Totenstille.

Zehn

Anarres

Die Bahngleise im Südwesten verliefen größtenteils auf Dämmen, die sich einen Meter oder mehr über der Ebene erhoben. Auf erhöhten Trassen wehte weniger Staub, und die Reisenden hatten einen guten Blick über die Einöde.

Der Südwesten war die einzige der acht Regionen von Anarres, in der es kein größeres Gewässer gab. Im äußersten Süden bildeten sich im Sommer durch die Polarschmelze Sümpfe; in Äquatornähe gab es nur seichte Alkaliseen in riesigen Salzbecken. Auch Berge gab es nicht; etwa alle hundert Kilometer zog sich eine Hügelkette von Nord nach Süd, kahl, zerklüftet, zu Klippen und Felsnadeln verwittert. Sie waren von roten und violetten Streifen durchzogen, und an den Steilwänden wuchs Steinmoos, eine Pflanze, die auch bei extremster Hitze, Kälte, Dürre und jedem Wind überlebte. Die von ihm gebildeten graugrünen Flächen verwoben sich mit den Streifen im Sandstein zu Flickenteppichen. Davon abgesehen, war die einzige Farbe in der Landschaft ein bräunliches Grau, das überall dort ins Weißliche verblasste, wo Salzbecken halb unter Sand vergraben waren. Manchmal, wenn auch selten, trieben Gewitterwolken über die Ebene, strahlend weiß am purpurnen Himmel. Sie brachten keinen Regen, nur Schatten. Nach vorne wie nach hinten führten der Bahndamm und die blitzenden Schienen, so weit das Auge reichte, geradeaus.

»Kannst nichts machen im Südwesten«, sagte der Lokführer. »Bloß durchfahren.«

Sein Begleiter gab keine Antwort, denn er war eingeschlafen. Sein Kopf wackelte im Takt des vibrierenden Motors. Seine Hände, von der Arbeit gehärtet und von schwarzen Frostbeulen entstellt, lagen locker auf den Beinen; sein entspanntes Gesicht war traurig und von Falten zerfurcht. Er war in Kupferberg zugestiegen, und da es außer ihm keine Fahrgäste gab, hatte der Lokführer ihn eingeladen, ihm im Führerhaus Gesellschaft zu leisten. Er war sofort eingeschlafen. Der Lokführer betrachtete ihn von Zeit zu Zeit enttäuscht, aber mitleidig. Er hatte in den letzten Jahren so viele total Erschöpfte gesehen, dass ihm der Zustand völlig normal erschien.

Spät an dem langen Nachmittag wachte der Mann auf, und nachdem er eine Weile in die Wüste hinausgestarrt hatte, fragte er: »Machst du diese Fahrt immer allein?«

»Seit drei oder vier Jahren.«

»Schon mal eine Panne gehabt?«

»Mehrmals. Reichlich zu essen und Wasser im Spind. Hast du übrigens Hunger?«

»Noch nicht.«

»Die Pannenhelfer aus Verlassen sind in ein oder zwei Tagen da.«

»Das ist der nächste Ort?«

»Genau. Von den Sedep-Minen nach Verlassen sind es siebzehnhundert Kilometer. Längste Entfernung zwischen Siedlungen auf Anarres. Ich fahre die Strecke seit elf Jahren.«

»Du bist es nicht leid?«

»Nein. Arbeite gern allein.«

Der Fahrgast nickte zustimmend.

»Und es ist immer gleich. Ich mag Routine, man hat Zeit zum Denken. Fünfzehn Tage unterwegs, fünfzehn beim Partner in Neue Hoffnung. Jahrein, jahraus; Dürre, Hungersnot, egal was. Es verändert sich nichts; hier unten herrscht immer Dürre. Ich mag die Strecke. Holst du uns Wasser raus, bitte? Der Kühler ist hinten unter dem Spind.«

Beide nahmen einen langen Zug aus der Flasche. Das Wasser schmeckte abgestanden und seifig, aber es war kühl. »Ah, das tut gut!«, sagte der Fahrgast dankbar. Er brachte die Flasche weg. Als er zu seinem Platz im Führerhaus zurückkehrte, stemmte er die Hände gegen die Decke und reckte sich. »Du bist also verpartnert«, stellte er fest. Dem Lokführer gefiel die Schlichtheit, mit der er es sagte, und er antwortete: »Seit achtzehn Jahren.«

»Noch ganz am Anfang.«

»Verdammt, ja, da gebe ich dir recht! Aber das begreifen einige nicht. Ich sehe es so, wenn man bis zwanzig genug herumkopuliert, dann ist das die Zeit, wo man am meisten davon hat und nebenbei merkt, dass es immer so ziemlich dasselbe ist. Was Gutes, klar! Trotzdem, der Unterschied liegt nicht im Kopulieren, sondern im anderen Menschen. Und wenn es darum geht, *den* Unterschied zu ergründen, sind achtzehn Jahre wahrlich erst ein Anfang. Jedenfalls, wenn es eine Frau ist, die man ergründen will. Frauen lassen sich nicht anmerken, ob ihnen Männer genauso ein Rätsel sind, aber vielleicht bluffen sie nur … Jedenfalls ist das der Spaß. Das Rätseln und das Bluffen und was es sonst noch gibt. Die Abwechslung. Bloßes Umherziehen bringt keine Abwechslung. Ich war überall auf Anarres, als ich jung war. Hab in jeder Region gefahren und be- und entladen. Muss hundert Mädels an verschiedenen Orten gekannt haben. Es wurde langweilig. Dann bin ich hergekommen, wo ich jahrein, jahraus alle drei Dekaden diese Strecke fahre, immer durch dieselbe Wüste, in der man

einen Sandberg nicht vom andern unterscheiden kann und auf dreitausend Kilos alles gleich aussieht, egal wohin man guckt, und hinterher kehre ich jedes Mal zur selben Partnerin zurück – und habe mich dabei noch nie gelangweilt. Es ist nicht der Wechsel von Ort zu Ort, der einen lebendig hält. Man muss die Zeit auf seine Seite bringen. Mit ihr arbeiten, nicht gegen sie an.«

»So ist es«, sagte der Fahrgast.

»Wo ist die Partnerin?«

»Im Nordosten. Schon vier Jahre.«

»Das ist zu lange«, sagte der Lokführer. »Man hätte euch zusammen versetzen sollen.«

»Nicht dahin, wo ich war.«

»Wo war das?«

»Ellbogen und danach Großtal.«

»Von Großtal habe ich gehört.« Er sah den Fahrgast mit dem Respekt an, der einem Überlebenden gebührt. Ihm fiel auf, wie trocken seine braungebrannte Haut war, wettergegerbt bis auf die Knochen; das hatte er auch bei anderen gesehen, die die Jahre der Hungersnot im Staub mitgemacht hatten. »Wir hätten nicht versuchen sollen, die Fabriken am Laufen zu halten.«

»Wir brauchten die Phosphate.«

»Aber es heißt, sie haben sogar weitergemacht, als der Versorgungszug in Portal geplündert wurde und die Leute mitten bei der Arbeit am Hunger gestorben sind. Sollen einfach ein Stück weggegangen und tot umgefallen sein. War das so?«

Der Mann nickte schweigend. Der Lokführer bedrängte ihn nicht weiter, aber nach einer Weile sagte er: »Ich frage mich, was ich tun würde, wenn mein Zug je überfallen würde.«

»Das ist nie passiert?«

»Nein. Ich habe ja keine Lebensmittel an Bord; im Höchstfall einen Waggon voll für Obersedep. Ich transportiere Erze. Aber wenn ich einen Versorgungszug fahren müsste und man würde meinen Zug anhalten, was würde ich tun? Durchfahren und die Lebensmittel dahin bringen, wo sie hinsollen? Aber verflucht, kann man Kinder und alte Männer überfahren? Was sie tun, ist ein Verbrechen, aber kann man sie dafür umbringen? Ich weiß es nicht!«

Die geraden, blitzenden Schienenstränge verschwanden unter den Rädern. Im Westen warfen Wolken gigantische flirrende Trugbilder auf die Ebene, die Schatten der Träume von Seen, die vor zehn Millionen Jahren ausgetrocknet waren.

»Ein Syndik, den ich schon viele Jahre kenne, hat genau das getan, nördlich von hier, damals 66. Sie haben versucht, einen Waggon mit Getreide von seinem Zug abzukuppeln. Er hat zurückgesetzt und zwei von den Leuten überfahren, bevor sie von den Gleisen runter waren. Wie Maden in vergammeltem Fisch wären sie gewesen, hat er gesagt, dick. Da warten achthundert Leute auf die Getreidefuhre, hat er gesagt, und wie viele von denen könnten sterben, wenn sie nicht ankäme? Mehr als zwei, viel mehr. Sieht also aus, als wäre er im Recht gewesen. Aber Menschenskinder! Ich kann so nicht rechnen. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, Menschen so zu zählen, wie man Zahlen aufaddiert. Aber was macht man dann? Welche soll man umbringen?«

»In meinem zweiten Jahr in Ellbogen – ich habe da die Arbeitslisten geführt – hat das Fabriksyndikat die Rationen gekürzt. Wer sechs Stunden im Werk arbeitete, bekam die volle Ration – gerade eben genug für die schwere Arbeit. Wer die halbe Zeit arbeitete, bekam Dreiviertelrationen. Wer krank oder zu schwach war, um zu arbeiten, bekam halbe. Bei halber

Ration konnte man nicht gesund werden. Und nicht wieder arbeiten. Aber vielleicht am Leben bleiben. Ich musste Leute auf halbe Rationen setzen, Leute, die schon krank waren. Ich habe voll gearbeitet, machmal acht und zehn Stunden, am Schreibtisch, deshalb bekam ich die volle Ration: Ich verdiente sie mir. Ich verdiente sie damit, dass ich Listen darüber führte, wer sterben sollte.« Die hellen Augen des Mannes starrten in das trockene Licht hinaus. »Es war, wie du sagst, ich sollte Menschen zählen.«

»Du bist gegangen?«

»Ja, ich bin gegangen. Nach Großtal. Aber die Listen in Ellbogen hat ein anderer übernommen. Es findet sich immer jemand, der bereit ist, Listen zu führen.«

»Also, das ist ungerecht«, sagte der Lokführer und kniff die Augen zusammen. Er war im Gesicht und am braunen Schädel kahl, von den Wangen zum Hinterkopf komplett unbehaart, obwohl er höchstens Mitte vierzig war. Es war ein starkes, hartes und unschuldiges Gesicht. »Das ist absolut ungerecht. Sie hätten die Fabriken stilllegen müssen. Das kann man von keinem verlangen. Sind wir denn nicht Odonier? Man kann durchdrehen, klar. So wie die Leute, die Züge gestürmt haben. Sie hatten Hunger, die Kinder hatten Hunger – sie haben schon zu lange gehungert, dann kommen Lebensmittel vorbei, und sie sind nicht für dich, und du drehst durch und stürmst los. Und mit dem Freund von mir genauso: Die Leute nahmen den Zug auseinander, für den er verantwortlich war, da ist er durchgedreht und hat den Rückwärtsgang eingelegt. Er hat keine Köpfe gezählt. In dem Moment nicht! Vielleicht später. Weil er so schwer damit fertig wurde, was er getan hatte. Aber was sie von dir verlangt haben, dass du sagen solltest: Der hier darf leben, und der da muss sterben – das steht keinem Menschen zu, und das darf man von keinem anderen verlangen.«

»Es waren schlimme Zeiten, Bruder«, sagte der Fahrgast sanft, den Blick auf die gleißende Ebene gerichtet, über die Schatten von Wasser wallten und mit dem Wind verwehten.

Das alte Frachtluftschiff wälzte sich über die Berge und landete auf dem Flugplatz von Nierenberg. Drei Passagiere stiegen aus. Als der Letzte von ihnen gerade einen Fuß auf den Boden setzte, kam dieser ihm mit einem Ruck entgegen. »Erdbeben«, bemerkte er; er war ein Einheimischer, der nach Hause kam. »Verflucht, seht euch den Staub an! Eines Tages kommen wir hier an, und es gibt keinen Berg mehr.«

Zwei der Passagiere entschlossen sich zu warten, bis die Laster beladen waren, und dann mitzufahren. Shevek ging lieber zu Fuß, da der Einheimische gesagt hatte, nach Chakar seien es nur ungefähr sechs Kilometer bergab.

Die Straße wand sich durch eine Reihe langer Kurven, die jeweils am Ende kurz anstiegen. Oberhalb und unterhalb von ihr waren die Hänge dicht mit Holumsträuchern bewachsen; und den Wasseradern in den Bergflanken folgten lange Reihen hoher Holumbäume, als wären sie dort gepflanzt. Über einem Höhenkamm leuchtete das klare Gold des Sonnenuntergangs hell gegen die dunklen, vielfach gefältelten Hügel darunter. Hier gab es keinerlei Anzeichen von Menschen außer der Straße selbst, die durch die Schatten ins Tal führte. Als Shevek sich auf den Weg machte, grummelte es leise in der Luft, und er spürte etwas Eigentümliches: keinen Stoß, kein Beben, sondern eine Verschiebung, die Gewissheit, dass etwas nicht stimmte. Er vollendete den Schritt, zu dem er angesetzt hatte, und der Boden unter seinem Fuß war fest. Er ging weiter; die Straße blieb ruhig. Es

war nichts Gefährliches passiert, aber er hatte sich noch bei keiner Gefahr dem Tod so nahe gefühlt. Der Tod war in ihm, unter ihm. Der Boden selbst war unsicher, unzuverlässig. Das Dauerhafte, Verlässliche ist etwas, das der menschliche Verstand verspricht. Shevek spürte die kalte, saubere Luft im Mund und in der Lunge. Er lauschte. Irgendwo in der Ferne rauschte ein Wildbach ins schattige Tal.

Als es schon fast dunkel war, erreichte er Chakar. Der Himmel stand dunkelviolett über den schwarzen Bergkämmen. Die Straßenlaternen brannten hell und einsam. In dem künstlichen Licht wirkten die Fassaden der Häuser brüchig, die Wildnis hinter den Gebäuden finster. Es gab viele leere Grundstücke, viele vereinzelte Häuser: eine alte Stadt, ein Außenposten, isoliert, voller Lücken. Eine Frau, die ihm begegnete, zeigte ihm den Weg zum Domizil Nummer acht: »Dort entlang, Bruder, am Krankenhaus vorbei, bis ans Ende der Straße.« Die Straße führte unterhalb der Bergwand in die Dunkelheit und endete an der Tür eines flachen Gebäudes. Als er eintrat, fand er sich in der Eingangshalle eines ländlichen Kleinstadtdomizils wieder, die ihn in seine Kindheit zurückversetzte – nach Freiheit, Paukenberg, Weites Land, die Orte, in denen er mit seinem Vater gelebt hatte: das schummrige Licht, die geflickten Läufer, an der Pinnwand eine Broschüre über eine lokale Ausbildungsgruppe für Maschinisten, ein Aushang über Syndikatssitzungen und ein Plakat für eine Theateraufführung vor drei Dekaden; im Gemeinschaftsraum über dem Sofa ein gerahmtes Amateurgemälde von Odo im Gefängnis; ein selbstgebautes Harmonium; an der Tür eine Liste der Bewohner und ein Aushang mit den Heißwasserstunden im örtlichen Badehaus.

Sherut, Takver, Nr. 3.

Er klopfte und sah sich dabei das gespiegelte Flurlicht im dunklen Türblatt an, das nicht ganz gerade im Rahmen hing. Eine Frau sagte:

»Herein!« Er öffnete die Tür.

Hinter ihr brannte das helle Zimmerlicht. Er konnte im ersten Moment nicht genug sehen, um sicher zu sein, dass es Takver war. Sie blieb stehen und sah ihn an. Dann streckte sie die Arme aus, als wollte sie ihn wegschieben oder an sich ziehen – eine unsichere, unvollendete Geste. Er nahm ihre Hand, und sie fielen sich um den Hals, standen umschlungen auf dem unsicheren Boden.

»Komm rein«, sagte Takver, »oh, herein, herein.«

Shevek öffnete die Augen. Weiter hinten im Zimmer, das ihm noch immer sehr hell erschien, sah er das ernste, wachsame Gesicht eines kleinen Kindes.

»Sadik, das ist Shevek.«

Das Kind ging zu Takver, hielt sich an ihrem Bein fest und brach in Tränen aus.

»Nicht weinen, warum weinst du, kleine Seele?«

»Warum weinst du denn?«, fragte das Kind leise.

»Weil ich glücklich bin. Nur weil ich glücklich bin! Setz dich auf meinen Schoß. Aber Shevek, Shevek! Der Brief von dir ist erst gestern gekommen. Ich wollte telefonieren gehen, wenn ich Sadik zum Schlafen weggebracht hatte. Du hast gesagt, du wolltest heute Abend *anrufen*. Nicht heute Abend kommen! Ach, nicht weinen, Sadiki, guck, ich weine auch nicht mehr, oder?«

»Der Mann hat auch geweint.«

»Ja, natürlich habe ich geweint.«

Sadik sah ihn misstrauisch, aber auch neugierig an. Sie war vier Jahre alt. Sie hatte einen runden Kopf, ein rundes Gesicht; sie war rund, dunkel, flaumig, weich.

In dem Zimmer gab es keine Möbel außer den beiden Schlafpodesten. Auf das eine hatte sich Takver gesetzt, mit Sadik auf dem Schoß. Shevek setzte sich auf das andere und streckte die Beine aus. Er wischte sich mit den Handrücken die Augen und hielt Sadik die Fingerknöchel hin: »Siehst du«, sagte er, »sie sind nass. Und die Nase läuft. Benutzt du ein Taschentuch?«

»Ja. Du nicht?«

»Doch, aber das, was ich bei mir hatte, ist in einem Waschhaus verlorengegangen.«

»Du kannst das Taschentuch nehmen, das ich benutze.«

»Er weiß nicht, wo es liegt«, sagte Takver.

Sadik kletterte vom Schoß der Mutter und holte ein Taschentuch aus einer Schublade im Schrank. Das gab sie Takver, die es an Shevek weiterreichte. »Es ist sauber«, sagte Takver mit ihrem breiten Lächeln. Sadik sah aufmerksam zu, wie Shevek sich die Nase putzte.

»Hat es hier vorhin ein Erdbeben gegeben?«, fragte er.

»Die Erde bebt ständig, man achtet schon gar nicht mehr darauf«, antwortete Takver, doch Sadik war glücklich, ihr Wissen weiterzugeben, und sagte mit hoher, heiserer Stimme: »Ja, vor dem Abendessen. Wenn es ein Erdbeben gibt, dann scheppern die Fenster, und der Fußboden wackelt, und man muss sich unter den Türrahmen stellen oder nach draußen gehen.«

Shevek sah Takver an; sie erwiderte seinen Blick. Sie war um mehr als vier Jahre gealtert. Ihre Zähne waren nie sehr gut gewesen, und jetzt hatte sie zwei verloren, direkt hinter den oberen Eckzähnen, so dass man die Lücken sah, wenn sie lachte. Ihre Haut war nicht mehr jugendlich straff und zart, und das ordentlich aufgesteckte Haar hatte seinen Glanz verloren.

Shevek sah deutlich, dass Takver die Anmut ihrer jungen Jahre abhandengekommen und sie zu einer unscheinbaren, müden Frau mittleren

Alters geworden war. Er sah es deutlicher, als jeder andere es hätte sehen können. Er sah alles an Takver wie kein anderer – aus der Sicht langjähriger Vertrautheit und jahrelanger Sehnsucht. Er sah sie so, wie sie war.

Wieder begegneten sich ihre Blicke.

»Wie – wie ist es euch hier ergangen?«, fragte er plötzlich errötend und offensichtlich nur, um irgendetwas zu sagen. Sie spürte die fast greifbare Woge, den Ansturm seines Verlangens. Auch sie wurde ein wenig rot und sagte lächelnd mit ihrer heiseren Stimme: »Ach, genauso, wie neulich, als wir telefoniert haben.«

»Das war vor sechs Dekaden!«

»Hier tut sich nicht viel.«

»Es ist sehr schön hier – die Berge.« In Takvers Augen sah er die Dunkelheit der Gebirgstäler. Sein Verlangen wurde so stark, dass ihm einen Moment lang schwindelig wurde, dann überwand er die Krise vorerst und suchte seine Erektion zu unterdrücken. »Meinst du, dass du hierbleiben willst?«, fragte er.

»Das ist mir gleich«, sagte sie mit ihrer seltsam dunklen, heiseren Stimme.

»Deine Nase läuft wieder«, bemerkte Sadik eifrig, jedoch ohne Tadel.

»Sei froh, dass es nur die ist«, sagte Shevek. Takver mahnte: »Still, Sadik, nicht egoisieren!« Beide Erwachsenen lachten. Sadik musterte Shevek weiter aufmerksam.

»Den Ort mag ich wirklich, Shev. Die Leute sind nett – alles Individualisten. Aber die Arbeit ist nicht toll. Einfache Labortätigkeit im Krankenhaus. Und da Techniker inzwischen nicht mehr so knapp sind, könnte ich bald weggehen, ohne sie hängenzulassen. Ich würde gerne nach Abbenay zurückgehen, falls du das meinst. Hast du einen Posten?«

»Ich habe mich weder bemüht noch nachgefragt. Ich war die ganze Dekade unterwegs.«

»Was hast du unterwegs gemacht?«

»Ich bin gereist, Sadik.«

»Er ist um die halbe Welt gereist, aus dem Süden, aus der Wüste, um zu uns zu kommen«, sagte Takver. Das Kind lächelte, machte es sich auf dem Schoß gemütlich und gähnte.

»Hast du gegessen, Shev? Bist du erschöpft? Ich muss das Kind ins Bett bringen. Wir wollten gerade gehen, als du geklopft hast.«

»Sie schläft schon im Schlafhaus?«

»Seit Anfang dieses Quartals.«

»Ich war schon vier«, erklärte Sadik.

»Es heißt, ich bin schon vier«, sagte Takver und nahm sie sanft vom Schoß, um ihren Mantel aus dem Schrank zu holen. Sadik stand auf. Sie war halb von Shevek abgewandt, aber so auf ihn bezogen, dass ihre Antwort eigentlich ihm galt. »Aber ich bin schon lange vier geworden, und jetzt bin ich mehr als vier.«

»Eine Temporalistin! Wie der Vater.«

»Man kann nicht gleichzeitig vier und mehr als vier sein, oder?«, fragte das Kind zustimmungheischend Shevek nun direkt.

»O doch, das geht ohne Probleme. Man kann sogar gleichzeitig vier und fast fünf sein.« Auf dem niedrigen Podest sitzend, konnte er den Kopf so halten, dass sie nicht zu ihm aufblicken musste. »Aber ich hatte vergessen, dass du schon beinahe fünf bist, weißt du. Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, warst du kaum mehr als null.«

»Wirklich?« Ihr Ton war eindeutig kokett.

»Ja. Und ungefähr so lang.« Er hielt die Hände nicht sehr weit auseinander.

»Konnte ich schon sprechen?«

»Du konntest uääh sagen und noch ein paar andere Sachen.«

»Hab ich im Domizil alle aufgeweckt, so wie das Baby von Cheben?«, fragte sie mit einem breiten, fröhlichen Grinsen.

»Natürlich.«

»Wann habe ich richtig sprechen gelernt?«

»Ungefähr mit anderthalb«, sagte Takver. »Und seitdem hast du nie wieder aufgehört. Wo ist die Mütze, Sadiki?«

»In der Schule. Ich hasse die Mütze, die ich trage«, erklärte sie Shevek.

Sie brachten das Kind durch die windigen Straßen zum Schlafhaus des Lernzentrums und begleiteten es bis in die Vorhalle. Auch diese war klein und schäbig, aber aufgeheitert durch die Malereien der Kinder, mehrere schöne Messingmodelle von Maschinen sowie herumliegende Spielzeughäuser und buntbemalte Holzpuppen. Sadik gab ihrer Mutter einen Gutenachtkuss, dann drehte sie sich zu Shevek um und reckte die Arme; als er sich zu ihr hinunterbeugte, küsste sie ihn wie selbstverständlich, sagte: »Gute Nacht!«, und ging gähnend mit der Nachtwache davon. Sie hörten ihre Stimme und die freundlichen Ermahnungen der Nachtwache, dass sie still sein solle.

»Sie ist wunderschön, Takver. Schön, aufgeweckt, gesund.«

»Ich fürchte, sie ist verwöhnt.«

»Nein, nein. Du hast es gut gemacht, unglaublich gut – in solchen Zeiten …«

»Hier waren sie nicht so schlimm, nicht so wie im Süden«, sagte sie zu ihm aufblickend, während sie das Schlafhaus verließen. »Hier haben die Kinder zu essen bekommen. Nicht das Beste, aber genug. Die Gemeinden können Nahrungsmittel anbauen. Und wenn sonst nichts da ist, gibt es den Strauchholum. Man kann wilde Holumsaat ernten und daraus Mehl machen.

Hier ist keiner verhungert. Aber ich habe Sadik wirklich verwöhnt. Ich habe sie gestillt, bis sie drei war. Warum auch nicht, wo es nichts Gutes gab, was ich stattdessen hätte füttern können! Aber in der Forschungsstation in Rolny hat man mir das vorgeworfen. Sie wollten, dass ich sie ganztägig in die Krippe gebe, und behaupteten, ich würde mich dem Kind gegenüber propertär verhalten und mich nicht mit voller Kraft für die gemeinschaftliche Überwindung der Krise einsetzen. Das war im Grunde richtig. Aber sie waren so selbstgerecht. Keiner von ihnen verstand meine Einsamkeit. Sie waren alle eher Gruppenmenschen als Einzelgänger. Vor allem die Frauen beschwerten sich über mein Stillen. Echte Körperprofiteure. Ich habe dort nur ausgeharrt, weil das Essen gut war – wenn wir mit den Algen experimentierten, um zu sehen, ob sie genießbar waren, gab es manchmal einiges mehr als die Standardrationen, auch wenn das Zeug wie Klebstoff schmeckte –, bis sie mich durch jemand ersetzen konnten, der besser dahin passte. Dann bin ich für ungefähr zehn Dekaden nach Neuanfang gegangen. Vor zwei Jahren im Winter, damals, als die Post so lange nicht durchkam und da, wo du warst, alles so furchtbar war. In Neuanfang habe ich die Stelle hier entdeckt und bin hergekommen. Bis zu diesem Herbst hat Sadik mit mir im Domizil gewohnt. Sie fehlt mir immer noch. Das Zimmer ist so still.«

»Hast du keine Mitbewohnerin?«

»Sherut. Sie ist sehr nett, aber macht im Krankenhaus die Nachtschicht. Es wurde Zeit, dass Sadik auszog, es tut ihr gut, mit anderen Kindern zusammenzuwohnen. Sie wurde schon scheu. Den Umzug hat sie problemlos überstanden, vollkommen gleichmütig. Kleine Kinder haben diesen Gleichmut. Sie weinen über Beulen, aber nehmen die großen Dinge einfach hin; sie jammern nicht so wie viele Erwachsene.«

Sie gingen Seite an Seite. Am Himmel standen die Herbststerne, unglaublich zahlreich und hell. Sie funkelten und blinkten durch den vom Erdbeben und dem Wind aufgewirbelten Staub so sehr, dass das ganze Firmament zu zittern schien – wie rieselnde Diamantsplitter, glitzernde Sonnenstrahlen auf einem schwarzen Meer. Unter dieser unruhigen Pracht lagen dunkel und fest die Berge, scharfkantig die Dächer, milde das Licht der Straßenlaternen.

»Vier Jahre«, sagte Shevek. »Vier Jahre ist es her, dass ich aus diesem Ort in Südobern nach Abbenay zurückgekommen bin – wie hieß er noch? – Rotquellen. Der Abend war wie dieser, windig, die vielen Sterne. Ich bin gerannt, den ganzen Weg von der Ebenenstraße zum Domizil. Und du warst nicht da, du warst weg. Vier Jahre!«

»In dem Moment, als ich aus Abbenay abgereist bin, wusste ich, dass es eine Dummheit war. Hungersnot hin oder her. Ich hätte die Versetzung verweigern sollen.«

»Damit wäre nicht viel gewonnen gewesen. Sabul hat mich mit der Nachricht erwartet, dass ich am Institut nicht mehr erwünscht war.«

»Wenn ich da gewesen wäre, wärst du nicht in die Staubwüste gegangen.«

»Das vielleicht nicht, aber wir wären auch dann vielleicht nicht zusammen versetzt worden. Eine Weile sah es aus, als wäre gar nichts mehr zusammenzuhalten, oder? Die Orte im Südwesten – da gab es überhaupt keine Kinder mehr. Das ist bis heute so. Man hat sie nach Norden geschickt, in Gegenden, wo es etwas zu essen gab oder jedenfalls die Wahrscheinlichkeit größer war. Und die Leute blieben, um die Bergwerke und die Fabriken in Gang zu halten. Es ist ein Wunder, dass wir es überstanden haben, allesamt, findest du nicht? … Aber verflucht, jetzt werde ich erst mal eine Weile meine eigene Arbeit machen!«

Sie nahm seinen Arm. Er blieb stehen, als hätte ihre Berührung ihn wie ein Stromschlag getroffen. Sie schüttelte ihn grinsend. »Du hast noch nichts gegessen, stimmt’s?«

»Nein. Ach, Takver, du hast mir so gefehlt, so sehr gefehlt!«

Sie fielen sich in die Arme und blieben fest umschlungen zwischen den Laternen stehen, auf der dunklen Straße, unter den Sternen. Dann ließen sie einander ebenso plötzlich wieder los, und Shevek lehnte sich rücklings an die nächste Wand. »Ich muss was essen«, sagte er, und Takver sagte: »Ja, sonst machst du uns gleich schlapp! Komm.«

Sie gingen eine Straße weiter zur Kantine, dem größten Gebäude von Chakar. Das reguläre Abendessen war vorbei, aber die Köche aßen noch und gaben dem Reisenden eine Schale Eintopf und so viel Brot, wie er wollte. Takver und Shevek setzten sich zu den anderen an den Tisch direkt neben der Küche. Die übrigen Tische waren bereits abgeräumt und für den nächsten Morgen gedeckt. Der große Raum hatte etwas Höhlenartiges, die Decke lag im Halbdunkel, und das hintere Ende war dunkel, so dass man nur hier und da eine Schale oder eine Tasse aufblitzen sah, wenn sich das Licht darin fing. Das Küchenpersonal war nach dem Arbeitstag müde und redete nicht viel; die Leute aßen rasch und schenkten Takver und dem Fremden kaum Beachtung. Einer nach dem anderen stand auf und brachte sein Geschirr zu den Abwäschern in der Küche. Eine alte Frau sagte beim Aufstehen: »Lasst euch Zeit, Ammari, die haben noch eine Stunde zu spülen.« Sie hatte ein mürrisches Gesicht und wirkte verdrossen, alles andere als mütterlich oder gütig; aber sie meinte es gut mit ihnen und sprach mit der Anteilnahme, die unter Gleichen gedeiht. Sie konnte nicht mehr für sie tun, als sie zu ermuntern, sich Zeit zu lassen, und sie dabei einen Moment mit brüderlicher Nächstenliebe zu betrachten.

Mehr konnten die beiden auch für sie nicht tun und kaum mehr füreinander.

Sie kehrten ins Domizil Nummer acht, Zimmer drei zurück, und dort erfüllten sie sich ihre lang angestauten Wünsche. Sie machten nicht einmal Licht; beide liebten sich gern im Dunkeln. Beim ersten Mal kamen Shevek und Takver beide sofort, als er in sie eindrang; beim zweiten Mal wälzten sie sich und schrien vor Lust und zögerten den Höhepunkt hinaus, als wollten sie den Moment ihres Todes hinausschieben; beim dritten Mal schliefen sie schon halb und umkreisten das Zentrum unendlicher Wonne, immer einer um den anderen, wie Planeten, die in einer Flut von Sonnenlicht still und blind um das gemeinsame Gravitationszentrum kreisen, in schwingenden, endlosen Runden.

Bei Tagesanbruch wurde Takver wach. Sie stützte sich auf einen Ellbogen und schaute über Shevek hinweg zum grauen Fenstervierеck. Dann wanderte ihr Blick zu ihm. Er lag auf dem Rücken und atmete so ruhig, dass sich sein Brustkorb kaum bewegte. Im blassen Licht wirkte das leicht nach hinten geneigte Gesicht unnahbar und streng. Wir sind, dachte Takver, aus großer Ferne zueinandergekommen. Das war schon immer so. Über große Distanzen, über viele Jahre, über Abgründe der Unwahrscheinlichkeit hinweg. Und deswegen, weil er aus so weiter Ferne kommt, kann uns nichts trennen. Nichts. Keine Entfernung, keine Zeitspanne kann weiter sein als die Distanz, die ohnehin zwischen uns liegt, die Distanz zwischen den Geschlechtern, die Wesensunterschiede, die Unterschiede in unserem Denken; als der Spalt, der Abgrund, den wir mit einem Blick, einer Berührung, einem Wort überbrücken – dem Leichtesten von der Welt. Schau, wie weit weg er ist, wenn er schläft. Schau, wie weit weg er ist, immer ist. Aber er kommt wieder, er kommt wieder, er kommt wieder …

Takver meldete im Krankenhaus, dass sie aus Chakar weggehen wollte, und arbeitete nur noch so lange im Labor, bis ein Ersatz für sie gefunden war. Ihre Schicht dauerte acht Stunden – im dritten Quartal des Jahres 168 hielten sich noch viele Menschen an die langen Arbeitszeiten der Noteinsätze, denn die Dürre war zwar seit dem Winter 167 vorbei, aber die Wirtschaft noch keineswegs wieder auf normalem Stand. Für Fachkräfte galt immer noch »Lange Stunden, karges Mahl«, aber anders als im letzten und vorletzten Jahr waren die Portionen inzwischen wieder den Arbeitstagen angemessen.

Shevek machte eine Zeitlang mehr oder weniger gar nichts. Für krank hielt er sich nicht; nach vier Jahren Hungersnot hatten sich alle so an die Folgen von Mangel- und Unterernährung gewöhnt, dass sie sie als normal empfanden. Er hatte den Staubhusten, der in den Wüstenorten des Südens verbreitet war, eine chronische Reizung der Bronchien ähnlich der Silikose und anderen Bergarbeiterleiden, aber auch das war etwas, das man dort, wo er gelebt hatte, als selbstverständlich hinnahm. Im Augenblick genoss er schlicht die Tatsache, dass es, wenn ihm nach Nichtstun zumute war, nichts gab, was er tun musste.

Ein paar Tage lang teilte er sich das Zimmer tagsüber mit Sherut, und sie schliefen beide bis zum späten Nachmittag; dann zog Sherut, eine friedfertige Frau von vierzig, zu einer anderen Frau, die in der Nachtschicht arbeitete, so dass Shevek und Takver in den vier Dekaden, die sie noch in Chakar blieben, das Zimmer für sich hatten. Während Takver im Labor war, schlief er oder streifte durch die Felder oder die dürren, kahlen Berge über der Stadt. Am späten Nachmittag ging er ins Lernzentrum und sah zu, wie Sadik und die anderen Kinder auf dem Spielplatz tobten, oder half, wie

andere Erwachsene auch, bei einem Projekt der Kinder mit – bei einer Gruppe überdrehter siebenjähriger Tischler vielleicht oder zwei ernsten zwölfjährigen Landvermessern, die Probleme mit der Trigonometrie hatten. Anschließend ging er mit Sadik aufs Zimmer; wenn Takver Feierabend hatte, holten sie sie ab und gingen alle zusammen ins Badehaus und in die Kantine. Ein bis zwei Stunden nach dem Essen brachten er und Takver das Kind ins Schlafhaus und kehrten wieder zurück. Die Tage waren unendlich friedlich, in herbstlichem Sonnenlicht, in der Stille der Berge. Für Shevek war es eine Zeit außerhalb der Zeit, unberührt von ihrem Fluss, unwirklich, lang, verzaubert. Manchmal unterhielten Takver und er sich bis weit in die Nacht; an anderen Abenden gingen sie bald nach dem Dunkelwerden ins Bett und schliefen neun oder zehn Stunden in der tiefen, kristallklaren Stille der Gebirgsnacht.

Er war mit Gepäck gekommen: einem kleinen ramponierten Pressspankoffer, auf den mit schwarzer Tinte groß sein Name gedruckt war; alle Anarresen transportierten Papiere, Andenken, das zweite Paar Stiefel in den gleichen Koffern, wenn sie verreisten, rostroter Pressspan, mit vielen Kratzern und Beulen. In seinem verbargen sich ein neues Hemd, das er bei der Durchreise in Abbenay mitgenommen hatte, ein paar Bücher und Papiere sowie ein seltsames Gebilde, das im Koffer liegend aus nicht mehr zu bestehen schien als einer Reihe flacher Drahtschlaufen und ein paar Glasperlen. An seinem zweiten Abend in Chakar zeigte er es Sadik und tat dabei sehr geheimnisvoll.

»Eine Halskette«, sagte das Kind staunend. In kleineren Orten wurde viel Schmuck getragen. Im kultivierten Abbenay pflegten die Menschen ein feineres Empfinden für die Spannung zwischen dem Prinzip der Besitzlosigkeit und dem Impuls zur Selbstverschönerung; dort galten ein Ring oder eine Brosche als die Grenze des guten Geschmacks. Doch

anderswo machte man sich schlicht keine Gedanken über die Verbindung zwischen Ästhetik und Besitztrieb, die Menschen schmückten sich vollkommen vorbehaltlos. In den meisten Regionen gab es jemanden, der aus Liebe und dem Wunsch nach Ruhm von Beruf Juwelier wurde, und darüber hinaus Werkstätten, in denen man sich Schmuck nach eigenem Geschmack basteln konnte – aus den beschränkten Materialien, die zur Verfügung standen: Kupfer, Silber, Perlen, Spinellen sowie Granate und gelbe Diamanten aus Südobern. Sadik hatte noch nicht viele zarte, glitzernde Dinge zu sehen bekommen, aber Halsketten kannte sie und meinte deswegen, eine vor sich zu haben.

»Nein, schau«, sagte ihr Vater. Feierlich und geschickt hob er das Gebilde an dem Faden heraus, mit dem die verschiedenen Schlaufen verbunden waren. An seiner Hand wurde es lebendig, die Schlaufen drehten sich frei und beschrieben luftige, kleinere und größere Kreise, während die Glasperlen im Lampenlicht funkelten.

»Oh, wie schön!«, rief das Kind. »Was ist das?«

»Man hängt es an die Decke; gibt es einen Nagel? Der Mantelhaken reicht, bis ich einen Nagel aus dem Depot hole. Weißt du, wer das gemacht hat, Sadik?«

»Nein – du bestimmt.«

»Nein, sie. Die Mutter. Sie hat das gemacht.« Er wandte sich Takver zu. »Es war mir das Liebste, das über dem Schreibtisch. Die anderen habe ich an Bedap weitergegeben. Ich wollte sie nicht dieser Alten überlassen. Wie hieß sie noch? Dieser Mutter Neid vom selben Flur.«

»Ach – Bunub! An die habe ich seit Jahren nicht gedacht.« Takver lachte zaghaft. Sie sah das Mobile an, als machte es ihr Angst.

Sadik stand da und schaute zu, wie es sich geräuschlos drehte, bis es ins Gleichgewicht gefunden hatte. »Ich wünsche mir«, sagte sie schließlich

bedächtig, »dass ich es für eine Nacht teilen darf, über dem Bett, in dem ich schlafe, drüben im Schlafhaus.«

»Ich mache dir eins, liebe Seele. Für alle Nächte.«

»Kannst du das wirklich, Takver?«

»Früher konnte ich es. Ich glaube, für dich könnte ich eins hinbekommen.« In Takvers Augen glänzten jetzt richtige Tränen. Shevek legte den Arm um sie. Sie waren beide noch dünnhäutig. Sadik sah sich die Umarmung einen Augenblick lang ruhig und aufmerksam an und widmete sich dann wieder der Okkupation des unbewohnten Raums.

Wenn sie abends allein waren, drehte sich ihr Gespräch häufig um Sadik. Takver war dadurch, dass es an sonstigen Vertrauten gefehlt hatte, ein wenig sehr auf das Kind fixiert, und ihr starker Pragmatismus war von mütterlichen Ambitionen und Ängsten überlagert. Das war für sie untypisch; Konkurrenzdenken und übermäßige Fürsorge waren im Leben der Anarresen nicht besonders ausgeprägt. Sie war froh, nun wo Shevek wieder da war, ihre Sorgen bei ihm abladen zu können. An den ersten Abenden redete meistens sie, und er hörte ihr so zu, wie er auch Musik oder fließendem Wasser gelauscht hätte, ohne sich um Erwiderungen zu bemühen. Er hatte in den letzten vier Jahren wenig gesprochen und war Unterhaltungen entwöhnt. Sie erlöste ihn aus dem Schweigen, wie sie es schon immer getan hatte. Später dann war er derjenige, der mehr redete, wenn auch immer auf ihre Antworten fokussiert.

Eines Abends fragte er: »Erinnerst du dich an Tirin?« Es war kalt, der Winter war gekommen, und das Zimmer wurde, auch wenn man die Heizung ganz aufdrehte, nicht richtig warm, weil es am weitesten vom Kessel des Domizils entfernt lag. Sie hatten das Bettzeug von beiden Podesten genommen und sich auf dem Podest, das dem Heizkörper näher war, zusammengekuschelt. Shevek trug ein sehr altes, verwaschenes Hemd,

um den Oberkörper warm zu halten, weil er gern aufrecht im Bett saß. Takver, die nichts anhatte, war bis an die Ohren zugedeckt. »Was ist aus der orangen Decke geworden?«, fragte sie.

»Was bist du propertär! Ich habe sie dagelassen.«

»Für Mutter Neid? Wie traurig. Ich bin nicht propertär, ich bin bloß sentimental. Es war die erste Decke, unter der wir geschlafen haben.«

»Das stimmt nicht. Wir müssen oben im Ne Theras eine Decke benutzt haben.«

»Falls ja, weiß ich das nicht mehr.« Takver lachte. »Nach wem hast du gefragt?«

»Tirin.«

»Keine Ahnung.«

»In Nordniedern, am Regionalinstitut. Dunkelhäutiger Junge, Stupsnase –«

»Ach, Tirin, natürlich! Ich dachte an Abbenay.«

»Ich habe ihn getroffen, im Südwesten.«

»Du hast Tirin getroffen? Was macht er?«

Shevek schwieg eine Weile und zog mit einem Finger das Webmuster der Decke nach. »Weißt du noch, was Bedap uns über ihn erzählt hat?«

»Dass er immer nur zu Kleggitsch eingeteilt wurde und ständig woanders war und schließlich auf Segvina gelandet ist, oder? Und danach hatte Dap die Verbindung verloren.«

»Hast du das Stück gesehen, das er geschrieben hat und das ihm so viel Ärger eingebracht hat?«

»Bei den Sommerfestspielen nach deiner Abreise? Ach ja. Ich habe keine Erinnerung daran, es ist schon so lange her. Es war blöde. Witzig – Tirin war witzig. Aber blöde. Stimmt, es ging um einen Urrasier. Der Urrasier versteckt sich auf dem Mondfrachter in einer Hydrokulturwanne

und atmet durch einen Strohhalm und ernährt sich von den Wurzeln der Pflanzen. Ich habe ja gesagt, es war blöde! Und auf die Weise schmuggelt er sich auf Anarres ein. Dann läuft er von Depot zu Depot und versucht, Sachen zu kaufen und Leuten Sachen zu verkaufen und Goldklumpen zu horten, bis er so viele bei sich trägt, dass er sich nicht mehr rühren kann. Deshalb muss er bleiben, wo er ist, und baut sich einen Palast und erklärt sich zum Besitzer von Anarres. Und dann gab es noch eine furchtbar komische Szene, wo eine Frau und er kopulieren wollen, und sie macht schon die Beine breit, aber er kann nicht, weil er ihr zuerst seine Goldklumpen geben muss, als Bezahlung. Und sie will sie gar nicht haben. Das war lustig, wie sie sich hinlegte und mit den Beinen wedelte und er sich auf sie warf und gleich wieder aufsprang, als hätte ihn was gebissen, und dabei immer wieder sagte: ›Ich darf nicht! Das ist gegen die *Moral*! Das ist gegen den *Geschäftssinn*!‹ Armer Tirin! Er war so witzig und so lebendig.«

»Er hat den Urrasier gespielt?«

»Ja. Er war phantastisch.«

»Er hat mir das Stück gezeigt. Mehrmals.«

»Wo hast du ihn getroffen? In Großtal?«

»Nein, davor, in Ellbogen. Er war Hausmeister in der Fabrik.«

»Hatte er sich das ausgesucht?«

»Ich glaube, dazu war Tir an dem Punkt gar nicht mehr in der Lage … Bedap hat immer gemeint, man hätte ihn gezwungen, nach Segvina zu gehen, oder man hätte ihn genötigt, eine Therapie zu beantragen. Ich weiß es nicht. Als ich ihn traf, einige Jahre nach der Therapie, war er ein zerstörter Mensch.«

»Glaubst du, sie haben auf Segvina was gemacht …?«

»Ich weiß es nicht; ich denke, die Anstalt versucht wirklich, Schutz zu bieten, eine Zuflucht. Wenn man den Veröffentlichungen des Syndikats

glauben darf, sind sie jedenfalls altruistisch. Ich bezweifle, dass man Tir dort um den Verstand gebracht hat.«

»Aber was hat ihn dann zerbrochen? Bloß dass er nie einen Posten bekam, der ihm gefiel?«

»Er ist an dem Stück zerbrochen.«

»Dem Stück? Weil die alten Scheißer deswegen so einen Aufstand gemacht haben? Na, hör mal, um von solchem moralistischen Gegeifer verrückt zu werden, müsste man schon vorher verrückt gewesen sein. Er hätte sie doch nur zu ignorieren brauchen!«

»Tir war schon verrückt. Nach unseren gesellschaftlichen Maßstäben.«

»Wie meinst du das?«

»Für mein Gefühl ist Tir ein geborener Künstler. Kein Handwerker, sondern ein Schöpfer. Ein Erfinder-Zerstörer von der Art, die alles auf den Kopf stellen und von innen nach außen kehren müssen. Ein Satiriker, ein Mensch, der durch Raserei rühmt.«

»War das Stück so gut?«, fragte Takver unschuldig. Sie schob sich ein paar Zentimeter unter den Decken heraus und musterte Sheveks halbabgewandtes Gesicht.

»Nein, das glaube ich nicht. Auf der Bühne muss es witzig gewesen sein. Er war schließlich erst zwanzig, als er es schrieb. Er schreibt es immer wieder neu. Er hat nie etwas anderes geschrieben.«

»Er schreibt immer wieder dasselbe Stück?«

»Er schreibt immer wieder dasselbe Stück.«

»Puh«, machte Takver voll Mitgefühl und Abscheu.

»Alle paar Wochen kam er an, um es mir zu zeigen. Und dann las ich es oder tat zumindest so und versuchte mit ihm darüber zu reden. Er wollte unbedingt darüber reden, aber er schaffte es nicht. Er hatte zu viel Angst.«

»Wovor? Ich verstehe das nicht.«

»Vor mir. Vor allen Leuten. Vor dem gesellschaftlichen Organismus, der Menschheit, der Gemeinschaft, die ihn verschmähte. Wenn ein Mensch das Gefühl hat, allein gegen alle anderen zu stehen, hat er guten Grund zur Angst.«

»Du meinst, nur weil manche Leute behaupteten, sein Stück wäre unmoralisch, und deswegen dagegen waren, dass er Lehrer wurde, glaubte er, dass alle gegen ihn waren? Das ist doch absurd!«

»Aber wer war denn für ihn?«

»Dap – all seine Freunde.«

»Aber die hat er verloren. Weil er versetzt wurde.«

»Warum hat er die Versetzung nicht abgelehnt?«

»Hör zu, Takver. Ich habe dasselbe gedacht, genau dasselbe. Wir sagen es dauernd. Du hast es gesagt – du hättest deine Versetzung nach Rolny ablehnen sollen. Ich habe es gesagt, sobald ich in Ellbogen ankam: Ich bin ein freier Mann, ich hätte nicht herkommen müssen! … Wir denken und sagen es immer, aber wir tun es nicht. Wir verschließen unsere Initiative sicher im Kopf, wie ein Zimmer, das wir betreten können, wo wir sagen: ›Ich werde zu nichts gezwungen, ich treffe meine Entscheidungen selbst, ich bin frei.‹ Und dann machen wir die Tür wieder zu und gehen dahin, wo uns die KPD hinschickt, und bleiben dort, bis wir wieder versetzt werden.«

»O Shev, das ist nicht wahr. Erst seit der Dürre. Vorher gab es nicht halb so viele Versetzungen. Alle suchten sich Aufgaben, wo es ihnen gefiel, und schlossen sich einem Syndikat an oder gründeten ein neues und registrierten sich erst danach bei der ArTei. Über die ArTei wurden im Wesentlichen die Leute vermittelt, die aus irgendeinem Grund lieber eingeteilt werden wollten. Und dahin geht es jetzt wieder zurück.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. So sollte es natürlich sein. Aber die Tendenz ging schon vor der Hungersnot weniger dahin als in eine andere

Richtung. Bedap hatte recht: Nach jeder Notsituation, selbst jedem größeren Arbeitseinsatz bleibt in der KPD etwas hängen, ein Mehr an bürokratischer Maschinerie und eine Art Starre: So haben wir es gemacht, so wird es gemacht, so *muss* es gemacht werden … Das gab es schon vor der Dürre viel. Und es kann gut sein, dass die fünf Jahre strikter Kontrolle das Schema endgültig zementiert haben. Guck nicht so skeptisch! Hör zu, sag du mir, wie viele Leute du kennst, die sich geweigert haben, eine Arbeit anzunehmen – auch schon vor der Hungersnot.«

Takver dachte über die Frage nach. »Ohne Nutschnibi?«

»Nein, nein. Nutschnibi sind wichtig.«

»Nun, einige von Daps Freunden – dieser nette Komponist, Salas, und von den Ungepflegten auch welche. Und als ich ein Kind war, kamen durch Kreistal richtige Nutschnibi. Aber ich fand immer, dass sie mogelten. Sie erzählten so schöne Lügen und Geschichten und lasen aus Karten die Zukunft, und alle freuten sich, wenn sie kamen, und nahmen sie auf und verpflegten sie, solange sie blieben. Und dann blieben sie nie lange. Aber auch andere gingen einfach weg, Jugendliche gewöhnlich. Manche hassten die Feldarbeit und hörten einfach auf und verschwanden. Das machen Leute überall, ständig. Sie ziehen weiter und suchen sich was Besseres. Aber deswegen spricht man nicht von Verweigerung.«

»Warum nicht?«

»Worauf willst du hinaus?«, murmelte Takver und zog sich weiter unter die Decke zurück.

»Darauf, dass wir uns schämen zu sagen, wir hätten eine Stelle abgelehnt. Dass das individuelle Bewusstsein vollkommen vom sozialen Bewusstsein beherrscht wird, anstatt dass wir nach einem Ausgleich streben. Wir kooperieren nicht – sondern *gehorchen*. Wir fürchten uns davor, ausgestoßen zu werden, faul, dysfunktional, Egoisierer genannt zu

werden. Wir haben mehr Angst vor der Meinung unseres Nächsten als Achtung für die eigene Entscheidungsfreiheit. Du glaubst mir nicht, Tak, aber versuch es mal, versuch mal, die Grenze zu überschreiten, nur in der Vorstellung, und schau, was in dir vorgeht. Dann geht dir auf, was mit Tirin ist und warum er ein Wrack ist, eine verlorene Seele. Er ist ein Verbrecher! Wir haben Verbrechen geschaffen, genau wie die Propertarier. Erst verdrängen wir einen Menschen aus unserem Akzeptanzbereich, und dann verurteilen wir ihn deswegen. Wir haben Gesetze geschaffen, Gesetze konventionellen Verhaltens. Wir haben uns mit Mauern umstellt und können sie nicht sehen, weil sie ein Teil unseres Denkens sind. Tir hat das nicht gemacht. Ich kenne ihn, seit wir zehn waren. Er hat es nie gemacht, er konnte einfach keine Mauern errichten. Er war ein natürlicher Rebell. Er war ein natürlicher Odonier – ein echter Odonier! Er war ein freier Mensch, und wir anderen, seine Brüder, haben ihn zur Strafe für seine erste freie Handlung in den Wahnsinn getrieben.«

»Meinem Eindruck nach«, sagte Takver defensiv, eingemummt unter der Decke, »war Tir keine besonders starke Persönlichkeit.«

»Nein, er war extrem verwundbar.«

Sie schwiegen lange.

»Kein Wunder, dass er dich verfolgt«, sagte sie. »Sein Stück. Dein Buch.«

»Aber ich bin glücklicher dran als er. Ein Wissenschaftler kann so tun, als wäre er nicht mit seiner Arbeit eins und sie wäre lediglich die unpersönliche Wahrheit. Ein Künstler kann sich nicht hinter der Wahrheit verstecken. Er kann sich nirgends verstecken.«

Takver beobachtete ihn eine Zeitlang aus dem Augenwinkel, dann drehte sie sich um, setzte sich hin und zog sich die Decke um die Schultern. »Brr! Ist das kalt … Das war ein Fehler von mir, oder, das mit dem Buch. Dass du

Sabul erlauben solltest, es zu verstümmeln und seinen Namen draufzusetzen. Es erschien mir richtig. Ich dachte, es stellt die Arbeit über den, der die Arbeit machte, den Stolz über die Eitelkeit, die Gemeinschaft über das Ego und so weiter. Aber das war überhaupt nicht so, stimmt's? Es war eine Kapitulation. Ein Unterwerfung unter Sabuls autoritäre Führung.«

»Ich weiß nicht. Immerhin habe ich es dadurch gedruckt bekommen.«

»Der richtige Zweck, aber die falschen Mittel! Ich habe in Rolny lange darüber nachgedacht, Shev. Ich werde dir sagen, wie es gekommen ist. Ich war schwanger. Schwangere haben kein ethisches Empfinden. Nur den primitivsten Opferinstinkt. Zur Hölle mit dem Buch, mit der Partnerschaft und der Wahrheit, wenn sie den kostbaren Fötus bedrohen! Es ist ein Arterhaltungstrieb, aber er kann sich gegen die Gemeinschaft wenden; er ist biologisch und nicht sozial. Männer können froh sein, dass sie ihm niemals ausgeliefert sind. Aber sie sollten wissen, dass es bei Frauen so ist, und sich davor in Acht nehmen. Ich glaube, er ist schuld, dass die alten Archismen Frauen zu Eigentum machten. Warum haben die Frauen das zugelassen? Weil sie ständig schwanger waren – weil sie bereits besessen wurden, versklavt waren!«

»Ja, mag sein, aber unsere Gesellschaft ist immer dann eine echte Gemeinschaft, wenn sie wahrhaftig nach Odos Ideen lebt. Das *Versprechen* hat uns eine Frau gegeben! Was machst du – ergehst du dich in Schuldgefühlen? Suhlst du dich?« Das Wort, das er benutzte, war nicht »suhlen«, da es auf Anarres keine Tiere gab, die sich suhlten; es war ein zusammengesetztes Wort, das wörtlich mit »sich in einem fort dick mit Exkrementen beschmieren« zu übersetzen wäre. Die Flexibilität und Präzision von Pravic erlaubte die Bildung krasser, von den Erfindern der Sprache unvorhergesehener Metaphern.

»Nein, eigentlich nicht. Es war schön, Sadik zu bekommen! Aber was das Buch betrifft, habe ich mich getäuscht.«

»Wir haben uns beide getäuscht. Wir machen unsere Fehler immer gemeinsam. Du glaubst doch nicht wirklich, dass du für mich entschieden hast.«

»In dem Fall glaube ich das schon.«

»Nein. In Wahrheit haben weder du noch ich entschieden. Wir haben keine Wahl getroffen. Wir haben Sabul für uns entscheiden lassen. Unseren eigenen internalisierten Sabul – Konvention, Moralismus, Angst vor sozialer Ächtung, Angst davor, anders zu sein, Angst davor, frei zu sein! Na, nie wieder! Ich lerne langsam, aber ich lerne doch.«

»Was willst du tun?«, fragte Takver. Ihre Stimme klang angenehm erregt.

»Mit dir nach Abbenay gehen und ein Syndikat gründen, ein Drucksyndikat. Die *Prinzipien* drucken, ungekürzt. Und alles andere, was wir wollen. Bedaps *Skizzen zu einer offenen Erziehung in den Naturwissenschaften*, die die KPD nicht verbreiten wollte. Und Tirins Theaterstück. Das bin ich ihm schuldig. Von ihm habe ich gelernt, was ein Gefängnis ist und wer Gefängnisse baut. Alle, die Mauern bauen, sind ihre eigenen Gefangenen. Ich werde die mir zugedachte Funktion im sozialen Organismus erfüllen. Ich werde Mauern abbauen.«

»Das könnte ganz schön zugig werden«, sagte Takver, in die Decken gehüllt. Sie lehnte sich an ihn, und er legte ihr seinen Arm um die Schultern. »Das denke ich auch«, sagte er.

In jener Nacht lag Shevek noch lange, nachdem Takver eingeschlafen war, wach. Die Hände unter dem Kopf verschränkt, blickte er in die Dunkelheit, lauschte in die Stille. Er dachte an seine lange Reise hinaus aus der Staubwüste, erinnerte sich an die Schichten und Luftspiegelungen, den Lokführer mit dem kahlen braunen Schädel und den ehrlichen Augen, der gesagt hatte, man müsse mit der Zeit arbeiten und nicht gegen sie.

Shevek hatte in den letzten vier Jahren etwas über seinen eigenen Willen gelernt. Die Frustration hatte ihn dessen Kraft gelehrt. Kein sozialer, kein ethischer Imperativ war stärker als er. Nicht einmal Hunger konnte ihn bezwingen. Je weniger er hatte, desto absoluter wurde sein Daseinsdrang.

Diesen Drang nahm er, odonisch ausgedrückt, als seine »zellulare Funktion« wahr, denn so lautete der analogische Begriff für die Individualität des Einzelnen, die Arbeit, zu der er am besten befähigt ist und die daher das Beste ist, was er zu seiner Gesellschaft beitragen kann. Eine gesunde Gesellschaft würde ihm erlauben, diese optimale Funktion frei auszuüben, und ihr Anpassungsvermögen wie ihre Stärke aus der Koordination aller derartigen Funktionen gewinnen. Das war die zentrale Idee in Odos *Analogie*. Dass die odonische Gesellschaft auf Anarres diesem Ideal nicht genügte, entband Shevek in seinen Augen keineswegs von der Verantwortung dafür – ganz im Gegenteil. Da der Mythos des Staates nicht mehr im Weg stand, trat das wahre Wechselverhältnis zwischen der Gesellschaft und dem Individuum deutlich zutage, ihre wahre Gegenseitigkeit. Vom Einzelnen durften Opfer verlangt werden, doch niemals Kompromisse: denn obgleich nur die Gesellschaft in der Lage war, Sicherheit und Stabilität zu geben, besaß nur der einzelne Mensch, das Individuum, die Fähigkeit zur ethischen Entscheidung – die Fähigkeit zur Veränderung, der wesentlichen Funktion des Lebens. Die odonische

Gesellschaft war als permanente Revolution gedacht, und jede Revolution beginnt im denkenden Geist.

Das alles hatte Shevek durchdacht, in diesen Begriffen, denn sein Bewusstsein war ganz und gar odonisch.

Deswegen war er sich inzwischen sicher, dass, odonisch gesprochen, sein radikaler, bedingungsloser Wille, etwas zu schaffen, die einzige Rechtfertigung war, die er brauchte. Sein Gefühl, zuallererst seiner Arbeit gegenüber verantwortlich zu sein, schnitt ihn nicht, wie er früher gedacht hatte, von seinen Mitmenschen und seiner Gesellschaft ab, sondern verband ihn umso mehr mit ihnen.

Außerdem war er überzeugt, dass jemand, der dieses Verantwortungsgefühl in Bezug auf eine Sache hatte, verpflichtet war, es auf alles andere zu übertragen. Es war ein Fehler, ausschließlich dem einen zu dienen und ihm jede weitere Verpflichtung zu opfern.

Diese Art der Opferbereitschaft hatte Takver gemeint, als sie von ihrer Schwangerschaft gesprochen hatte, und sie hatte mit so viel Selbstverachtung und Abscheu von ihr geredet, weil auch sie eine Odonierin war und jede Trennung von Mittel und Zweck als falsch empfand. Für sie wie für ihn gab es keinen Zweck. Es gab einen Prozess: und nur den Prozess. Man konnte in eine vielversprechende Richtung gehen oder in eine falsche, aber man brach nicht mit der Erwartung auf, jemals irgendwo stehen zu bleiben. So verstanden, gewannen alle Verantwortungen und alle Verpflichtungen Substanz und Beständigkeit.

Von daher war die gegenseitige Verpflichtung zwischen Takver und ihm – ihre Beziehung – während ihrer vierjährigen Trennung absolut lebendig geblieben. Sie hatten beide darunter gelitten, sehr darunter gelitten, aber es war weder ihm noch ihr in den Sinn gekommen, sich dem Leiden zu entziehen, indem sie sich aus der Verpflichtung lösten.

Denn schließlich, dachte er jetzt, warm neben der schlafenden Takver liegend, strebten sie beide nach Freude – der Erfüllung ihres Daseins. Wer Leiden meidet, bringt sich auch um die Möglichkeit der Freude. Er kann Vergnügen finden und Spaß, aber seine Erfüllung wird er nicht finden. Er wird nicht wissen, was es heißt, nach Hause zu kommen.

Takver seufzte leise im Schlaf, als stimmte sie ihm zu. Dann drehte sie sich um und träumte weiter.

Erfüllung, dachte Shevek, ist eine Funktion der Zeit. Die Jagd nach Vergnügen verläuft kreisförmig, sie ist repetitiv, atemporal. Das Streben nach Abwechslung von schau- oder sensationslustigen Menschen und von Leuten mit häufig wechselnden Geschlechtsbeziehungen endet stets am gleichen Punkt. Es hat ein Ende. Es erreicht das Ende und muss von vorne beginnen. Es ist nicht Reise und Wiederkehr, sondern ein geschlossener Zyklus, ein verschlossener Raum, eine Zelle.

Außerhalb des verschlossenen Raums liegt die Landschaft der Zeit, in der die Seele mit Mut und Glück die fragilen, provisorischen, phantastischen Straßen und Städte der Treue bauen kann: ein für Menschen bewohnbares Land.

Erst wenn eine Handlung in der Landschaft von Vergangenheit und Zukunft angesiedelt wird, wird sie zum menschlichen Akt. Treue, das Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft, das die Zeit zu einem Ganzen fügt, ist die Wurzel menschlicher Stärke; ohne sie ist nichts Gutes zu schaffen.

Für Shevek waren die vergangenen vier Jahre rückblickend also nicht verschwendet, sondern Teil des Gebäudes, das er und Takver aus ihrem Leben errichteten. Das Gute daran, dass man mit der Zeit arbeitet und nicht gegen sie, dachte er, ist, dass sie nicht vergeudet ist. Sogar der Schmerz zählt.

Elf

Urras

Rodarred, die alte Hauptstadt der Provinz Avan, war eine Stadt der Spitzen: ein Wald aus Nadelbäumen und über den schlanken Wipfeln ein luftigerer Wald aus Türmen. Die Straßen waren schmal und dunkel, bemoost, und unter den Bäumen hing häufig Nebel. Zu den Turmspitzen aufblicken konnte man nur von den sieben Brücken über den Fluss. Einige waren über hundert Meter hoch, andere nur gewöhnliche kleine Häuser, die ins Kraut geschossen waren. Einige waren aus Stein, andere aus Porzellan, Mosaik oder Buntglas oder mit Kupfer oder Gold verkleidet, unglaublich reich verziert, grazil, in allen Farben schillernd. In diesen bezaubernden, flirrenden Straßen hatte der Urrasische Rat der Weltregierungen seinen Sitz, seit er vor dreihundert Jahren gegründet worden war. Und da die Stadt nur eine Stunde vom Sitz der Nationalregierung in Nio Esseia entfernt lag, hatten sich hier auch viele Botschaften und Konsulate zur Pflege der Beziehungen zu A-Jo und dem RWR niedergelassen.

Die Terranische Gesandtschaft des RWR war in der »Wasserburg« untergebracht, die sich zwischen die Schnellstraße von Nio und den Fluss duckte und nur einen gedrungenen, missmutigen Turm mit einem flachen Dach und augenähnlichen, horizontalen Fensterschlitzen emporreckte. Die Mauern hatten schon vierzehnhundert Jahre lang Waffen und Wetter getrotzt. Auf der Landseite drängten sich dunkle Bäume, und darunter führte eine Zugbrücke über den Burggraben. Die Zugbrücke war

herabgelassen, und die Tore standen offen. Durch den Nebel über dem Fluss brach die Sonne; der Graben, das Wasser, das grüne Gras, die schwarzen Mauern, die Fahne auf dem Turm – alles schimmerte im Dunst, und in sämtlichen Türmen von Rodarred stimmten die Glocken ihr langes und irrwitzig harmonisches Sieben-Uhr-Geläut an.

An der hochmodernen Rezeption der Burg war ein Angestellter mit einem gewaltigen Gähnen beschäftigt. »Wir machen eigentlich erst um acht auf«, sagte er teilnahmslos.

»Ich möchte den Botschafter sprechen.«

»Die Botschafterin frühstückt noch. Sie müssen einen Termin machen.« Während er sprach, wischte sich der Angestellte die Augen und sah auf einmal deutlich, wen er vor sich hatte. Er starrte den Besucher an, mahlte ein paarmal mit dem Unterkiefer und sagte schließlich: »Wer sind Sie? Woher – Was wollen Sie?«

»Ich möchte die Botschafterin sprechen.«

»Warten Sie«, sagte der Angestellte mit reinstem niotischem Akzent und griff, ohne den Blick von ihm zu wenden, nach einem Telefon.

Zwischen dem Tor an der Zugbrücke und dem Eingang der Botschaft hielt ein Wagen. Mehrere Männer stiegen aus, der Metallbesatz an ihren schwarzen Jacken blitzte im Sonnenlicht. Im selben Moment kamen zwei andere Männer aus dem Inneren des Gebäudes in den Vorraum. Sie waren im Gespräch, Menschen von fremdartigem Äußeren, seltsam gekleidet. So schnell ihn die Füße trugen, lief Shevek um den Empfangstisch herum auf die Männer zu und rief: »Helfen Sie mir!«

Verblüfft drehten sie sich zu ihm. Der eine wich stirnrunzelnd zurück. Der andere schaute an Shevek vorbei zu der uniformierten Gruppe, die soeben die Botschaft betrat. »Hier herein«, sagte er unaufgeregt, nahm

Shevek beim Arm und verschwand mit ihm in einen kleinen Büroraum – nur zwei Schritte und eine Geste, elegant wie ein Balletttänzer.

»Was gibt’s? Sind Sie aus Nio Esseia?«

»Ich möchte die Botschafterin sprechen.«

»Gehören Sie zu den Streikenden?«

»Shevek. Mein Name ist Shevek. Vom Anarres.«

In dem pechschwarzen Gesicht blitzten die fremdartigen Augen klug und hell. *»Mai-God!«*, hauchte der Terraner und fragte dann auf Jotisch: »Wollen Sie um Asyl bitten?«

»Ich weiß nicht. Ich –«

»Kommen Sie mit, Dr. Shevek. Ich bringe Sie irgendwohin, wo Sie sich setzen können.«

Es ging durch Flure, über Treppen, die Hand des schwarzen Mannes fortwährend an seinem Arm.

Ein paar Leute versuchten ihm die Jacke auszuziehen. Er wehrte sich aus Angst, dass man das Heft aus seiner Hemdtasche haben wollte. Ein Mann sagte etwas in einer fremden Sprache. Ein zweiter sagte zu Shevek: »Keine Sorge, er möchte nur schauen, ob Sie verletzt sind. Ihre Jacke ist voll Blut.«

»Von einem anderen«, sagte Shevek, »das Blut ist von einem anderen Mann.«

Es gelang ihm sich aufzurichten, obwohl ihm schwindlig war. Er saß auf einer Couch in einem großen, sonnigen Zimmer; offenbar war er ohnmächtig geworden. In seiner Nähe standen zwei Männer und eine Frau. Er sah sie verständnislos an.

»Sie befinden sich in der terranischen Botschaft, Dr. Shevek, auf terranischem Boden. Sie sind hier vollkommen sicher. Sie können so lange bleiben, wie Sie wollen.«

Die Haut der Frau hatte den gelblich braunen Farbton eisenhaltiger Erde und war abgesehen vom Schädel unbehaart; nicht rasiert, sondern unbehaart. Ihre Züge waren fremdartig und kindlich, kleiner Mund, flache Nase, Augen mit langen, vollen Lidern, Kinn und Wangen rundlich und fettgepolstert. Die ganze Gestalt war rundlich, weich, kindlich.

»Sie sind hier sicher«, wiederholte sie noch einmal.

Er versuchte, etwas zu sagen, aber es ging nicht. Ein Mann drückte seinen Oberkörper sanft nach hinten und sagte: »Legen sie sich hin, legen Sie sich hin.« Shevek gehorchte, aber flüsterte dann: »Ich möchte die Botschafterin sprechen.«

»Ich bin die Botschafterin. Mein Name ist Keng. Wir freuen uns, dass Sie hier sind. Hier sind Sie sicher. Bitte ruhen Sie sich jetzt aus, Dr. Shevek, und wir unterhalten uns später. Es hat keine Eile.« Sie sprach mit einem eigentümlichen Singsang, aber ihre Stimme war heiser, wie die von Takver.

»Takver«, sagte er in seiner eigenen Sprache. »Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Sie sagte: »Schlafen Sie«, und er schlief.

Nach zwei Tagen, in denen er nur geschlafen und gegessen hatte, wurde er, nun wieder in seinem grauen jotischen Anzug, den man inzwischen gereinigt und gebügelt hatte, in den Privatsalon der Botschafterin in der dritten Etage des Turms geleitet.

Die Botschafterin verbeugte sich nicht vor ihm und schüttelte ihm auch nicht die Hand, sondern legte die Handflächen vor der Brust zusammen und lächelte. »Ich freue mich, dass es Ihnen bessergeht, Dr. Shevek. Nein, ich sollte einfach Shevek sagen, nicht wahr? Bitte nehmen Sie Platz. Es tut mir

leid, dass ich Jotisch mit Ihnen sprechen muss, eine Sprache, die uns beiden fremd ist. Ich beherrsche Ihre Sprache nicht. Man sagt mir, sie sei äußerst interessant, die einzige von Grund auf erfundene Sprache, die zur Sprache eines großen Volkes geworden ist.«

Im Vergleich zu der charmanten Außerwelterin fühlte er sich groß, ungelenk und sehr behaart. Er nahm in einem der niedrigen, weichen Sessel Platz. Keng setzte sich ebenfalls, aber verzerrte dabei das Gesicht. »Ich habe Rückenprobleme«, sagte sie, »vom Sitzen in diesen bequemen Sesseln!« Und Shevek wurde klar, dass sie nicht, wie er gedacht hatte, eine Frau von dreißig oder noch jünger war, sondern mindestens sechzig. Ihre glatte Haut und kindlichen Züge hatten ihn getäuscht. »Bei uns zu Hause«, sagte sie, »sitzen wir meistens auf Kissen auf dem Boden. Aber wenn ich das hier täte, müsste ich noch mehr zu allen aufschauen. Die Ceter sind so groß … Wir haben ein kleines Problem. Das heißt, nicht wir haben eins, sondern die Regierung von A-Jo. Ihre Leute auf Anarres, also diejenigen, die über Funk mit Urras kommunizieren, verlangen mit großem Nachdruck, Sie zu sprechen. Das bringt die jotische Regierung in Verlegenheit.« Sie lächelte. Es war ein aufrichtig amüsiertes Lächeln. »Sie wissen nicht, was sie sagen sollen.«

Keng war ruhig. So ruhig wie ein vom Wasser rundgeschliffener Stein, dessen Ruhe sich beim Anschauen überträgt. Shevek lehnte sich in seinem Sessel zurück und ließ sich mit seiner Antwort viel Zeit.

»Weiß die jotische Regierung, dass ich hier bin?«

»Nun, nicht offiziell. Wir haben nichts gesagt, sie haben nicht gefragt. Aber wir haben in der Botschaft einige jotische Mitarbeiter. Deswegen wissen sie natürlich Bescheid.«

»Bedeutet es eine Gefahr für Sie, dass ich hier bin?«

»Nein, nicht im Geringsten. Unsere Botschaft vertritt Terra im Rat der Weltregierungen, mit dem Staat A-Jo haben wir nichts zu tun. Sie hatten absolut das Recht herzukommen. Die übrigen Ratsmitglieder würden A-Jo jederzeit zwingen, das anzuerkennen. Und wie schon gesagt, die Botschaft ist terranisches Gebiet.« Sie lächelte erneut; ihr glattes Gesicht legte sich in viele kleine Falten und zog sich wieder glatt. »Ein wunderbares diplomatisches Konstrukt! Diese Burg ist elf Lichtjahre von meiner Erde entfernt – und dieses Zimmer in einem Turm von Rodarred, in A-Jo auf dem Planeten Urras der Sonne Tau Ceti ist terranisches Gebiet.«

»Dann können Sie Ihnen mitteilen, dass ich hier bin.«

»Gut. Das wird die Dinge vereinfachen. Ich wollte erst Ihre Zustimmung einholen.«

»Es gab keine … Botschaft für mich vom Anarres?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe nicht danach gefragt. Ich habe es nicht von Ihrer Seite gesehen. Wenn Sie sich Sorgen machen, könnten wir etwas nach Anarres funken. Die Wellenlänge, auf der Ihre Leute dort senden, ist uns natürlich bekannt, aber wir haben sie noch nie benutzt, weil man uns nicht dazu eingeladen hat. Es schien uns am besten, keinen Druck auszuüben. Aber wir können ohne weiteres ein Gespräch für Sie arrangieren.«

»Sie haben ein Sendegerät?«

»Wir würden über unser Schiff senden – das hainische Schiff, das immer um Urras kreist. Hain und Terra arbeiten zusammen, müssen Sie wissen. Der hainische Botschafter weiß, dass Sie bei uns sind. Er ist der Einzige, den wir offiziell informiert haben. Sie können also jederzeit das Funkgerät nutzen.«

Er dankte ihr mit der Schlichtheit eines Mannes, der das Angebot nicht nach den Motiven hinterfragt. Sie musterte ihn einen Moment lang mit

einem klugen, direkten, ruhigen Blick. »Ich habe Ihre Ansprache gehört«, sagte sie.

Er sah sie wie aus weiter Ferne an. »Ansprache?«

»Ihre Rede bei der großen Demonstration auf dem Platz des Kapitols. Heute vor einer Woche. Wir hören immer den Untergrundsender, den Rundfunk der Sozialistischen Arbeiter und der Libertarier. Ich habe Sie reden gehört. Es hat mich sehr bewegt. Dann gab es ein Geräusch, ein sonderbares Geräusch, und man konnte die Menge schreien hören. Es wurde nichts erklärt. Man hörte Schreie. Dann war der Sender plötzlich tot. Es war furchtbar, entsetzlich, das zu hören. Und Sie waren dort. Wie sind Sie entkommen? Wie sind Sie aus der Stadt gekommen? Die Altstadt ist immer noch abgeriegelt; in Nio stehen drei Regimenter der Armee; sie nehmen täglich Dutzende und Hunderte Streikende und Verdächtige fest. Wie sind Sie hergekommen?«

Shevek lächelte schwach. »Mit einem Taxi.«

»Durch sämtliche Kontrollstellen? Und mit der blutbefleckten Jacke? Wo alle wissen, wie Sie aussehen.«

»Ich lag unter der Rückbank. Das Taxi wurde requiriert – ist das das richtige Wort? Es war ein Risiko, das ein paar Leute meinetwegen auf sich genommen haben.« Shevek senkte den Blick auf seine verschränkten Hände. Er saß vollkommen still da und sprach ganz ruhig, aber seinen Augen und den Falten um seinen Mund war eine innere Spannung anzusehen. Jetzt dachte er einen Augenblick nach und fuhr dann im selben sachlichen Ton fort: »Anfangs war es Glück. Als ich aus dem Versteck kam, war es purer Zufall, dass ich nicht sofort verhaftet wurde. Aber ich schaffte es in die Altstadt. Von da an war es nicht nur Glück. Sie haben für mich überlegt, wo ich hinkönnte, sie haben die entsprechenden Pläne gemacht,

sie haben die Risiken auf sich genommen.« Er sagte ein Wort in seiner eigenen Sprache und übersetzte es anschließend: »Solidarität …«

»Es ist ganz sonderbar«, sagte die Botschafterin von Terra. »Ich weiß fast nichts über Ihre Welt, Shevek. Da Ihr Volk uns keinen Besuch gestattet, weiß ich nur, was die Urrasier uns erzählen. Und natürlich weiß ich, dass der Planet unwirtlich und karg ist, dass die Kolonie zur Erprobung eines nichtautoritären Kommunismus gegründet wurde und dass die Gesellschaft seit hundertsiebzig Jahren in dieser Form besteht. Ich habe ein wenig in Odos Schriften gelesen, nicht sehr viel. Für mein Gefühl war das alles ziemlich unwichtig für den heutigen Urras, ziemlich abseitig, ein interessantes Experiment. Aber das war ein Irrtum, nicht wahr? Es ist doch wichtig. Vielleicht ist Anarres der Schlüssel zu Urras … Die Revolutionäre in Nio, sie kommen aus derselben Tradition. Sie haben nicht nur für bessere Löhne oder gegen die Wehrpflicht gestreikt. Sie sind keine bloßen Sozialisten, sie sind Anarchisten; sie haben gegen die Macht gestreikt. Sehen Sie, die Größe der Demonstration, die Intensität des Volksempfindens und die panische Reaktion der Regierung, all das erschien mir äußerst schwer verständlich. Warum so ein Aufruhr? Die Regierung hier ist nicht despotisch. Die Reichen sind in der Tat sehr reich, aber die Armen sind nicht schrecklich arm. Sie sind weder versklavt, noch leiden sie Hunger. Warum sind sie nicht mit Brot und guten Worten zufrieden? Warum sind sie so empfindlich? … Jetzt beginne ich es zu begreifen. Allerdings bleibt mir unerklärlich, warum die Regierung von A-Jo Sie hergeholt hat, wo sie doch weiß, dass die libertarische Tradition noch immer lebendig ist und dass in den Industriezentren Unmut herrscht. Das ist so, als hielten sie ein Streichholz an eine Munitionsfabrik!«

»Man hatte vor, mich von der Munitionsfabrik fernzuhalten. Ich sollte von der Bevölkerung ferngehalten werden und unter Gelehrten und den

Reichen leben. Ich sollte keine Armen sehen. Nichts Hässliches. Man wollte mich in Watte packen und dann in eine Schachtel, die man einwickelte, und dann in einen Karton, den man mit Plastikfolie umhüllte, wie alles hier. Da sollte ich glücklich sein und mich meiner Arbeit widmen, der Arbeit, die ich auf Anarres nicht machen konnte. Und wenn ich fertig war, sollte ich sie ihnen überlassen, damit sie Sie unter Druck setzen konnten.«

»Uns unter Druck setzen? Sie meinen Terra und Hain und die anderen Weltraummächte. Womit wollen sie uns drohen?«

»Mit der Vernichtung des Raums.«

Keng schwieg eine Weile. »Und daran arbeiten Sie?«, fragte sie mit ihrer freundlichen, amüsierten Stimme.

»Nein, daran arbeite ich nicht! Erstens bin ich kein Erfinder, kein Ingenieur. Ich bin Theoretiker. Was Sie von mir haben wollen, ist eine Theorie. Eine Allgemeine Feldtheorie der Temporalphysik. Verstehen Sie, was das ist?«

»Shevek, von Ihrer cetischen Physik, Ihrer Edlen Wissenschaft verstehe ich überhaupt nichts. Ich habe weder Mathematik noch Physik oder Philosophie studiert, und sie scheint mir das alles einzubegreifen und noch Kosmologie und mehr obendrein. Aber ich weiß, wovon die Rede ist, wenn Sie von der Theorie der Simultanität sprechen, so ähnlich, wie ich weiß, was mit der Relativitätstheorie gemeint ist; das heißt, ich weiß, dass die Relativitätstheorie einige große praktische Folgen hatte, und von daher nehme ich an, dass Ihre Temporalphysik ebenfalls den Weg für neue Technologien bereiten wird.«

Er nickte. »Was sie als Ziel haben«, sagte er, »ist die Momentanübertragung von Materie durch den Raum. Transilienz. Raumfahrt, verstehen Sie, ohne Raumdurchquerung und ohne Zeitverzug.

Es kann durchaus sein, dass ihnen das gelingen wird. Aber ich glaube nicht mit Hilfe meiner Formeln. Was sie allerdings auf der Basis meiner Formeln konstruieren können, ist der Ansible. Falls sie das wollen. Menschen können die Weiten des Raums nicht überspringen, aber Ideen können es.«

»Was ist ein Ansible, Shevek?«

»Eine Idee.« Er lächelte ohne rechte Freude. »Ein Gerät, das eines Tages die Kommunikation zwischen zwei Punkten im Raum ohne jedes zeitliche Intervall gestatten wird. Das Gerät wird keine Botschaften transportieren; natürlich nicht, denn Simultanität ist Identität. Doch für unsere Wahrnehmung wird die Gleichzeitigkeit wie eine Übermittlung funktionieren, wie eine Sendung. Deshalb werden wir das Gerät benutzen können, um von einer Welt zur anderen miteinander zu sprechen, und zwar ohne die langen Wartezeiten zwischen dem Aussenden und dem Empfang der Botschaft, wie sie bei der Verwendung von elektromagnetischen Impulsen anfallen. Es ist im Grunde etwas ganz Einfaches. So ähnlich wie ein Telefon.«

Keng lachte. »Die Einfachheit der Physiker! Ich könnte also den – Ansible? – nehmen und mit meinem Sohn in Delhi sprechen? Und mich mit meiner Enkelin unterhalten, die bei meiner Abreise fünf war und elf Jahre älter geworden ist, während ich fast mit Lichtgeschwindigkeit von Terra nach Urras unterwegs war. Und ich könnte erfahren, was *jetzt* in meiner Heimat los ist, statt vor elf Jahren. Und man könnte Entscheidungen fällen und Abkommen schließen und Informationen teilen. Ich könnte mit Diplomaten auf Chiffewar sprechen, Sie könnten mit Physikern auf Hain reden, es würde nicht eine ganze Generation vergehen, bis eine Idee von einer Welt zu anderen gelangt … Also, Shevek, ich glaube, Ihr so einfaches Gerät könnte das Leben all der Billionen Menschen in den neun bekannten Welten verändern.«

Er nickte.

»Es würde eine Liga der Welten ermöglichen. Eine Föderation. Noch halten uns die Jahre, die Jahrzehnte zwischen Abreise und Ankunft, zwischen Frage und Antwort davon ab. Es ist, als hätten Sie die menschliche Sprache erfunden! Dann können wir sprechen – endlich miteinander sprechen.«

»Und was werden Sie sagen?«

Seine Bitterkeit erschreckte Keng. Sie sah ihn an und schwieg.

Er beugte sich in seinem Sessel vor und rieb sich gequält die Stirn. »Hören Sie«, sagte er, »ich muss Ihnen erklären, warum ich zu Ihnen gekommen bin, und auch, warum ich auf diese Welt gekommen bin. Es ist wegen der Idee. Um der Idee willen. Um zu lernen und zu lehren und andere daran teilhaben zu lassen. Auf Anarres, verstehen Sie, haben wir uns isoliert. Wir sprechen nicht mit anderen Menschen, mit dem Rest der Menschheit. Ich konnte mein Werk dort nicht vollenden. Und selbst wenn ich es hätte vollenden können, hätte man es nicht gewollt, weil man keinen Nutzen darin sah. Deshalb bin ich hierhergekommen. Hier gibt es das, was ich brauche – das Gespräch, den Austausch –, es gab ein Experiment im Lichtlabor, das einen Nachweis erbrachte, der gar nicht vorgesehen war, ein Buch über die Relativitätstheorie aus einer fremden Welt – die Anregung, die ich brauche. Und so habe ich meine Arbeit endlich abschließen können. Die Abhandlung ist noch nicht geschrieben, doch ich habe die Formeln und die Beweisführung; sie ist fertig. Aber die Ideen, die ich im Kopf habe, sind nicht die einzigen, die mir wichtig sind. Auch meine Gesellschaft hat eine Idee, sie hat mich geschaffen. Eine Idee von Freiheit, von Veränderung, von menschlicher Solidarität, eine wichtige Idee. Und wenn ich auch sehr dumm war, so habe ich doch schließlich begriffen, dass ich, indem ich der

einen, der Physik, nachgehe, die andere verrate. Denn ich lasse mir von den Propertariern *die Wahrheit abkaufen*.«

»Was hätten Sie sonst tun sollen, Shevek?«

»Gibt es keine Alternative zum Verkaufen? Gibt es nicht so etwas wie ein Geschenk?«

»Doch …«

Verstehen Sie denn nicht, dass ich sie Ihnen schenken möchte, Ihnen und Hain und den anderen Welten – und den Staaten von Urras? Aber Ihnen allen zusammen! Damit keiner von Ihnen sie, wie A-Jo es will, dazu nutzen kann, Macht über die anderen zu erlangen, noch reicher zu werden oder noch mehr Kriege zu gewinnen. Damit keiner die Wahrheit zum persönlichen Profit nutzen kann, sondern nur zum Wohl aller.«

»Meistens sorgt die Wahrheit am Ende selbst dafür, nur dem Allgemeinwohl zu dienen«, sagte Keng.

»Am Ende, ja. Aber ich will nicht auf das Ende warten. Ich habe nur ein Leben, und ich werde es nicht für Habgier und Profitsucht und Lügen einsetzen. Ich werde *keinem* Herren dienen.«

Keng fiel es deutlich schwerer, ihre Gelassenheit zu bewahren, als zu Beginn des Gesprächs. Die starke Persönlichkeit Sheveks, der von jeglicher Befangenheit und Selbstrücksicht unbelastet schien, beeindruckte sie sehr. Sie war aufgewühlt und betrachtete ihn mit Sympathie und einer gewissen Ehrfurcht.

»Wie ist sie«, fragte sie, »wie kann sie sein, diese Gesellschaft, die Sie geschaffen hat? Ich habe Sie auf dem Platz des Kapitols von Anarres sprechen hören und habe beim Zuhören geweint, aber ich habe Ihnen nicht wirklich geglaubt. Menschen sprechen immer so von ihrer Heimat, von dem Land, das ihnen fehlt … Aber Sie sind nicht wie andere Menschen. Da ist ein Unterschied.«

»Und der liegt in der Idee«, sagte er. »Auch wegen dieser Idee bin ich hier. Wegen Anarres. Da mein Volk sich weigert, den Blick nach außen zu lenken, dachte ich, vielleicht könnte ich andere dazu verlocken, auf uns zu schauen. Ich dachte, es wäre besser, sich nicht hinter einer Mauer zu verschanzen, sondern als Gesellschaft inmitten der anderen zu existieren, als eine Welt unter vielen, und zu geben und zu nehmen. Aber das war falsch – ich habe mich vollkommen geirrt.«

»Aber wieso? Gewiss …«

»Weil es auf Urras nichts, nicht das Geringste gibt, das wir Anarresen brauchen! Wir sind vor hundertsiebzig Jahren mit leeren Händen gegangen, und wir hatten recht. Wir haben nichts mitgenommen. Weil es hier nichts gibt als Staaten und deren Waffen, die Reichen und ihre Lügen und die Armen und ihr Elend. Es gibt auf Urras keinerlei Möglichkeit, richtig zu handeln, aus reinem Herzen. Man kann nichts tun, ohne dass Profit mitspielt, und Verlustangst und Machtstreben. Man kann nicht einmal jemandem guten Morgen sagen, ohne zu wissen oder ohne zeigen zu wollen, welcher von beiden ›besser‹ ist als der andere. Man kann sich anderen gegenüber nicht wie ein Bruder verhalten, man muss sie manipulieren oder kommandieren oder betrügen oder ihnen gehorchen. Man darf andere Menschen nicht berühren, aber sie lassen einen niemals in Ruhe. Es gibt keine Freiheit. Urras ist eine Kiste, ein Paket, wunderhübsch verpackt in den blauen Himmel und die Wiesen und Wälder und die herrlichen Städte. Und wenn man die Kiste aufmacht, was ist drin? Ein schwarzer Keller voll Staub und ein Toter. Ein Mann, dem die Hand abgeschossen wurde, weil er sie anderen hingehalten hat. Ich bin endlich in der Hölle gewesen. Desar hatte recht: Es ist Urras; Urras ist die Hölle.«

Shevek war erregt, doch sein Ton blieb schlicht, fast demütig, und die Botschafterin von Terra betrachtete ihn erneut mit verhaltenem, aber

teilnehmendem Staunen, so als wüsste sie überhaupt nicht mit einer solchen Schlichtheit umzugehen.

»Wir sind hier beide Fremde, Shevek«, sagte sie schließlich. »Ich von viel weiter her durch Raum und Zeit. Und dennoch gewinne ich langsam den Eindruck, dass ich auf Urras viel weniger fremd bin als Sie. Ich will Ihnen erzählen, wie mir diese Welt erscheint. Für mich und für all die anderen Terraner, die diesen Planeten gesehen haben, ist Urras die freundlichste, vielfältigste, schönste aller bewohnten Welten. Die Welt, die von allen dem Paradies am nächsten kommt.«

Sie sah ihn ruhig und aufmerksam an; er schwieg.

»Ich weiß, dass es hier viele Missstände gibt, jede Menge menschliche Ungerechtigkeit, Habgier, Dummheit, Verschwendung. Aber es gibt auch viel Gutes, Schönheit, Vitalität, Errungenschaften. Urras ist so, wie eine Welt sein sollte! Es ist lebendig, ungeheuer lebendig – und trotz aller Missstände voll Hoffnung. Hab ich nicht recht?«

Er nickte.

»Und Sie, Mann von einer Welt, die ich mir nicht einmal vorzustellen vermag, Sie, für den mein Paradies die Hölle ist – werden Sie mich nun fragen, wie *meine* Welt beschaffen ist?«

Er sah sie mit seinen hellen Augen ruhig an und schwieg.

»Meine Welt, die Erde, ist ein Trümmerfeld. Ein durch die Spezies Mensch zerstörter Planet. Wir haben uns vermehrt und bekriegt, wir haben gefressen, bis nichts mehr übrig war, und dann sind wir gestorben. Wir haben weder Appetit noch Gewalt gebändigt; wir haben uns nicht angepasst. Wir haben uns selbst vernichtet. Aber vorher haben wir die Welt vernichtet. Auf meiner Erde gibt es keine Wälder mehr. Die Luft ist grau, der Himmel ist grau. Es ist immer heiß. Sie ist bewohnbar, sie ist immer noch bewohnbar, aber nicht so wie diese Welt. Dies ist eine lebendige Welt,

eine Harmonie. Meine ist ein Misston. Ihr Odonier habt eine Wüste gewählt, wir Terraner haben eine Wüste geschaffen … wir können dort überleben, so wie Sie auch überleben. Menschen sind zäh! Wir sind jetzt fast eine halbe Milliarde. Früher waren es neun Milliarden. Man sieht die alten Städte noch überall. Die Knochen und Ziegel zerfallen zu Staub, aber die kleinen Plastikreste zerfallen nie – auch sie können sich nicht anpassen. Wir haben als Spezies, als soziale Spezies versagt. Dass wir hier sind und gleichberechtigt mit anderen menschlichen Gesellschaften aus anderen Welten umgehen, haben wir nur den Hainisch zu verdanken. Sie kamen und brachten uns Hilfe. Sie bauten Schiffe und schenkten sie uns, damit wir unsere zerstörte Welt verlassen konnten. Sie behandeln uns sanft und freundlich wie der Gesunde die Kranken. Die Hainisch sind ein äußerst merkwürdiges Volk; älter als wir alle; unendlich großzügig. Sie sind Altruisten. Sie sind von einer Schuld bewegt, die wir nicht begreifen, all unseren Verbrechen zum Trotz. Ich glaube, was sie in allem, was sie tun, bewegt, ist die Vergangenheit, ihre schier endlose Vergangenheit. Wir hatten also auf Terra gerettet, was zu retten war, und uns auf die einzig mögliche Weise eine Art Leben in den Trümmern geschaffen: durch vollständige Zentralisation. Totale Kontrolle über die Nutzung jedes Hektars Land, jedes Stückchens Metall, jedes Milliliters Brennstoff. Totale Rationierung, Geburtenkontrolle, Euthanasie, allgemeine Arbeitspflicht. Absolute Reglementierung des Lebens jedes Einzelnen mit dem Ziel, das Überleben der Menschheit im Ganzen zu gewährleisten. So weit waren wir, als die Hainisch kamen. Sie brachten uns … ein wenig mehr Hoffnung. Nicht sehr viel. Das war einmal … Wir können diese herrliche Welt, diese vitale Gesellschaft, dieses Urras, dieses Paradies, nur von außen anschauen. Wir können es nur bewundern und vielleicht ein wenig neidisch sein. Das ist nicht sehr viel.«

»Und Anarres, so wie ich es in meiner Rede geschildert habe – was würde Anarres Ihnen bedeuten, Keng?«

»Nichts, Shevek. Gar nichts. Wir haben unsere Chance auf Anarres vor Jahrhunderten verwirkt, bevor es je entstanden ist.«

Shevek stand auf und ging ans Fenster, einen der langen horizontalen Fensterschlitze in der Turmmauer. Darunter war eine Nische mit einer Stufe für einen Bogenschützen eingelassen, der von dort auf Angreifer unten vor dem Tor zielen konnte; wenn man nicht auf die Stufe trat, sah man aus dem Fenster nichts als den sonnenüberfluteten, leicht dunstigen Himmel. Shevek blieb unter dem Fenster stehen und schaute ins Licht.

»Sie begreifen nicht, was Zeit ist«, sagte er. »Sie meinen, die Vergangenheit sei vorbei, die Zukunft sei nicht real, es gebe keine Veränderung, keine Hoffnung. Für Sie ist Anarres eine Zukunft, die nicht zu erreichen ist, so wie Ihre Vergangenheit nicht zu ändern ist. Deshalb gibt es nichts als die Gegenwart, den Augenblick jetzt, dieses Urras, die reiche, reale, stabile Gegenwart, den jetzigen Augenblick. Und Sie meinen, er sei etwas, das man besitzen kann! Sie sind ein wenig neidisch darauf. Sie meinen, es sei etwas, das Sie gerne hätten. Aber es ist nicht real, wissen Sie. Es ist nicht stabil, nicht fest – nichts ist fest. Dinge verändern sich, sie verändern sich in einem fort. Und Sie können nichts haben … Am allerwenigsten die Gegenwart, es sei denn, Sie nehmen sie mit der Vergangenheit und der Zukunft. Nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft, nicht nur der Zukunft, sondern auch der Vergangenheit! Denn die sind real: Die Gegenwart wird es allein durch ihre Realität. Urras wird für sie so lange unerreichbar, ja unverständlich bleiben, bis Ihnen die Realität, die beständige Realität von Anarres aufgeht. Sie haben recht, wir sind der Schlüssel. Doch als Sie das sagten, haben Sie es nicht wirklich geglaubt. Sie glauben nicht an Anarres. Sie glauben nicht an mich, obwohl

ich in diesem Moment hier bei Ihnen, in diesem Zimmer, stehe … Meine Brüder hatten recht, und ich hatte unrecht: Wir können nicht zu Ihnen kommen. Sie werden es nicht zulassen. Sie glauben nicht an Veränderung, an Chancen, an Entwicklung. Sie würden uns lieber vernichten, als uns Realität zuzugestehen, als zuzugeben, dass es Hoffnung gibt. Wir können nicht zu Ihnen kommen. Wir können nur darauf warten, dass Sie zu uns kommen.«

Keng saß mit verwunderter und nachdenklicher, womöglich leicht verstörter Miene da.

»Es geht mir nicht in den Kopf«, sagte sie schließlich. »Sie sind wie ein Mensch aus unserer eigenen Vergangenheit, wie die alten Idealisten, die Freiheitsvisionäre; aber ich verstehe Sie nicht, weil Sie mir offenbar etwas aus der Zukunft erzählen; und dabei ist es, wie Sie sagen: Sie sitzen jetzt hier vor mir! …«

Ihre Geistesgegenwart hatte sie nicht verloren. Nach kurzem Schweigen sagte sie: »Und warum sind Sie dann zu mir gekommen, Shevek?«

»Oh, um Ihnen meine Idee zu bringen. Meine Theorie. Damit sie nicht in den Besitz der Joter gelangt und zu einer Investition oder Waffe wird. Wenn Sie dazu bereit sind, wäre es das Einfachste, die Formeln zu verbreiten, sie so bald wie möglich an alle Physiker dieser Welt und an die Hainisch und die anderen Welten zu senden. Wären Sie bereit, das zu tun?«

»Mehr als bereit.«

»Es werden nur wenige Seiten sein. Die Beweise und eine Reihe der Implikationen bräuchten noch eine Weile länger, aber das kann später kommen, und wenn ich es nicht schaffe, können andere sie ausarbeiten.«

»Aber was werden Sie dann machen? Haben Sie vor, nach Nio zurückzukehren? In der Stadt scheint wieder Ruhe zu herrschen; der Aufstand ist offenbar niedergeschlagen worden, wenigstens für den

Augenblick, aber ich fürchte, für die jotische Regierung sind Sie ein Aufständischer. Es gibt natürlich Thu –«

»Nein, ich will nicht hierbleiben. Ich bin kein Altruist! Wenn Sie mir auch dabei helfen würden, könnte ich vielleicht nach Hause zurückkehren. Vielleicht würden sich sogar die Joter bereitfinden, mich nach Hause zu schicken. Das wäre konsequent, denke ich: mich verschwinden zu lassen, meine Existenz zu leugnen. Natürlich könnten sie meinen, das ließe sich leichter bewerkstelligen, indem sie mich töten oder lebenslänglich ins Gefängnis sperren. Ich will noch nicht sterben, und ich will schon gar nicht hier in der Hölle sterben. Wohin geht die Seele, wenn man in der Hölle stirbt?« Shevek lachte; er hatte zu seiner sanften Art zurückgefunden. »Aber wenn Sie mich nach Hause schicken könnten, wären sie, glaube ich, erleichtert. Tote Anarchisten werden zu Märtyrern, wissen Sie, und bleiben jahrhundertelang lebendig. Aber Abwesende lassen sich vergessen.«

»Ich dachte, ich wüsste, was ›Realismus‹ heißt«, sagte Keng. Sie lächelte, aber es war kein ungezwungenes Lächeln.

»Wie können Sie das, wenn Sie keine Hoffnung kennen?«

»Urteilen Sie nicht zu hart über uns, Shevek.«

»Ich urteile gar nicht über Sie. Ich bitte Sie bloß um Hilfe und habe nichts, was ich Ihnen dafür geben kann.«

»Nichts? Ihre Theorie nennen Sie nichts?«

»Wägen Sie sie gegen die Freiheit einer einzigen Menschenseele«, sagte er und sah sie an. »Was wird schwerer wiegen? Können Sie es sagen? Ich kann es nicht.«

Zwölf

Anarres

»Ich möchte ein Projekt vorstellen«, sagte Bedap, »und zwar als Vertreter des Initiativsyndikats. Wie ihr wisst, stehen wir seit ungefähr zwanzig Dekaden im Funkkontakt mit Urras –«

»Gegen die Empfehlung dieses Gremiums und der Schutzföderative und das Mehrheitsvotum der Liste!«

»Ja«, sagte Bedap. Er musterte den Sprecher von Kopf bis Fuß, ohne sich über die Unterbrechung zu beschweren. Die Sitzungen der KPD waren nicht durch eine Geschäftsordnung geregelt. Manchmal nahmen die Unterbrechungen mehr Raum ein als die Erklärungen. Wollte man das Verfahren mit einer wohlorganisierten Managerkonferenz vergleichen, wirkte es eher wie ein dickes, rohes Stück Fleisch als ein überzeugender Schaltplan. Wobei allerdings rohes Fleisch dort, wo es hingehört – in einem lebenden Organismus –, die besseren Dienste leistet.

Bedap kannte all seine alten Gegner im Import-Export-Rat; er schlug sich inzwischen drei Jahre mit ihnen herum. Aber dieser Sprecher war neu, ein junger Mann, der vermutlich per Los in die KPD-Liste gerückt war. Bedap sah ihn freundlich an und fuhr fort. »Lassen wir doch alten Streit beiseite, ja? Ich habe Stoff für einen neuen. Wir haben eine interessante Botschaft von einer Gruppe auf Urras erhalten. Sie hat uns auf der Wellenlänge erreicht, auf der unsere jotischen Kontakte senden, aber sie kam nicht zu einer verabredeten Zeit, und das Signal war schwach. Sie

scheint aus einem Land namens Benbili zu stammen, nicht aus A-Jo. Die Gruppe nannte sich ›Die Odonische Gesellschaft‹. Offenbar handelt es sich um Post-Besiedlungs-Odonier, die sich auf irgendeine Weise in den Schlupflöchern urrasischer Gesetze und Regierungen halten können. Ihre Botschaft war an »die Brüder auf Anarres« adressiert. Ihr könnt sie im Rundschreiben des Syndikats nachlesen, sie ist interessant. Sie fragen, ob man ihnen vielleicht gestatten würde, Leute herzuschicken.«

»Sie wollen Leute herschicken? Urrasier? Als Spione?«

»Nein, als Siedler.«

»Was? Sie wollen, dass wir die Besiedlung wieder freigeben?«

»Sie sagen, sie werden von ihrer Regierung verfolgt und hoffen –«

»Die Besiedlung freigeben, für jeden Profiteur, der sich als Odonier ausgibt?«

Eine anarresische Debatte zu Verwaltungsfragen vollständig wiederzugeben wäre schwierig; alles ging sehr schnell, oft sprachen mehrere auf einmal, keiner hielt lange Reden, viele wurden sarkastisch, vieles blieb ungesagt; der Ton war emotional, oft ziemlich persönlich; man fand ein Ende, aber nie einen Schluss. Die Sitzungen verliefen wie Streitgespräche zwischen Geschwistern oder Gedanken in einem unschlüssigen Hirn.

»Wenn wir diese sogenannten Odonier aufnehmen, wie wollen sie denn herkommen?«

Das kam von der Gegnerin, die Bedap in diesem Gremium am meisten fürchtete, einer kühlen, klugen Frau namens Rulag. Sie war schon das ganze Jahr sein cleverster Widerpart gewesen. Er warf Shevek, der zum ersten Mal bei einer dieser Sitzungen dabei war, einen Blick zu, um seine Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Irgendwer hatte ihm erzählt, Rulag sei Ingenieurin, und seinem Eindruck nach hatte sie tatsächlich sowohl den

klaren, pragmatischen Verstand eines Ingenieurs als auch die Aversion des Mechanisten gegen Komplexität und Regelabweichungen. Sie bekämpfte das Initiativsyndikat bei jedem Thema und hätte ihm am liebsten die Existenzberechtigung abgesprochen. Ihre Argumente waren gut, und Bedap achtete sie. Manchmal, wenn sie über die Stärke von Urras sprach und die Gefahr, die es bedeutete, aus einer Position der Schwäche mit Starken zu verhandeln, glaubte er ihr sogar.

Denn es gab Zeiten, in denen Bedap sich insgeheim fragte, ob Shevek und er, als sie im Winter ’68 angefangen hatten, über Möglichkeiten nachzudenken, wie ein frustrierter Physiker seine Werke drucken und mit Kollegen auf Urras diskutieren könnte, nicht eine unkontrollierbare Kette von Ereignissen in Gang gesetzt hatten. Als sie endlich einen Funkkontakt hergestellt hatten, waren die Urrasier unerwartet begierig darauf gewesen, mit ihnen zu sprechen und Informationen auszutauschen; und als sie Berichte über den Austausch gedruckt hatten, war die Opposition dagegen auf Anarres unerwartet heftig ausgefallen. Ihnen wurde auf beiden Welten mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als ihnen eigentlich lieb war. Wenn der Feind einen begeistert umarmt und die eigenen Landsleute einen erbittert ablehnen, fällt es schwer, sich nicht zu fragen, ob man nicht vielleicht tatsächlich ein Verräter ist.

»Ich denke, sie würden mit einem Frachtschiff kommen«, erwiderte er. »Als gute Odonier würden sie einfach mitreisen. Wenn ihre Regierung oder der Rat der Weltregierungen es erlaubt. Würden sie das tun? Würden die Archisten den Anarchisten einen Gefallen tun? Das würde ich gerne herausfinden. Was würde dort, auf der anderen Seite, passieren, wenn wir eine kleine Gruppe, sechs oder acht von diesen Leuten, einlüden?«

»Lobenswertes Interesse«, sagte Rulag. »Wir könnten die Gefahr besser einschätzen, wenn wir wüssten, wie die Dinge auf Urras wirklich stehen,

das ist richtig. Doch die Gefahr liegt im Akt des Herausfindens selbst.« Sie stand auf, um anzuzeigen, dass sie mehr als nur ein bis zwei Sätze zu sprechen gedachte. Bedap sah Shevek, der neben ihm saß, gequält an und murmelte: »Vor der muss man sich in Acht nehmen.« Shevek zeigte keine Reaktion, aber er war bei Sitzungen meist zurückhaltend und scheu, vollkommen untauglich, es sei denn, etwas bewegte ihn tief, denn dann erwies er sich als überraschend guter Redner. Shevek hielt den Blick auf seine Hände gesenkt. Doch Bedap fiel auf, dass Rulags Blick, während sie eigentlich mit ihm redete, immer wieder zu Shevek schweifte.

»Euer Initiativsyndikat«, sagte sie mit Betonung auf dem Possessivpronomen, »hat einen Sender gebaut, Botschaften nach Urras gesandt und von dort empfangen und das, was kommuniziert wurde, veröffentlicht. Das alles habt ihr gegen den Rat der Mehrheit der KPD und trotz zunehmender Proteste der gesamten Bruderschaft getan. Dass es bisher weder zu Maßnahmen gegen eure Ausrüstung noch euch als Personen gekommen ist, scheint mir daran zu liegen, dass es für uns Odonier so ganz und gar ungewohnt ist, dass jemand einen Weg einschlagen könnte, der anderen schadet, und ihn sämtlichen Ratschlägen und Protesten zum Trotz beharrlich weitergeht. Das ist etwas äußerst Seltenes. Ihr seid tatsächlich die Ersten von uns, die so handeln, wie archistische Kritiker es immer für Menschen vorhergesagt haben, die in einer Gesellschaft ohne Gesetze leben: mit absoluter Verantwortungslosigkeit gegenüber dem gesellschaftlichen Wohl. Ich habe nicht vor, den bereits angerichteten Schaden erneut zu thematisieren: die Preisgabe wissenschaftlicher Informationen an einen mächtigen Gegner, das Eingeständnis unserer Schwäche, das jede eurer Botschaften an Urras darstellt. Doch nun, da ihr meint, wir hätten uns an all das gewöhnt, kommt ihr mit einem noch weit schlimmeren Vorschlag. Was spielt es schon für

eine Rolle, werdet ihr sagen, ob wir uns über Kurzwelle mit ein paar Urrasiern unterhalten oder hier in Abbenay? Wo ist da der Unterschied? Was ist der Unterschied zwischen einer geschlossen und einer offenen Tür? Machen wir doch die Tür auf – denn das ist es, was er sagt, Ammari. Machen wir die Tür auf, lassen wir die Urrasier kommen! Sechs bis acht Pseudo-Odonier mit dem nächsten Frachter. Sechzig bis achtzig jotische Profiteure mit dem übernächsten, die schauen wollen, wie man uns als Besitz unter den urrasischen Staaten aufteilen könnte. Und als Nächstes kommen dann sechs- oder achthundert Kriegsschiffe: Kanonen, Soldaten, eine Besatzungsmacht. Das Ende von Anarres, das Ende des Versprechens. Unsere Hoffnung beruht einzig und allein auf dem, worauf sie seit hundertsiebzig Jahren beruht, auf der Gründungsakte der Siedlung: Kein Urrasier verlässt das Schiff, ausschließlich Siedler dürfen von Bord – damals wie heute. Keine Vermengung. Kein Kontakt. Dieses Prinzip jetzt aufzugeben hieße, den Tyrannen, die wir einst besiegt haben, zu verkünden: Das Experiment ist gescheitert, kommt und macht uns wieder zu Sklaven!«

»Im Gegenteil«, entgegnete Bedap prompt. »Die Botschaft ist klar: Das Experiment ist gelungen, wir sind jetzt so stark, dass wir euch als Ebenbürtige gegenübertreten.«

Die Diskussion ging weiter wie zuvor, ein rascher Schlagabtausch der Argumente. Sie währte nicht lange. Wie gewöhnlich wurde nicht abgestimmt. Fast alle Anwesenden machten sich dafür stark, den Grundvertrag der Siedlung einzuhalten, und sobald Bedap dies einsah, sagte er: »Nun gut, das scheint mir erledigt zu sein. Es kommt niemand an Bord der *Festung Kujeo* oder der *Respekt* hierher. In der Frage der Aufnahme von Urrasiern auf Anarres ist das Syndikat eindeutig aufgerufen, der gesamtgesellschaftlichen Meinung nachzugeben; wir haben Euren Rat

erbeten, und wir werden ihm folgen. Doch es gibt einen weiteren Aspekt desselben Problems. Shevek?«

»Die Frage nämlich«, sagte Shevek, »ob man einen Anarresen nach Urras entsendet.«

Darauf gab es Ausrufe und Rückfragen. Shevek sprach unbeirrt im gleichen Ton weiter, der kaum lauter als ein Murmeln war. »Das würde niemandem, der auf Anarres lebt, schaden und niemanden bedrohen. Und wie es scheint, ist es eine Frage, die das Individualrecht betrifft; eine Art Test sozusagen. Die Gründungsakte verbietet es nicht. Es jetzt zu verbieten wäre eine Machtanmaßung der KPD, eine Beschneidung des Rechts eines jeden Odoniers, frei zu handeln, sofern er anderen damit keinen Schaden zufügt.«

Rulag beugte sich vor. Sie lächelte ein wenig. »Anarres verlassen kann jeder«, sagte sie. Ihre hellen Augen wanderten von Shevek zu Bedap und wieder zurück. »Jeder kann hingehen, wo er will, sofern die Frachter der Propertarier ihn mitnehmen. Doch zurückkommen kann er nicht.«

»Wo steht das?«, fragte Bedap.

»In der Akte über das Ende der Besiedlung. Keiner, der mit einem Frachtschiff kommt, darf den Landungsbereich von Anarres-Hafen verlassen.«

»Je, nun, das war sicherlich auf Urrasier gemünzt, und nicht auf Anarresen«, sagte ein altes Ratsmitglied, Ferdaz, der gerne seinen Senf dazugab, selbst wenn er die Debatte dadurch in eine Richtung lenkte, die er gar nicht wollte.

»Jeder, der vom Urras kommt, ist ein Urrasier«, entgegnete Rulag.

»Legalismen, Legalismen! Was soll diese Wortklauberei?«, fragte eine dicke phlegmatische Frau, die Trepil hieß.

»Wortklauberei!«, rief das neue Mitglied der Kooperative, der junge Mann. Er sprach mit dem Akzent von Nordobern und tiefer, lauter Stimme. »Wenn dir Wortklauberei nicht passt, wie wäre es so: Wenn es hier Leute gibt, denen Anarres nicht gefällt, sollen sie doch gehen. Ich helfe gern. Ich trage sie zum Hafen, ich treibe sie mit Fußtritten dahin! Aber wenn sie wieder angekrochen kommen, bilden wir ein Empfangskomitee. Aus echten Odoniern. Und begrüßen sie nicht mit einem lächelnden »Willkommen daheim, Brüder«. Sondern schlagen ihnen die Zähne in die Halsröhre und treten ihnen die Eier in den Bauch. Habt ihr das verstanden? Drücke ich mich klar genug aus?«

»Klar, nein; eindeutig, ja. So eindeutig wie ein Furz«, sagte Bedap. »Klarheit ist eine Funktion des Denkens. Du solltest dich ein wenig mehr mit Odos Lehren auskennen, bevor du hier die Stimme erhebst.«

»Du bist es nicht wert, Odos Namen im Mund zu führen!«, schrie der junge Mann. »Ihr seid Verräter, du und das ganze Syndikat! Ihr werdet von Leuten überall auf Anarres beobachtet. Ihr glaubt, wir wissen nicht, dass man Shevek nach Urras eingeladen hat, damit er den Profiteuren anarresische Wissenschaft verkauft? Ihr glaubt, wir wissen nicht, dass ihr Jammerlappen alle nichts lieber tätet, als dort im Reichtum zu schwimmen und euch von den Propertariern auf die Schultern klopfen zu lassen? Ihr könnt fahren! Wir sind froh, wenn wir euch los sind! Aber wenn ihr wiederzukommen versucht, dann gibt es *Gerechtigkeit*!«

Er stand an seinem Platz und beugte sich über den Tisch, so dass er Bedap direkt ins Gesicht schrie. Bedap blickte zu ihm auf und sagte: »Du meinst nicht Gerechtigkeit, sondern Strafe. Ist für dich beides das Gleiche?«

»Er meint Gewalt«, sagte Rulag. »Und wenn es zu Gewalt kommt, werdet ihr sie verursacht haben. Ihr und euer Syndikat. Und ihr werdet sie verdient haben.«

Ein kleiner, hagerer Mann in mittleren Jahren, der neben Trepil saß, ergriff das Wort, anfangs so leise, mit einer vom Staubhusten heiseren Stimme, dass nur wenige ihn hörten. Er war ein Gastdelegierter des Bergarbeitersyndikats Südwest, von dem zu diesem Thema eigentlich kein Beitrag erwartet wurde. »… was ein Mensch verdient«, sagte er. »Denn jeder Einzelne von uns verdient alles, sämtlichen Luxus, der jemals in die Gräber der toten Königen gehäuft wurde, und kein Einziger von uns verdient überhaupt etwas, nicht einmal einen Bissen Brot, wenn wir hungern. Haben wir nicht gegessen, während ein anderer hungrig blieb? Wollt ihr uns dafür bestrafen? Wollt ihr uns für die Ergebenheit belohnen, mit der wir gehungert haben, während andere aßen? Kein Mensch verdient eine Strafe, kein Mensch verdient eine Belohnung. Befreit euer Denken von der Vorstellung des *Verdienens*, der Vorstellung von Meriten und Anrechten – erst dann werdet ihr anfangen können zu denken.« Die Worte stammten natürlich aus Odos *Gefängnisbriefen*, doch dass sie mit der schwachen, heiseren Stimme gesprochen wurden, verlieh ihnen eine sonderbare Wirkung, so als legte der Mann sie sich selbst eins nach dem anderen zurecht und sie kämen unmittelbar von Herzen, langsam, mühevoll, ähnlich wie Wasser, das langsam, langsam aus dem Wüstensand emporquillt.

Rulag hörte hocherhobenen Hauptes zu, das Gesicht starr, so als unterdrückte sie einen Schmerz. Ihr gegenüber saß Shevek mit gesenktem Kopf. Die Worte hinterließen ein Schweigen. Er blickte auf und sprach in die Stille hinein.

»Versteht doch«, sagte er, »wir wollen die Erinnerung daran wecken, dass wir nicht nach Anarres gekommen sind, um Sicherheit zu finden, sondern Freiheit. Wenn wir alle eine Ansicht teilen müssen, alle zusammenarbeiten müssen, sind wir nicht besser als eine Maschine. Wenn

ein Einzelner nicht solidarisch mit seinen Brüdern arbeiten kann, ist es seine Pflicht, allein zu arbeiten. Seine Pflicht und sein Recht. Dieses Recht haben wir den Leuten immer mehr verwehrt. Wir sagen immer häufiger, ihr müsst mit den anderen zusammenarbeiten, ihr müsst euch der Herrschaft der Mehrheit beugen. Aber jede Herrschaft ist Tyrannei. Es ist die Pflicht des Einzelnen, sich keinerlei Herrschaft zu unterwerfen, sondern stets der Urheber des eigenen Handelns zu sein, Verantwortung zu tragen. Nur wenn er das tut, wird die Gesellschaft lebendig sein, sich verändern, sich anpassen und überleben. Wir sind keine Untertanen eines auf Gesetze gegründeten Staates, sondern Mitglieder einer Gesellschaft, die auf Revolution gegründet ist. Revolution ist unsere Pflicht: unsere Hoffnung auf Entwicklung. ›Die Revolution lebt im Geist des Einzelnen, oder sie lebt nirgends. Sie ist für alle da, oder sie ist nichts. Wenn man sie mit einem Ziel verknüpft, wird sie niemals wirklich beginnen.‹ Wir können hier nicht stehen bleiben. Wir müssen weitergehen. Wir müssen die Risiken auf uns nehmen.«

Rulag antwortete genauso ruhig wie er, jedoch eiskalt. »Ihr habt keinerlei Recht, uns alle einem Risiko auszusetzen, zu dem euch private Gründe treiben.«

»Niemand, der nicht bereit ist, so weit zu gehen wie ich, hat auch nur das geringste Recht, mein Vorhaben zu verhindern«, entgegnete Shevek. Eine Sekunde lang saßen sie Auge in Auge; dann senkten beide den Blick.

»Das Risiko einer Reise zum Urras betrifft niemanden außer der Person, die sie unternimmt«, sagte Bedap. »Sie stellt weder eine Verletzung der Gründungsakte dar, noch ändert sie etwas an unserer Beziehung zu Urras, es sei denn moralisch – zu unserem Vorteil. Aber ich glaube, wir sind alle noch nicht bereit, darüber zu entscheiden. Euer Einverständnis vorausgesetzt, ziehe ich das Thema für den Augenblick zurück.«

Man zeigte sich einverstanden, und er verließ mit Shevek die Sitzung.

Vor dem Gebäude der KPD sagte Shevek: »Ich muss noch ins Institut, Sabul hat mir einen seiner Fußnagelschnipsel geschickt – zum ersten Mal seit Jahren. Ich möchte wissen, was er im Sinn hat.«

»Ich möchte wissen, was mit Rulag los ist. Sie hat eine persönliche Antipathie gegen dich. Ich vermute Neid. Wir werden euch nicht wieder an einen Tisch setzen, sonst kommen wir nie weiter. Obwohl auch dieser Junge aus Nordobern ein Widerling ist. Mehrheitsherrschaft und Macht ist gleich Recht! Werden wir uns ihnen je verständlich machen, Shev? Oder verhärten wir nur den Widerstand gegen unsere Sache?«

»Es kann sein, dass wir wirklich jemand zum Urras schicken müssen, um unser Recht darauf durch Taten zu beweisen, wenn es uns mit Worten nicht gelingt.«

»Vielleicht. Solange ich nicht fahren muss! Ich werde unser Recht, Anarres zu verlassen, vertreten, bis ich blau anlaufe, aber wenn ich es machen müsste, verflucht, dann würde ich mir die Kehle durchschneiden.«

Shevek lachte. »Ich muss los. In einer Stunde oder so bin ich zu Hause. Komm heute Abend mit uns essen.«

»Ich treffe dich bei euch im Zimmer.«

Shevek lief mit seinen langen Schritten die Straße hinunter; Bedap blieb zögernd vor dem Gebäude der KPD stehen. Es war Nachmittag, ein windiger, sonniger, kalter Frühlingstag. Die Straßen von Abbenay waren hell, wie frisch geputzt, voller Licht und Leute. Bedap war zugleich erregt und enttäuscht. Alles, einschließlich seiner Gefühle, war vielversprechend und dennoch unbefriedigend. Er machte sich auf den Weg zu dem Domizil, in dem Shevek und Takver jetzt wohnten, und traf dort wie erhofft Takver mit dem Baby an.

Takver hatte zwei Fehlgeburten erlitten, und dann war Pilun gekommen, später und ein wenig unerwartet, aber äußerst willkommen. Sie war bei der Geburt klein gewesen und war mit fast zwei Jahren noch immer klein, mit dünnen Armen und Beinen. Wenn Bedap sie auf den Schoß nahm, erfüllte ihn das Gefühl dieser Arme, die so zart waren, dass er sie jederzeit mit einer einfachen Handbewegung hätte brechen können, mit einer vagen Angst oder Abwehr. Er hatte Pilun sehr gern, war in ihre wolkengrauen Augen verliebt und von ihrer Vertrauensseligkeit gerührt, aber war sich zugleich, jedes Mal wenn er sie anfasste, auf eine bisher unbekannte Weise bewusst, worin der Reiz der Grausamkeit bestand und weshalb die Starken die Schwachen drangsalierten. Und dadurch verstand er – ohne allerdings den Zusammenhang zu durchschauen – auf einmal noch etwas, das ihm bis dahin immer unerfindlich gewesen war und das ihn auch überhaupt nicht interessiert hatte: Elterngefühle. Es freute ihn unerhört, wenn Pilun »tadde« zu ihm sagte.

Er setzte sich auf das Schlafpodest am Fenster. Das Zimmer hatte eine angenehme Größe und zwei Podeste. Auf dem Boden lagen Matten; mehr Möbel gab es nicht, weder Stühle noch Tische, nur ein kleines bewegliches Gitter, das eine Spielfläche abgrenzte oder Piluns Bett schützte. Takver hatte die lange, tiefe Schublade unter dem zweiten Podest geöffnet und sortierte die darin liegenden Papierstapel. »Nimm Pilun bitte hoch, lieber Dap!«, sagte sie mit ihrem breiten Lächeln, als die Kleine auf ihn zutapste. »Sie ist mir schon mindestens zehnmal dazwischengekommen, jedes Mal, wenn ich sie gerade sortiert hatte. Ich bin hier in einer Minute fertig – oder sagen wir lieber zehn.«

»Lass dir Zeit. Ich will nicht reden. Ich will bloß hier sitzen. Komm her, Pilun. Du sollst laufen – so ist prima. Komm zu Taddel Dap. Jetzt hab ich dich!«

Pilun setzte sich zufrieden auf seinen Schoß und musterte seine Hand. Bedap schämte sich seiner Fingernägel, an denen er nicht mehr kaute, die aber immer noch verformt waren, deshalb machte er zunächst eine Faust, um sie zu verstecken; dann schämte er sich seiner Scham und öffnete die Hand. Pilun streichelte sie.

»Ein schönes Zimmer ist das«, sagte er. »Mit dem Licht von Norden. Hier ist es immer ruhig.«

»Ja. Still, ich zähle gerade.«

Nach einer Weile legte sie die Papiere weg und schob die Schublade zu. »So! Tut mir leid, Ich hatte Shev versprochen, ihm den Artikel zu paginieren. Möchtest du was trinken?«

Noch immer waren viele Lebensmittel rationiert, wenn auch weit weniger streng als vor fünf Jahren. Die Obstwiesen von Nordobern hatten weniger unter der Dürre gelitten und sich schneller wieder erholt als die Getreideanbaugebiete, so dass Trockenobst und Fruchtsäfte seit einem Jahr nicht mehr begrenzt waren. Takver hatte eine Flasche vor dem schattigen Fenster stehen. Sie schenkte ihnen beiden einen Becher ein – dicke, ziemlich klumpige Tongefäße, die Sadik in der Schule getöpfert hatte. Sie setzte sich Bedap gegenüber und sah ihn lächelnd an. »Na, wie ist es bei der KPD gelaufen?«

»So wie immer. Wie läuft’s im Fischlabor?«

Takver schaute in ihren Becher und bewegte ihn so, dass sich das Licht auf der Flüssigkeit spiegelte. »Ich weiß nicht. Ich überlege, ob ich da nicht aufhören soll.«

»Warum, Takver?«

»Lieber gehen als gegangen werden. Das Problem ist, dass mir die Arbeit gefällt und dass sie meinen Fähigkeiten entspricht. Und das Labor ist das Einzige seiner Art in Abbenay. Aber man kann nicht in einem

Forschungsteam Mitglied sein, das beschlossen hat, dass man nicht dazugehört.«

»Der Ton wird also rauer?«

»Es wird ständig schlimmer«, sagte sie und warf dabei unbewusst einen raschen Blick zur Tür, wie um sich zu versichern, dass Shevek sie nicht hörte. »Manche sind unglaublich. Na, du kennst das ja. Man muss nicht lange drüber reden.«

»Doch, und deshalb bin ich froh, dass ich dich allein erwische. Weil ich es nämlich nicht kenne. Shevek, ich, Skovan, Gezach und die anderen, die ihre Zeit größtenteils in der Druckerei oder im Funkturm verbringen, haben keine andere Arbeit, und deswegen haben wir nicht viel Kontakt mit Leuten außerhalb des Initiativsyndikats. Ich bin oft bei der KPD, aber das ist ein eigenes Ding, dort bin ich auf Opposition eingestellt, weil ich sie erzeuge. Was kriegst du zu spüren?«

»Hass«, sagte Takver mit ihrer weichen, dunklen Stimme. »Regelrechten Hass. Mein Projektleiter spricht nicht mehr mit mir. Das ist im Grunde kein großer Verlust. Er ist ohnehin ein Stoffel. Aber andere sagen mir deutlich ihre Meinung … Da ist eine Frau, nicht im Fischlabor, sondern hier im Dom. Ich bin im Sanitärausschuss des Blocks und musste deswegen irgendwas mit ihr bereden. Sie ließ mich überhaupt nicht zu Wort kommen. ›Wag es bloß nicht, dieses Zimmer zu betreten. Ich kenne euch, ihr verfluchten Verräter, ihr Intellektuellenpack, ihr Egoisierer‹, und so weiter und so fort, bis sie die Tür zuknallte. Es war absurd.« Takver lachte freudlos. Als Pilun ihr Lachen sah, schmiegte sie sich lächelnd in Bedaps Armbeuge und gähnte. »Aber weißt du, es hat mir auch Angst gemacht. Ich bin ein Feigling, Dap. Ich mag keine Gewalt. Ich mag nicht mal Ablehnung!«

»Natürlich nicht. Die einzige Sicherheit, die wir haben, ist die Akzeptanz unserer Mitmenschen. Archisten können Gesetze brechen und darauf hoffen, ungestraft davonzukommen, aber Gepflogenheiten kann man nicht ›brechen‹; sie bilden den Rahmen für das Zusammenleben mit anderen. Wir fangen gerade erst an zu spüren, was es heißt, Revolutionäre zu sein – das hat Shevek heute in der Sitzung gesagt –, und das ist nicht angenehm.«

»Manche Leute haben Verständnis«, sagte Takver entschlossen, sich optimistisch zu zeigen. »Gestern eine Frau im Bus. Ich weiß nicht, woher ich sie kannte, vermutlich von einem Zehnttageseinsatz irgendwann. Die hat gesagt: ›Es muss wunderbar sein, mit einem großen Wissenschaftler zusammenzuleben, bestimmt wahnsinnig interessant!‹ ›Ja‹, hab ich geantwortet, ›wenigstens haben wir immer was zu reden‹ … Pilun, nicht einschlafen, Kleines! Gleich kommt Shevek nach Hause, dann gehen wir zum Essen. Schaukel sie ein bisschen, Dap. Na ja, wie gesagt, sie wusste, wer Shev ist, aber sie war nicht gehässig oder ablehnend, sie war sehr nett.«

»Die Leute kennen ihn wirklich«, sagte Bedap. »Das ist komisch, weil sie seine Bücher nicht besser verstehen als ich. Shev glaubt, dass es höchstens ein paar hundert können. Die Studenten, die in den Bezirksinstituten versuchen, Seminare über Simultanität zu organisieren. Für mein Empfinden sind es eher ein paar Dutzend, großzügig geschätzt. Aber trotzdem kennen ihn die Leute und haben das Gefühl, dass er jemand ist, auf den man stolz sein kann. Immerhin das hat das Syndikat geschafft, denke ich, wenn auch sonst nichts. Dass wir Shevs Bücher gedruckt haben, ist vielleicht das einzig Kluge, was wir getan haben.«

»Na, hör mal! Offenbar habt ihr heute bei der KPD eine schlechte Sitzung gehabt.«

»Das stimmt. Ich würde dich gern aufmuntern, Takver, aber das kann ich nicht. Das Syndikat rührt gefährlich an den Urinstinkt, der Gesellschaften zusammenhält: die Angst vor dem Fremden. Heute war ein junger Bursche da, der offen mit Gewalt gedroht hat. Das ist zwar armselig, aber er wird Leute finden, die dazu bereit sind. Und diese Rulag, verflucht, ist das eine schwierige Gegnerin.«

»Du weißt, wer sie ist, Dap?«

»Nein, wer?«

»Hat Shev es dir nicht erzählt? Nun ja, er spricht nie von ihr. Sie ist die Mutter.«

»Von Shev?«

Takver nickte. »Sie hat ihn verlassen, als er zwei war. Der Vater ist bei ihm geblieben. Nichts Außergewöhnliches, natürlich. Wären da nicht Shevs Gefühle. Für sein Gefühl ist ihm etwas Wesentliches entgangen – ihm, und seinem Vater ebenfalls. Er macht nichts Allgemeingültiges daraus, dass Eltern die Kinder immer behalten sollten oder dergleichen. Aber dass Treue ihm so wichtig ist, hat, denke ich, damit zu tun.«

»Ziemlich außergewöhnlich allerdings«, antwortete Bedap erregt, ohne Rücksicht auf Pilun, die auf seinem Schoß fest eingeschlafen war, »sind ihre Gefühle für ihn! Man merkte ihr heute an, wie sehr sie darauf gewartet hat, dass er zu einer Import-Export-Sitzung erscheint. Sie weiß, dass er die Seele der Gruppe ist, und sie hasst uns seinetwegen. Wieso? Schuldgefühle? Ist die odonische Gesellschaft schon so marode, dass wir uns von *Schuldgefühlen* leiten lassen? … Weißt du, jetzt, wo ich es weiß, sehen sie sich ähnlich. Bloß dass bei ihr alles hart geworden ist, versteinert – tot.«

Noch während er sprach, ging die Tür auf. Shevek und Sadik traten ein. Sadik war zehn, groß für ihr Alter, biegsam und zart, und so dünn, dass sie nur aus langen Beinen und einer Wolke dunkler Haare zu bestehen schien.

Hinter ihr kam Shevek, und Bedap, der ihn neugierig im neuen Licht seiner Verwandtschaft mit Rulag betrachtete, sah ihn, wie das manchmal bei langjährigen Freunden ist, mit einer Deutlichkeit, zu der die gesamte Vergangenheit beiträgt: das ausdrucksstarke, stille Gesicht, voll von Leben und dabei abgehärmt bis auf die Knochen. Es war ein ganz eigenes Gesicht, und trotzdem ähnelte es nicht nur dem von Rulag, sondern auch von vielen anderen Anarresen, Mitgliedern eines Volkes, das sich durch eine Vision von Freiheit gefunden und an eine karge Umgebung angepasst hatte, eine Welt der Weite, der Stille und Verlassenheit.

Im Zimmer derweil Enge, Geschäftigkeit, Zuwendung: Begrüßungen, Gelächter. Pilun, die gegen ihren Willen von Arm zu Arm, die Flasche, die zum Einschenken herumgereicht wurde, Fragen, Gespräche. Anfangs stand Sadik im Mittelpunkt, weil sie von der Familie am seltensten da war; dann Shevek. »Was wollte der alte Schmierbart?«

»Warst du im Institut?«, fragte Takver und musterte ihn, während er neben ihr Platz nahm.

»Eben gerade. Sabul hat mir heute Morgen im Syndikat eine Nachricht hinterlassen.« Shevek trank seinen Fruchtsaft aus, und als er den Becher absetzte, legte sich ein merkwürdiger Zug um seinen Mund, ein neutraler Ausdruck. »Er hat mir mitgeteilt, dass in der Physikföderative ein Posten zu besetzen ist, ganztägig, autonom, unbegrenzt.«

»Für dich, meinst du? Dort? Im Institut?«

Er nickte.

»Das hat Sabul dir gesagt?«

»Er will dich in die Pflicht nehmen«, sagte Bedap.

»Ja, das denke ich auch. Kannst du es nicht mit der Wurzel ausreißen, musst du es gefügig machen, wie wir früher in Nordniedern zu sagen

pflegten.« Shevek lachte unvermittelt auf und sagte dann: »Komisch, oder?«

»Nein«, sagte Takver. »Es ist nicht komisch. Es ist zum Kotzen. Wie konntest du überhaupt hingehen und mit ihm reden? Nach all den Verleumdungen über dich, die er in die Welt gesetzt hat, und den Lügengeschichten darüber, dass die *Prinzipien* von ihm gestohlen wären, und nachdem er dir verschwiegen hat, dass die Urrasier dir diesen Preis verliehen haben, und nachdem er erst im letzten Jahr dafür gesorgt hat, dass diese jungen Leute, die die Vortragsserie organisiert hatten, in alle Winde verstreut wurden, weil sie angeblich unter deinem ›krypto-autoritären Enfluss‹ standen. Du und autoritär! Das war ekelerregend, unverzeihlich. Wie kannst du dich einem solchen Mann gegenüber zivil verhalten?«

»Na ja, es ist nicht alles Sabuls Schuld, oder? Er ist bloß ein Sprachrohr.«

»Das weiß ich, aber er gibt sich gern als Sprachrohr her. Und er ist schon so lange so verdreckt! Wie hast du denn reagiert?«

»Ausweichend – könnte man vielleicht sagen.« Shevek lachte wieder. Takver musterte ihn erneut, denn inzwischen war ihr klar, dass er zwar nach außen selbstbeherrscht wirkte, aber unter extremer Anspannung stand.

»Du hast sein Angebot also nicht sofort abgelehnt?«

»Ich habe ihm gesagt, ich hätte mich vor einigen Jahren entschieden, keine regulären Stellen anzunehmen, damit ich theoretisch arbeiten könne. Darauf hat er gesagt, es handelte sich um einen autonomen Posten, bei dem es mir vollkommen freistehe, meine bisherigen Forschungsarbeiten fortzuführen. Und man wolle mir den Posten geben, um – wie hat er sich ausgedrückt? –, ›um mir den Zugang zu den Forschungseinrichtungen des Instituts und den regulären Publikations- und Distributionskanälen zu erleichtern‹. Mit anderen Worten der KPD-Presse.«

»Dann hast du also gewonnen«, sagte Takver und machte dazu ein seltsames Gesicht. »Du hast gewonnen. Sie werden alles drucken, was du schreibst. Wie du es wolltest, als wir vor fünf Jahren wieder hergekommen sind. Die Mauern sind eingerissen.«

»Es gibt Mauern hinter den Mauern«, sagte Bedap.

»Ich habe nur gewonnen, wenn ich die Stelle annehme. Sabul bietet an, mich zu … legalisieren. Offiziell zu machen. Um einen Keil zwischen mich und das Syndikat zu treiben. Siehst du das nicht auch so, Dap?«

»Natürlich«, sagte Bedap. Seine Miene war ernst. »Teile, um zu schwächen.«

»Aber Shev wieder ins Institut aufzunehmen und alles, was er schreibt, bei der KPD-Presse zu drucken, bedeutet doch implizit eine Anerkennung des ganzen Syndikats, oder nicht?«

»Für die meisten Menschen wohl schon«, sagte Shevek.

»Nein«, sagte Bedap. »Man wird es erklären. Der große Physiker hat sich eine Zeitlang von einer Gruppe Unzufriedener in die Irre leiten lassen. Intellektuelle sind stets leicht verführbar, weil sie über unwichtige Dinge wie Zeit und Raum und Realität nachdenken, lauter Sachen, die nichts mit dem wirklichen Leben zu tun haben. Deswegen sind sie leicht von bösen Abweichlern zu täuschen. Doch nun haben die guten Odonier am Institut ihn freundlich über seinen Irrtum aufgeklärt, und er ist auf den Pfad der sozio-organischen Wahrheit zurückgekehrt. Mit der Folge, dass nun das Initiativsyndikat ohne einen einzigen erdenklichen Anspruch auf Aufmerksamkeit von irgendwem auf Anarres oder Urras dasitzt.«

»Ich werde das Syndikat nicht verlassen, Bedap.«

Bedap hob den Kopf. Nach längerem Schweigen sagte er: »Ja, das weiß ich.«

»Gut. Lasst uns essen gehen. Mir knurrt der Magen: Hier, lausch mal, Pilun, hörst du? Knurr, knurr!«

»Hopp!«, befahl Pilun. Shevek hob sie hoch und setzte sie sich beim Aufstehen auf die Schultern. Hinter seinem und ihrem Kopf schaukelte leise das einzige Mobile im Zimmer. Es war ein großes Gebilde aus flachgehämmerten Drähten, die von den Kanten gesehen fast unsichtbar waren und an verschiedenen Stellen der ovalen Formen, zu denen sie gebogen waren, im Licht aufblitzten und wieder verschwanden – wie auch die beiden zarten klaren Glaskugeln, die sich mit den Drähten in verschränkten Ellipsen um die gemeinsame Mitte drehten, ohne sich je richtig zu berühren oder ganz auseinanderzudriften. Takver hatte es »Das Wohnen in der Zeit« genannt.

Sie gingen in die Pekeschkantine und warteten, bis die Registriertafel eine Abmeldung anzeigte, damit sie Bedap als Gast mit hineinnehmen konnten. Seine Eintragung hier diente zugleich als Abmeldung in der Kantine, in der er gewöhnlich seine Mahlzeiten einnahm, da das System stadtweit durch einen Rechner koordiniert wurde. Es handelte sich um einen jener hochmechanisierten »homöostatischen Prozesse«, wie sie bei den frühen Siedlern beliebt gewesen waren und nur noch in Abbenay fortbestanden. Ähnlich wie die weniger komplexen Systeme anderer Orte funktionierte es nie perfekt; es kam zu Engpässen, Überschüssen und Frustrationen, aber niemals gravierenden. In der Pekeschkantine gab es wenig Abmeldungen, denn sie hatte die bekannteste Küche von Abbenay und eine Tradition phantastischer Köche. Schließlich wurde ein Platz frei, und sie gingen hinein. Zwei junge Leute, die Bedap als Domnachbarn von Shevek und Takver kannte, setzten sich zu ihnen an den Tisch. Ansonsten blieben sie allein oder wurden allein gelassen. Welches von beiden? Es erschien ihnen unwichtig. Sie bekamen gutes Essen und unterhielten sich

gut. Doch dann und wann spürte Bedap, dass sie von einem Kreis des Schweigens umgeben waren.

»Ich frage mich, was sich die Urrasier wohl als Nächstes ausdenken«, sagte er leichthin und ärgerte sich gleichzeitig darüber, dass er unwillkürlich die Stimme senkte. »Sie haben darum gebeten, herkommen zu dürfen, und sie haben Shevek nach Urras eingeladen; was werden sie als Nächstes tun?«

»Ich wusste nicht, dass sie Shevek tatsächlich eingeladen haben«, sagte Takver mit leicht gerunzelter Stirn.

»Doch, das wusstest du«, antwortete Shevek. »Anlässlich der Mitteilung, dass sie mir den Preis verliehen hatten, den Seo Oen, haben sie gefragt, ob ich nicht kommen könnte. Erinnerst du dich? Um das Geld abzuholen, das es dafür gibt!« Shevek lächelte strahlend. Wenn er von einem Kreis des Schweigens umgeben war, ließ ihn das kalt; er war schon immer allein gewesen.

»Stimmt. Das habe ich gewusst. Ich habe es nur nicht als echte Möglichkeit angesehen. Ihr redet seit Dekaden davon, der KPD den Vorschlag zu unterbreiten, dass man jemand zum Urras schicken könnte, bloß um sie zu schockieren.«

»Das haben wir heute Nachmittag tatsächlich getan. Dap hat mich sozusagen gezwungen.«

»Waren sie schockiert?«

»Gesträubte Haare, vortretende Augen …«

Takver gluckste. Pilun saß neben Shevek auf einem Hochstuhl, übte ihre Zähne an einem Stück Holumbrot und ihre Stimme durch Gesang. »O maddele baddele«, trällerte sie, »Abbele abbele babbel dab!« Shevek sang sofort in den gleichen Tönen mit. Das Gespräch der Erwachsenen plätscherte ohne Intensität und mit Unterbrechungen dahin. Bedap störte

das nicht. Er hatte längst begriffen, dass man Shevek mit Komplikationen nahm oder gar nicht. Die stillste von allen war Sadik.

Nach dem Essen setzte sich Bedap noch eine Stunde mit ihnen zusammen in einen der angenehmen, großen Gemeinschaftsräume des Domizils, und als er zum Gehen aufstand, erbot er sich, Sadik zum Schlafhaus ihres Lernzentrums zu begleiten, das auf seinem Weg lag. An diesem Punkt geschah etwas; es gab ein innerfamiliäres Signal oder Vorkommnis, das Außenstehenden verborgen war, und plötzlich, ohne jede Diskussion, brach Shevek mit ihnen auf. Takver musste Pilun stillen, die lauter und lauter wurde. Sie gab Bedap einen Kuss, und Bedap lief mit Shevek und Sadik los. Die beiden Männer unterhielten sich so engagiert, dass sie am Lernzentrum vorbeiliefen. Sie kehrten um. Sadik war vor dem Eingang des Schlafhauses stehen geblieben. Sie stand reglos im Lichtschein der Straßenlaterne da, aufrecht und schmal, mit unbewegtem Gesicht. Shevek stand einen Augenblick genauso still, dann trat er zu ihr. »Was hast du, Sadik?«

Das Kind sagte: »Shevek, darf ich heute im Zimmer übernachten?«

»Ja, natürlich. Aber was ist passiert?«

Sadiks langes, zartes Gesicht bebte und zerfiel gleichsam. »Die mögen mich nicht, im Schlafhaus«, sagte sie mit hoher, gepresster Stimme noch leiser als zuvor.

»Sie mögen dich nicht? Was soll das heißen?«

Noch berührten Shevek und Sadik sich nicht. Sie antwortete mit äußerster Tapferkeit: »Weil – weil sie das Syndikat nicht mögen und Bedap und – und dich. Sie sagen – die große Schwester im Schlafraum, sie hat gesagt, ihr – ihr seid alle Ver… Sie hat gesagt, ihr wärt Verräter.« Als Sadik das Wort aussprach, zuckte sie, als hätte sie ein Schuss getroffen, und Shevek schloss sie in die Arme. Sadik umklammerte ihn mit aller Kraft und

schluchzte laut. Er hielt sie umschlungen und streichelte ihr Haar. Über ihren dunklen Kopf hinweg schaute er Bedap an. Auch in seinen eigenen Augen standen Tränen. Er sagte: »Schon gut, Dap. Geh nur.«

Bedap blieb nichts übrig, als sie dort zurückzulassen, den Mann und das Kind: in der einen Form von Nähe, an der er nicht teilhaben konnte, der schwersten und tiefsten, der Nähe im Leid. Als er ging, fühlte er sich weder erleichtert noch verschont, sondern nutzlos und niedergedrückt. »Ich bin neununddreißig Jahre alt«, dachte er auf dem Weg zu seinem Domizil, dem Zimmer für fünf, in dem er vollkommen ungebunden wohnte. »In ein paar Dekaden vierzig. Was habe ich geschafft? Was habe ich getan? Nichts. Mich wichtig gemacht, mich in das Leben anderer Leute eingemischt, weil ich keins habe. Ich hab mir nie die Zeit genommen. Und die Zeit wird auf einmal ablaufen, und dann werde ich … das nie gehabt haben.« Er sah sich um, die lange, stille Straße hinunter, auf der die Ecklaternen in der windigen Dunkelheit weiche Lichtkreise malten, aber er hatte sich schon zu weit entfernt, um Vater und Tochter noch zu sehen, oder sie waren gegangen. Was er mit »das« meinte, hätte er nicht zu sagen vermocht, so redegewandt er sonst auch war. Trotzdem hatte er das Gefühl, genau zu verstehen, dass darin seine ganze Hoffnung lag und dass er, wollte er sich retten, sein Leben ändern musste.

Als Sadik sich genügend beruhigt hatte, um ihn loszulassen, ließ Shevek sie auf der Eingangsstufe vor dem Schlafhaus sitzen und ging hinein, um der Nachtwache mitzuteilen, dass sie die Nacht bei den Eltern verbringen würde. Der Ton der Nachtwache war kalt. Erwachsene, die in Schlafhäusern für Kinder arbeiteten, neigten von Natur aus dazu, nächtliche Besuche zu missbilligen und als Störung zu empfinden; Shevek sagte sich, dass sein Gefühl, bei der Nachtwache mehr als nur diese Missbilligung herauszuhören, wahrscheinlich trog. Die Flure des Lernzentrums waren hell

erleuchtet und hallten von Lärm, Musikübungen, Kinderstimmen wider. Er fühlte sich an all die Geräusche, Gerüche, Schatten und Schwingungen der Kindheit erinnert, und zugleich an die Ängste. Man vergisst die Ängste.

Er verließ das Gebäude und machte sich mit Sadik auf den Heimweg, den Arm um ihre mageren Schultern gelegt. Sie schwieg und rang noch immer mit den Tränen. Vor ihrem Eingang im zentralen Pekeschdomizil sagte sie plötzlich: »Ich weiß, dass es für dich und Takver nicht angenehm ist, wenn ich bei euch übernachte.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil ihr allein sein wollt. Erwachsene Paare wollen allein sein.«

»Wir haben Pilun«, sagte er.

»Pilun zählt nicht.«

»Du auch nicht.«

Sie schniefte und versuchte ein Lächeln.

Als sie dann jedoch das helle Zimmer betraten, erschrak Takver beim Anblick ihres blassen, rotgefleckten Gesichts so sehr, dass sie gleich fragte: »Was ist denn bloß passiert?«, worauf Pilun zu schreien anfing, weil sie beim Trinken unterbrochen und aus ihrer Seligkeit geweckt worden war, und Sadik erneut die Beherrschung verlor. Eine Weile schien es, als weinten sie alle und trösteten sich gleichzeitig oder beteuerten, dass sie keinen Trost brauchten. Dann wurden auf einmal alle wieder still, Pilun auf dem Schoß der Mutter, Sadik auf dem des Vaters.

Als die Kleine satt war und Takver sie ins Bett gelegt hatte, sagte sie mit leiser und zugleich erregter Stimme: »Also! Was ist los?«

Sadik schlief ebenfalls schon halb, den Kopf an Sheveks Brust gelehnt. Er spürte, wie sie sich zu einer Antwort sammelte. Er strich ihr beruhigend übers Haar und antwortete an ihrer Stelle. »Im Lernzentrum gibt es Leute, die uns missbilligen.«

»Und wer gibt ihnen verflucht nochmal das Recht, uns zu missbilligen?«

»Pscht. Sie meinen das Syndikat.«

»Ach«, sagte Takver mit einem merkwürdigen Kehllaut und riss sich, als sie ihre Tunika zuknöpfen wollte, einen Knopf aus dem Stoff. Sie stockte und betrachtete ihn in ihrer Hand. Dann wandte sie sich Shevek und Sadik zu.

»Wie lange ist das schon so?«

»Lange«, sagte Sadik, ohne den Kopf zu heben.

»Tage, Dekaden, das ganze Quartal?«

»Länger als das. Aber sie werden … im Schlafsaal sind sie jetzt gemeiner. Nachts. Terzol tut nichts dagegen.« Sadik redete wie im Schlaf, ziemlich gleichgültig, als ginge sie die Sache nichts mehr an.

»Was machen sie denn?«, fragte Takver, obwohl Shevek ihr einen warnenden Blick zuwarf.

»Ach, sie sind einfach gemein. Sie lassen mich nicht mitspielen und so. Tip, weißt du, war mal eine Freundin. Früher kam sie wenigstens noch mit mir reden, wenn das Licht aus war. Aber das macht sie nicht mehr. Terzol ist jetzt die große Schwester im Schlafsaal, und sie … sie sagt, Shevek ist – Shevek ist –«

Er unterbrach sie, weil er spürte, wie sich ihr Körper anspannte, und er weder die Demütigungen ertrug noch die Aufbietung von Mut, die sie die Antwort kostete. »Sie sagt ›Shevek ist ein Verräter, Sadik egoisiert‹ – du weißt, was sie sagt, Takver!« Seine Augen loderten. Takver kam und berührte ihre Tochter einmal kurz, fast schüchtern, an der Wange. Leise sagte sie: »Ja, das weiß ich«, und setzte sich dann auf das andere Schlafpodest, ihnen gegenüber.

Warm zugedeckt an der Wand schnarchte die kleine Pilun leise. Die Leute aus dem Nebenzimmer kamen aus der Kantine, eine Tür knallte,

unten auf dem Platz rief jemand gute Nacht und bekam aus einem offenen Fenster die Antwort. Überall um sie herum in dem großen Domizil mit seinen zweihundert Zimmern regte sich das Leben; genau wie ihr Dasein in das größere einfloss, floss auch dieses in ihr Dasein ein, als Teil eines Ganzen. Auf einmal glitt Sadik von Sheveks Schoß, setzte sich neben ihn aufs Podest und schmiegte sich an ihn. Das dunkle Haar hing ihr zerwühlt und zerzaust ins Gesicht.

»Ich wollte es euch nicht sagen, weil …« Ihr Stimme klang dünn und klein. »Aber es wird immer schlimmer. Sie schaukeln sich gegenseitig auf.«

»Dann wirst du da nicht mehr hingehen«, sagte Shevek. Er legte den Arm um sie, aber sie wehrte ihn ab und richtete sich auf.

»Wenn ich mit ihnen reden gehe …«, sagte Takver.

»Das hat keinen Zweck. Gegen Gefühle ist man machtlos.«

»Aber was bringt sie denn nur so gegen uns auf?«, fragte Takver fassungslos.

Shevek gab keine Antwort. Er ließ seinen Arm um Sadiks Schultern, und schließlich lehnte sie erschöpft ihren Kopf dagegen. »Es gibt andere Lernzentren«, sagte er nach einer Weile ohne rechte Überzeugung.

Takver stand auf. Es war offensichtlich, dass sie nicht stillsitzen konnte, sondern etwas tun, dass sie handeln wollte. Aber es gab nicht viel zu tun. »Komm, Sadik, ich flechte dir die Haare«, schlug sie mit leiser Stimme vor.

Sie bürstete dem Kind die Haare und machte ihr einen Zopf; sie stellten den Wandschirm auf und betteten Sadik neben das schlafende Baby. Als sie gute Nacht sagte, war Sadik schon wieder den Tränen nahe, aber nach einer halben Stunde hörten sie an ihren Atemzügen, dass sie eingeschlafen war.

Shevek hatte sich mit einem Heft und der Schiefertafel, die er zum Rechnen benutzte, ans Kopfende ihres Schlafpodests gesetzt.

Takver sagte: »Ich habe das Manuskript heute durchgezählt.«

»Wie lang ist es?«

»Einundvierzig Seiten. Mit Anhang.«

Er nickte. Takver stand auf, sah über den Schirm nach den beiden schlafenden Kindern, kam zurück und setzte sich auf die Kante des Podests.

»Ich wusste, dass etwas im Argen lag. Aber sie hat nichts gesagt. Das tut sie nie, sondern ist immer stoisch. Ich bin nicht draufgekommen, dass es das sein könnte. Ich dachte, das Problem wäre auf uns beschränkt. Ich bin nicht auf die Idee gekommen, dass sie es an den Kindern auslassen.« Sie sprach leise, und ihr Ton war bitter. »Es wird schlimmer, immer schlimmer … Wird eine andere Schule besser sein?«

»Das weiß ich nicht. Wenn sie viel mit uns zusammen ist, wahrscheinlich nicht.«

»Du willst doch nicht vorschlagen …«

»Nein. Ich äußere nur eine Tatsache. Wenn wir dem Kind intensive, individuelle Liebe schenken wollen, können wir ihm das, was dazugehört, nicht ersparen, in diesem Fall das Schmerzrisiko. Die Schmerzen, die sie durch uns und unseretwegen erleidet.«

»Es ist ungerecht, dass sie für das, was wir tun, leiden muss. Sie ist so lieb und so gutartig, sie ist wie klares Wasser …« Takver wurde plötzlich von Tränen gewürgt und brach ab, wischte sich die Augen, presste die Lippen zusammen.

»Nicht für das, war *wir* tun, sondern was *ich* tue.« Er legte sein Heft weg. »Du hast auch drunter zu leiden.«

»Mir ist es gleich, was sie denken.«

»Im Labor?«

»Ich kann mir einen anderen Posten suchen.«

»Nicht hier, nicht in deinem Fachgebiet.«

»Und, willst du, dass ich woanders hingehe? Die Sorruba-Fischlabore in Frieden-und-Fülle würden mich nehmen. Aber was ist dann mit dir?« Wütend sah sie ihn an. »Ich nehme an, du würdest hierbleiben?«

»Ich könnte mitkommen. Skovan und die anderen kommen mit Jotisch gut voran, die können den Sender bedienen, und das ist inzwischen meine wichtigste praktische Aufgabe im Syndikat. An der Physik kann ich in Frieden-und-Fülle so gut arbeiten wie hier. Aber damit ist das Problem nicht gelöst, oder? Es sei denn, ich kehre dem Initiativsyndikat ausdrücklich den Rücken. Ich bin das Problem, ich bin der Grund für alle Schwierigkeiten.«

»Würde man sich darum scheren, in einem kleinen Ort wie Frieden-und-Fülle?«

»Das ist zu befürchten.«

»Shev, wie viel von diesem Hass hast du schon abbekommen? Hast du genauso stillgehalten wie Sadik?«

»Und wie du. Nun ja, einiges. Letzten Sommer in Eintracht war es ein bisschen schlimmer, als ich dir erzählt habe. Es wurden Steine geworfen, und es gab eine tüchtige Schlägerei. Die Studenten, die mich eingeladen hatten, mussten sich für mich prügeln. Das haben sie auch getan, aber ich bin so schnell wie möglich wieder abgereist; ich war eine Gefahr für sie. Nun ja, Studenten suchen Gefahr, und wir haben den Kampf schließlich herausgefordert, die Leute absichtlich provoziert. Und viele sind auf unserer Seite. Aber jetzt … ich fange an, mich zu fragen, ob ich dich und die Kinder nicht gefährde, Takver. Indem ich bei euch bleibe.«

»Und du selbst bist natürlich überhaupt nicht in Gefahr«, sagte sie grimmig.

»Ich habe sie selbst verursacht. Aber ich hätte nicht gedacht, dass sie euch in Sippenhaft nehmen. Eure Gefahr ist für mich etwas ganz anderes als

meine.«

»Altruist!«

»Mag sein. Ich kann nicht anders. Ich fühle mich verantwortlich, Tak. Ohne mich könntest du überall hingehen und sogar hierbleiben. Du hast für das Syndikat gearbeitet, aber was man dir vorwirft, ist deine Loyalität zu mir. Ich bin das Symbol. Und deshalb gibt es … deshalb kann ich nirgendwo hingehen.«

»Geh nach Urras«, sagte Takver. Ihre Stimme war so schroff, dass Shevek zuckte, als hätte sie ihn ins Gesicht geschlagen.

Sie sah ihm nicht in die Augen, sagte jedoch noch einmal, sanfter: »Flieg zum Urras … Warum nicht? Dort bist du erwünscht. Hier nicht! Vielleicht werden sie erkennen, was sie verloren haben, wenn du weg bist. Und du willst es. Das habe ich heute Abend gesehen. Ich habe vorher nie daran gedacht, aber als wir beim Essen über den Preis redeten, habe ich es an deinem Lachen gemerkt.«

»Ich brauche keine Auszeichungen und Preise!«

»Nein, aber du brauchst Anerkennung und Austausch und Schüler – ohne die Bedingungen, die Sabul dir stellt. Und schau, Dap und du, ihr findet immer, man müsste die KPD mit der Idee aufschrecken, dass jemand zum Urras fährt, weil sein Selbstbestimmungsrecht ihm das erlaubt. Aber wenn ihr nur darüber redet und keiner fährt, dann stärkt ihr bloß die andere Seite – und beweist nur, dass Gewohnheiten unverbrüchlich sind. Jetzt, wo ihr es in einer KPD-Sitzung ausgesprochen habt, wird jemand fahren müssen. Dich hat man eingeladen. Geh dir deinen Preis holen – das Geld, das sie für dich auf die Bank gelegt haben.« Sie endete mit einem echten Lachen.

»Takver, ich will nicht nach Urras!«

»Doch, das willst du; und das weißt du auch. Wenn ich auch nicht ganz sicher bin, warum.«

»Na ja, ich würde natürlich gerne die Physiker dort kennenlernen … Und die Labore von Jeu Eun, in denen sie ihre Experimente mit Licht durchführen.« Shevek machte ein betretenes Gesicht.

»Das ist dein gutes Recht«, sagte Takver energisch. »Wenn deine Arbeit das verlangt, musst du es tun.«

»Es würde helfen, die Revolution lebendig zu halten – auf beiden Seiten –, meinst du nicht?«, sagte er. »Was für eine verrückte Idee. Wie Tirins Stück, nur umgekehrt. Ich soll ausziehen, um die Archisten zu unterwandern … Nun, es würde ihnen zumindest beweisen, dass Anarres existiert. Sie reden über Funk mit uns, aber ich glaube nicht, dass sie wirklich an uns glauben. An das, was wir sind.«

»Wenn sie es täten, hätten sie womöglich Angst. Und solltest du sie davon überzeugen, könnte es sein, dass sie kommen und uns vom Himmel sprengen.«

»Das glaube ich nicht. Es mag sein, dass ich noch mal eine kleine Revolution in ihrer Physik auslöse, aber nicht in ihren Ansichten. Nein, auf die Gesellschaft Einfluss nehmen kann ich nur hier, obwohl sie meiner Physik keine Beachtung schenkt. Du hast vollkommen recht; jetzt, wo wir es ausgesprochen haben, müssen wir es tun.« Er schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: »Ich wäre neugierig auf die Physik der anderen Spezies.«

»Was für Spezies?«

»Außerwelter. Menschen vom Hain und aus anderen Sonnensystemen. Es gibt auf Urras zwei Botschaften von anderen Welten, Hain und Terra. Die Hainisch haben den interstellaren Antrieb erfunden, den auch Urras benutzt. Vermutlich könnten wir das auch, wenn wir denn darum bitten würden. Es wäre interessant …« Er ließ den Satz unvollendet.

Nach einer weiteren langen Pause sah er sie an und fragte in verändertem, sarkastischem Ton: »Und was würdest du tun, während ich mich bei den Propertariern vergnüge?«

»Ich würde mit den Mädchen ans Sorrubameer gehen und dort ein ganz friedliches Leben als Fischlaborantin führen. Bis du wiederkommst.«

»Bis ich wiederkomme? Wer weiß, ob ich wiederkommen kann?«

Sie begegnete seinem Blick. »Was könnte dich hindern?«

»Die Urrasier vielleicht. Sie könnten mich festhalten. Dort hat keiner die Freiheit zu kommen und zu gehen, weißt du. Vielleicht auch unsere Leute. Sie könnten verhindern, dass ich lande. Damit haben heute einige bei der KPD gedroht. Unter anderem Rulag.«

»Typisch. Sie kennt nur Verbote. Wie kann man jemandem verbieten, in die Heimat zurückzukehren!«

»Ganz recht. Du sagst es genau.« Shevek lehnte sich zurück und betrachtete Takver nachdenklich und bewundernd. »Aber leider ist Rulag nicht die Einzige. Einer, der nach Urras geht und dann wieder zurückwill, wäre für viele schlicht und einfach ein Verräter, ein Spion.«

»Und was würden sie tatsächlich tun?«

»Wenn sie die Schutzföderative von der Gefahr überzeugten, könnte es sein, dass man das Schiff abschießt.«

»Wären die Leute vom Schutz so dumm?«

»Das glaube ich nicht. Aber abgesehen davon, kann jeder einen Sprengsatz bauen und das Schiff nach der Landung in die Luft jagen. Oder, was wahrscheinlicher wäre, mich nach dem Aussteigen überfallen. Das halte ich für eine realistische Möglichkeit. Die sollte bei einem Plan für eine Rundreise zu den Sehenswürdigkeiten des Urras bedacht werden.«

»Würde es sich für dich lohnen – dieses Risiko?«

Er stierte eine Weile ins Nichts. »Ja«, sagte er. »Irgendwie schon. Wenn ich meine Theorie dort vollenden und sie ihnen – uns und ihnen und allen Welten – schenken könnte, weißt du, das würde mir gefallen. Hier bin ich von Mauern umstellt. Bin eingeengt. Es ist schwer zu arbeiten, die Ergebnisse zu überprüfen, immer ohne Geräte, ohne Kollegen und Schüler zu sein. Und wenn ich die Arbeit trotzdem mache, wollen sie sie nicht. Oder wenn doch, dann wollen sie wie Sabul, dass ich als Gegenleistung für die Anerkennung die Initiative verlasse. Sie werden meine Arbeiten verwenden, wenn ich tot bin, das ist immer so. Aber warum muss ich mein Lebenswerk ausgerechnet Sabul schenken, allen Sabuls, all den miesen, hinterhältigen, gierigen Egoisten eines einzigen Planeten? Ich würde sie gern mit anderen teilen. Mein Thema ist groß. Es sollte Verbreitung finden, verfügbar sein. Es ist genug für alle da!«

»Gut«, sagte Takver. »Dann lohnt es sich also.«

»Was lohnt sich?«

»Das Risiko. Die Möglichkeit, dass du nicht zurückkannst.«

»Dass ich nicht zurückkann«, wiederholte er. Er sah Takver mit seltsam ernster und zugleich abwesender Miene an.

»Ich glaube, es gibt mehr Leute, die auf unserer Seite sind, die mit dem Syndikat sympathisieren, als uns klar ist. Wir haben bloß noch nicht viel, oder besser gesagt, überhaupt nichts getan, um sie zusammenzubringen. Wir haben nichts riskiert. Ich denke, wenn du das Risiko eingehen würdest, dann würden sie sich zu dir bekennen. Wenn du die Tür aufmachen würdest, würden sie wieder frische Luft, würden sie Freiheit riechen.«

»Und vielleicht auch schnell die Tür zuknallen.«

»Wenn sie das tun, haben sie selber Schuld. Das Syndikat kann dich nach der Landung schützen. Und wenn sie den Hass dann immer noch nicht lassen können, sagen wir einfach, zur Hölle mit ihnen. Was taugt eine

anarchistische Gesellschaft, die Angst vor Anarchisten hat? Dann gehen wir nach Weltfern, Obersedep oder Letztenwinkel oder, wenn es sein muss, irgendwo allein in die Berge. Es gibt Platz genug. Es würde Leute geben, die mitkommen. Wir bauen eine neue Gemeinschaft auf. Wenn unsere Gesellschaft sich so verhärtet, dass es nur noch um Strategie und Macht geht, dann hauen wir ab und gründen ein Anarres jenseits von Anarres und machen einen Neuanfang. Wie klingt das?«

»Wunderbar«, sagte er. »Es klingt wunderschön, liebes Herz. Aber ich werde nicht nach Urras gehen.«

»O doch. Und du wirst wiederkommen«, sagte Takver. Ihre Augen waren sehr dunkel, so schwarz und sanft wie die Dunkelheit eines nächtlichen Waldes. »Wenn du es dir wirklich vornimmst. Du kommst immer dahin, wo du willst. Und du kommst immer zurück!«

»Rede keinen Unsinn, Takver. Ich gehe nicht nach Urras!«

»Ich bin müde«, sagte Takver. Sie reckte und streckte sich und legte ihre Stirn auf seinen Arm. »Gehen wir ins Bett.«

Dreizehn

Urras • Anarres

Bevor sie die Umlaufbahn verließen, war durch die Sichtluken nur das wolkige Türkis von Urras zu sehen, gewaltig und wunderschön. Dann drehte das Schiff, und die Sterne tauchten auf, darunter Anarres, einem runden hellen Felsbrocken gleich, bewegt und zugleich unbewegt, von unbekannter Hand geworfen, zeitlos kreisend, Zeit kreierend.

Shevek wurde durch das ganze Schiff geführt, das Interstellarschiff *Davenant*. Der Unterschied zur *Respekt* hätte nicht größer sein können. Von außen wirkte es so bizarr und zerbrechlich wie eine Skulptur aus Glas und Draht; es sah überhaupt nicht nach einem Schiff, einem Fahrzeug aus, hatte nicht einmal Bug und Heck, denn es bewegte sich nie durch Atmosphären, die dichter waren als der interplanetare Raum. Innen war es geräumig und solide wie ein Haus. Die Zimmer waren groß und anheimelnd, die Wände mit Holz verkleidet oder mit gewebten Stoffen bespannt, die Decken hoch. Allerdings war es wie ein Haus mit geschlossenen Läden, denn nur wenige Zimmer hatten Sichtluken, und es war sehr still. Das galt sogar für die Brücke und den Maschinenraum; und die Motoren und Instrumente waren so schlicht und klar gehalten wie die Armaturen eines Segelschiffs. Zur Erholung gab es einen Garten, dessen Beleuchtung die Eigenschaften des Sonnenlichts nachahmte und in dem die Luft köstlich nach Erde und Laub duftete. Während der Schiffsnacht wurde es im Garten dunkel, und durch die Luken schienen die Sterne.

Die interstellaren Reisen eines solchen Schiffes, das nahezu mit Lichtgeschwindigkeit flog, nahmen zwar nur wenige Stunden oder Tage Schiffszeit in Anspruch, aber es konnte auch sein, dass es Monate mit der Erforschung eines Sonnensystems zubrachte oder Jahre um einen Planeten kreiste, auf dem sich die Besatzung zu Forschungszwecken oder aus anderen Gründen aufhielt. Deswegen war es für diejenigen, die an Bord leben mussten, großzügig, menschengerecht und wohnlich eingerichtet. Der Stil war weder urrasisch-opulent noch anarresisch-nüchtern, sondern mit der Mühelosigkeit langer Praxis ausbalanciert. Man konnte sich vorstellen, dieses eingeschränkte Leben ohne Hader zu führen, zufrieden und meditativ. Die Hainisch, die zur Besatzung gehörten, waren meditative Leute, höflich, rücksichtsvoll, eher schwermütig. Sie waren wenig spontan. Die jüngsten unter ihnen wirkten älter als sämtliche Terraner an Bord.

In den drei Tagen, die der Flug der chemisch angetriebenen *Davenant* bei normalem Tempo vom Urras zum Anarres dauerte, schenkte Shevek allerdings weder den Terranern noch den Hainisch viel Beachtung. Wenn er angesprochen wurde, gab er Antwort und ging bereitwillig auf Fragen ein, aber er selbst fragte wenig. Wenn er sprach, geschah es aus innerem Schweigen heraus. Die Leute auf der *Davenant*, insbesondere die jüngeren, fühlten sich zu ihm hingezogen, so als hätte er etwas, das ihnen fehlte, oder wäre etwas, das sie gern wären. Sie unterhielten sich viel über ihn, wenn sie unter sich waren, doch waren in seiner Gegenwart scheu. Er bemerkte es nicht. Er nahm sie kaum wahr. Er war mit seinen Gedanken bei Anarres und seiner Ankunft dort. Bei getrogener Hoffnung und dem gehaltenen Versprechen, seinem Scheitern. Er spürte, dass die Quellen seiner Seele und seine Freude wieder flossen. Er war ein Mann, der aus dem Gefängnis entlassen und auf dem Weg zu seiner Familie war. Nichts, was einem

solchen Mann auf der Reise begegnet, gewinnt mehr Realität als ein Lichtreflex.

Am zweiten Tag sprach er im Kommunikationsraum über Funk mit Anarres, zunächst auf der Wellenlänge der KPD und dann mit dem Initiativsyndikat. Er saß vorgebeugt an seinem Platz und lauschte oder antwortete mit einem Wortschwall in seiner klaren, ausdrucksstarken Heimatsprache, fuchtelte manchmal mit der freien Hand, als könnte sein Gesprächspartner ihn sehen, und lachte gelegentlich. Die Funkverbindung wurde vom Ersten Offizier der *Davenant* überwacht, einem Hainisch namens Ketho, und dieser beobachtete ihn nachdenklich. Er hatte tags zuvor nach dem Abendessen gemeinsam mit dem Kommandanten und anderen Besatzungsmitgliedern eine Stunde mit Shevek verbracht und auf die ruhige, bescheidene Art und Weise der Hainisch allerlei Fragen über Anarres gestellt.

Schließlich blickte Shevek auf und sah ihn an. »Gut«, sagte er, »fertig. Alles andere kann warten, bis ich zu Hause bin. Morgen werden sie sich mit Ihnen in Verbindung setzen, um die Einreise zu regeln.«

Ketho nickte. »Sie haben gute Nachrichten bekommen.«

»Ja, das stimmt. Oder zumindest, wie sagt man, lebhafte Nachrichten.« Sie mussten miteinander Jotisch sprechen; Shevek beherrschte es flüssiger als Ketho, der ein sehr korrektes, steifes Jotisch sprach. »Die Landung wird aufregend«, sagte Shevek. »Es werden viele Feinde und viele Freunde da sein. Die gute Nachricht sind die Freunde … Offenbar sind es seit meiner Abreise mehr geworden.«

»Diese Angriffsgefahr bei der Landung«, erwiderte Ketho, »die Sicherheitskräfte in Anarres-Hafen gehen doch bestimmt davon aus, dass sie die Angreifer in Schach halten können? Sie würden Sie doch nicht

absichtlich zur Landung auffordern und dann zuschauen, wie man Sie umbringt?«

»Nein, sie werden mich beschützen. Aber ich bin schließlich auch ein Dissident. Ich habe mich sehenden Auges auf das Risiko eingelassen. Dazu habe ich als Odonier nämlich das Recht.« Er sah Ketho lächelnd an. Der Hainisch erwiderte sein Lächeln nicht; sein Gesicht blieb ernst. Er war ein gutaussehender Mann um die dreißig, hochgewachsen und hellhäutig wie ein Ceter und dabei fast so unbehaart wie ein Terraner, mit sehr markanten, feingezeichneten Zügen.

»Ich freue mich, es mit Ihnen teilen zu dürfen«, sagte er. »Denn ich werde Sie in der Landekapsel begleiten.«

»Gut«, sagte Shevek. »Nicht jeder würde sich darum reißen, unsere Privilegien zu genießen!«

»Vielleicht mehr als Sie glauben«, sagte Ketho. »Wenn Sie es nur erlauben würden.«

Shevek, der mit seinen Gedanken nicht ganz bei der Sache war, hatte gerade gehen wollen. Bei diesem Satz blieb er stehen. Er sah Ketho an, und nach kurzem Zögern fragte er: »Soll das heißen, Sie würden gern mit mir von Bord gehen?«

Der Hainisch antwortete ebenso offen: »Ja, das würde ich gerne tun.«

»Würde der Kommandant es gestatten?«

»Ja. Als Offizier eines Forschungsschiffs gehört es sogar zu meinen Aufgaben, wann immer möglich neue Welten zu erkunden und zu studieren. Der Kommandant und ich haben über die Möglichkeit gesprochen. Wir haben sie vor dem Abflug mit unseren Botschaftern diskutiert. Sie waren der Ansicht, dass wir keinen formellen Antrag stellen sollten, da Ihr Volk prinzipiell die Einreise von Anderweltlern verbietet.«

»Hm«, machte Shevek unverbindlich. Er ging zur Wand und blieb vor einem Bild stehen, das eine ganz unspektakuläre, aber schöne Landschaft auf Hain zeigte, einen dunklen Fluss mit Uferschilf unter einem schwarzen Himmel. »Nach den Bestimmungen der Akte über das Ende der Besiedlung von Anarres ist es Urrasiern, die auf Anarres landen, nicht erlaubt, das Hafengebiet zu verlassen. Diese Bestimmung ist nach wie vor in Kraft. Aber Sie sind kein Urrasier.«

»Als Anarres besiedelt wurde, waren keine weiteren Spezies bekannt. Die Bestimmung gilt demnach implizit für alle Außerweltler.«

»So hat es unsere Verwaltung vor sechzig Jahren auch entschieden, als Ihre Leute zum ersten Mal in dieses Sonnensystem kamen und Verbindung mit uns aufzunehmen versuchten. Doch meiner Ansicht nach war das ein Fehler. Sie haben sich bloß weiter eingemauert.« Er drehte sich um, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und sah sein Gegenüber an. »Warum wollen Sie mit mir landen, Ketho?«

»Ich möchte Anarres sehen«, antwortete der Hainisch. »Es hat mich schon neugierig gemacht, bevor Sie nach Urras kamen. Das begann mit der Lektüre von Odos Werken. Die haben mich sehr interessiert. Ich habe …« Er zögerte, als wäre er verlegen, und fuhr dann in seiner steifen, treuherzigen Art fort: »Ich habe ein wenig Pravic gelernt. Noch nicht sehr viel.«

»Dann ist es also Ihr eigener Wunsch – eine eigene Initiative?«

»Absolut.«

»Und Ihnen ist klar, dass es gefährlich werden könnte?«

»Ja.«

»Die Dinge sind … ein wenig in Unordnung geraten, auf Anarres. Das haben mir meine Freunde über Funk geschildert. Es war von vornherein unsere Absicht – mit unserem Syndikat, meiner Reise –, Unruhe zu stiften,

Gewohnheiten zu brechen, die Leute wachzurütteln, zu erreichen, dass sie Fragen stellen. Sich wie Anarchisten verhalten! Von daher ist also niemand sicher, was als Nächstes passieren wird. Und wenn Sie mit mir landen, wird das noch mehr Unruhe bringen. Ich darf es nicht zu weit treiben. Ich kann Sie nicht als offiziellen Vertreter eines fremden Staates mitnehmen. Das ist auf Anarres nicht möglich.«

»Das ist mir klar.«

»Ich sehe es so: Wenn Sie einmal gelandet und mit mir durch die Mauer geschritten sind, dann sind Sie einer von uns. Dann sind wir Ihnen und Sie uns gegenüber verantwortlich; dann sind Sie ein Anarrese mit den gleichen Möglichkeiten wie jeder andere. Die aber alle nicht sicher sind. Freiheit ist niemals besonders sicher.« Sein Blick schweifte durch den friedlichen, ordentlichen Raum mit seinen schlichten Pulten und raffinierten Instrumenten, der hohen Decke und den fensterlosen Wänden und von dort wieder zu Ketho. »Sie wären auf jeden Fall sehr allein.«

»Meine Rasse ist sehr alt«, sagte Ketho. »Unsere Kultur gibt es seit tausend Millennien. Seit Hunderten dieser Millennien haben wir eine Geschichtsschreibung. Wir haben alles ausprobiert. Den Anarchismus ebenso wie alles andere. Aber *ich* noch nicht. Es heißt, es gebe unter allen Sonnen nichts Neues. Doch wenn nicht jedes Leben neu ist, jedes einzelne Leben – wozu werden wir dann geboren?«

»Wir sind die Kinder der Zeit«, antwortete Shevek auf Pravic. Der Jüngere sah ihn einen Moment an, und dann wiederholte er die Worte auf Jotisch: »Wir sind die Kinder der Zeit.«

»Na dann«, sagte Shevek und lachte. »Sehr gut, *ammar*! Dann wäre es das Beste, Anarres gleich noch einmal anzufunken – zuerst das Syndikat … Zu Botschafterin Keng habe ich gesagt, ich hätte für alles, was ihre Leute

und Sie für mich getan haben, nichts wiederzugeben. Nun, vielleicht kann ich Ihnen etwas geben. Eine Idee, eine Hoffnung, ein Wagnis …«

»Ich werde mit dem Kommandanten reden«, sagte Ketho ernst wie immer, jedoch mit einem ganz leisen Beben in der Stimme, das nach Aufregung und Hoffnung klang.

Sehr spät am Abend des folgenden Schiffstages hielt sich Shevek im Garten der *Davenant* auf. Dort brannte kein Licht, so dass er nur von Sternenschein erhellt wurde. Die Luft war ziemlich kalt. In einem Wald aus dunklen Blättern war ein Nachtblüher aus einer unvorstellbaren Welt aufgegangen, der geduldig, aber vergebens seinen süßen Duft verströmte, um aus einem Garten auf einer Welt, die Aberbillionen Kilometer entfernt um einen anderen Stern kreiste, einen unvorstellbaren Falter anzulocken. Das Licht jeder Sonne ist anders, doch es gibt nur eine Dunkelheit. Shevek stand vor den hohen, klaren Scheiben und schaute auf die Nachtseite von Anarres, ein schwarzer Bogen, der den halben Himmel verdeckte. Er fragte sich, ob Takver zur Landung da sein würde. Weil sie, als er Bedap zuletzt gesprochen hatte, noch nicht aus Frieden-und-Fülle in Abbenay eingetroffen war, hatte er es ihm überlassen, mit ihr zu besprechen, ob es klug für sie wäre, zum Hafen zu kommen. »Du glaubst doch nicht, dass ich sie davon abhalten könnte, selbst wenn es nicht klug wäre?«, hatte Bedap gesagt. Auch wie sie wohl von der Sorrubaküste angereist war, fragte er sich. Hoffentlich mit einem Luftschiff, wenn sie die Mädchen mitgebracht hatte. Zugfahren war mit Kindern schwierig. Er erinnerte sich noch gut an die beschwerliche Rückreise von Chakar nach Abbenay damals ’68, als Sadik drei Tage todkrank im Zug gelegen hatte.

Die Tür zum Gartenraum ging auf, und es wurde ein wenig heller. Der Kommandant der *Davenant* schaute herein und rief leise seinen Namen; er antwortete; der Kommandant trat mit Ketho ein.

»Wir haben von Ihrer Bodenkontrolle die genauen Anweisungen für den Anflug unserer Landekapsel bekommen«, sagte der Kommandant. Er war ein kleiner, eisenerzfarbener Terraner, kühl und geschäftsmäßig. »Sobald Sie bereit sind, beginnen wir mit den Vorbereitungen für den Start.«

»Ja.«

Der Kommandant nickte und ging. Ketho kam und stellte sich neben Shevek ans Fenster.

»Sind Sie sicher, dass Sie mit mir durch diese Mauer gehen wollen, Ketho? Sie wissen, für mich ist das leicht. Was auch passiert, ich kehre heim. Aber Sie verlassen Ihr Zuhause. ›Wahres Reisen ist Wiederkehr …‹«

»Ich hoffe auf Wiederkehr«, sagte Ketho mit seiner leisen Stimme. »Zu gegebener Zeit.«

»Wann steigen wir in die Landekapsel?«

»In etwa zwanzig Minuten.«

»Ich bin bereit. Ich habe nichts zu packen.« Shevek lachte. Es war ein Lachen reinen, ungetrübten Glücks. Der Hainisch musterte ihn ernst, als wüsste er nicht recht, was Glück sei, aber erkenne es dennoch oder erinnere sich von Ferne daran. Er stand neben Shevek, als gäbe es etwas, das er ihn fragen wollte. Doch er fragte nicht. »In Anarres-Hafen wird es früher Morgen sein«, sagte er schließlich und ging, um seine Sachen zu holen und Shevek an der Startluke zu treffen.

Allein gelassen wandte sich Shevek wieder der Sichtluke zu und beobachtete den gleißenden Bogen des Sonnenaufgangs über dem Temae, der gerade zu sehen war.

»Ich werde mich heute Abend auf Anarres zum Schlafen legen«, dachte er. »Ich werde mich neben Takver legen. Ich hätte doch das Bild mitbringen sollen, das kleine Schaf, für Pilun.«

Aber er hatte gar nichts mitgebracht. Seine Hände waren leer wie eh und je.

Karen Nölle

»Eine Idee, eine Hoffnung, ein Wagnis«

Zu Ursula K. Le Guins Freie Geister

Freie Geister (*The Dispossessed*) ist Ursula K.Le Guins neunter Roman, geschrieben während ihrer ersten großen Erfolgsperiode und bald nach seinem Erscheinen 1974 mit dem Hugo, dem Nebula und dem Locus Award ausgezeichnet. Ihren Durchbruch zum Ruhm erlebte sie fünf Jahre vorher mit *The Left Hand of Darkness* (dt. *Winterplanet* bzw. *Die linke Hand der Dunkelheit*), ihrem fünften veröffentlichten Buch, für das sie ebenfalls sowohl den Hugo als auch den Nebula Award erhielt. Es war das erste Mal überhaupt, dass eine Autorin für ein Werk beide Auszeichnungen bekam, und als sie für *Freie Geister* erneut beide Preise einheimste, gab es außer ihr niemanden, dem dieses zwiefache Doppel in seiner Karriere gelungen war.

Zwischen ihrem Erstling *Rocannons Welt* 1966 und *Freie Geister* schrieb Ursula K.Le Guin fast jährlich einen neuen Roman und veröffentlichte außerdem Erzählungen. Zwischen vielen gibt es Verbindungen. Die drei frühen Bände von *Erdsee* bilden eine Saga, und die Romane und Erzählungen von fernen Welten sind implizit über das uralte Volk der Hainisch verknüpft, von denen die Menschen aller Planeten abstammen. Offenbar drängte eine Fülle lose zusammenhängender Ideen ans Licht, die sich in verschiedene Projekte aufteilten. Eine Art Vorgeschichte zu *Freie Geister* gibt es zum Beispiel in »Der Tag vor der Revolution« (zu lesen auf Tor-Online.de), einer preisgekrönten Erzählung über den letzten Tag im Leben von Odo, der Begründerin des auf Anarres herrschenden Anarchismus.

Vor dem Schaffensrausch dieser Jahre liegt eine lange Vorbereitungszeit. Le Guin hat von Kind an geschrieben, die erste Science-Fiction-Geschichte mit neun, und immer gewusst, dass sie zum Schreiben berufen ist, aber erst nach vielen Jahren harter Arbeit waren ihre Ideen und ihr Stil so feingeschliffen, dass es ihren Maßstäben genügte. Ihre Dankesrede für den National Book Award in der Sektion Kinderbuch, der ihr 1972 für den dritten Band der *Erdsee*-Saga verliehen wurde, zeugt von Vertrauen in die Qualität ihrer Arbeit: Sie möchte die Ehrung mit ihren Kollegen geteilt wissen, nicht nur im Kinderbuch, sondern auch in dem »*noch* weniger angesehenen Feld der Science Fiction. Denn«, sagt sie, »ich schreibe nicht nur Phantastik, sondern auch Science Fiction, und bin, mag das auch seltsam erscheinen, auf beides stolz …«

Als überzeugte Erfinderin von Phantasiewelten, die der Vorstellungskraft Türen öffnen und der Realität Spiegel vorhalten, wehrt sie sich resolut dagegen, wie sie und ihre Science Fiction und Fantasy schreibenden Kollegen in die Genreschublade geschoben und literarisch nicht ernst genommen werden. In einem Vorwort, das sie *Linke Hand* nachträglich beigefügt hat, bezeichnet sie ihre Werke als Gedankenexperimente, mit denen sie nicht von irgendeiner fernen Zukunft kündet, sondern wie Schriftsteller aller Gattungen ihre Leser auffordern will: »Mach die Augen auf; hör zu, hör zu … Aber [Autoren] sagen nie, was du sehen und hören wirst. Sie können dir nur sagen, was sie gesehen und gehört haben, zu ihrer Zeit auf dieser Welt, die sie zu einem Drittel mit Schlafen und Träumen verbringen und zu einem Drittel mit dem Erzählen von Lügen« – dem Verfassen von Geschichten nämlich, in denen die von ihnen entdeckte Wahrheit steckt. In dem Roman, sagt sie, muss sie mit großem Aufwand umständliche Lügen erfinden, um gewisse Aspekte der seelischen Wirklichkeit zu beschreiben. Ihr Fazit: Ein Künstler geht mit dem um, was

man nicht mit Worten sagen kann. Und ein Künstler, dessen Medium das Erzählen ist, macht genau dasselbe: »Romanschriftsteller machen mit Worten, was nicht mit Worten gesagt werden kann.« Nichts anderes ist ihr Ziel. Und ihre größte Bewunderung gilt Autorinnen und Autoren, denen es gelingt, der Frage, was einen Menschen ausmacht, auf so berührende Weise nachzugehen, dass sich etwas Unvergessliches auf die Leser überträgt, ganz gleich in welchem Genre.

Ursula K.Le Guin liest ohne literarische Scheuklappen und gibt in ihren Essays freimütig Auskunft darüber, wer ihr Schreiben befruchtet. In »Science Fiction and Mrs. Brown« von 1975 spinnt sie Virginia Woolfs Gedanken zur Bedeutung der Charakterzeichnung fort und gibt uns durch die Schilderung, wie Bücher »zu ihr kommen«, einen Schlüssel zu ihrem Schaffen. Dabei geht sie explizit auf *Linke Hand* und *Freie Geister* ein: »Ein Buch kommt zu mir nicht als Idee … es kommt als Mensch. Ein Mensch gesehen aus gewisser Entfernung, gewöhnlich in einer Landschaft. Der Ort ist da, der Mensch ist da. Ich habe ihn nicht erfunden, ich habe sie mir nicht ausgedacht: Er oder sie ist da. Und mir ist aufgegeben, nun auch dahin zu kommen.«

Durch das Bemühen, das Gesehene in Worte umzusetzen, entsteht die Geschichte. Nur wenn Ort und Handlung und alle Details passen, kann die Figur so lebendig werden wie in der Vision. Sie ist das Maß aller Dinge. Bei *Linke Hand* waren es zwei kleine Gestalten, die die Autorin gesehen hatte, »weit entfernt, in einer riesigen Schnee- und Eiswüste … isoliert und zusammen«. *Freie Geister* kündigte sich so an: »Mit einem Menschen, sehr nahe und außerordentlich intensiv gesehen: ein Mann; ein Wissenschaftler, genauer gesagt ein Physiker; ich sah das Gesicht deutlicher als gewöhnlich, ein schmales Gesicht, große klare Augen und große Ohren … Allerdings weit plastischer als jedes optische Detail war die Persönlichkeit, die äußerst

anziehend war – anziehend wie eine Flamme für einen Falter. Da, da ist er, ich muss dahin …«

Damit begann die Arbeit. Doch der erste Versuch, den Physiker mit dem schmalen Gesicht einzufangen, schlug fehl. Le Guin schrieb eine Geschichte, über die sie im Nachhinein sagt: »Ich hätte wissen müssen, dass er viel zu groß war für eine Kurzgeschichte. Ein Autor muss einen untrüglichen Sinn für das richtige Format und die richtige Länge eines Werks entwickeln.« Die Geschichte sei völlig daneben gewesen, eine der schlechtesten, die sie je geschrieben hatte, nichts daran habe gestimmt. Aber dass sie der Figur darin überhaupt nicht nahegekommen war, habe sich letztlich als gut erwiesen: »Ich hatte ihn gar nicht beschädigt. Er stand vollkommen unberührt da. *Catch me if you can!*«

Was sie »sieht«, ist mehr als eine äußere Erscheinung. Der Mensch, der ihr gegenübertritt, bündelt die volle Komplexität eines menschlichen Lebens, er ist eine Vision der Phantasie, die bewusst ergründet und entschlüsselt werden will. Und offenkundig lässt er sich befragen. Seinen Namen, Shevek, habe ihr Gegenüber problemlos preisgegeben, schreibt Le Guin. Doch dann wurde es schwieriger. Auf die Frage: »Und wer bist du?«, lautete die Antwort unsicher, aber plausibel: »Ich glaube, ich bin ein Bewohner von Utopia.« Er wirkte so intelligent und dabei so entwaffnend naiv, dass er vielleicht wirklich ein besseres Land zur Heimat hatte: den ewig ersehnten Nicht-Ort. Die Folge war, dass Le Guin, die sich mit Utopia nur wenig auskannte, etliche Jahre und »viel Hilfe von Engels, Marx, Godwin, Goldman, Goodman und vor allem [Mary] Shelley und Kropotkin« brauchte, bis sie endlich wusste, woher er kam, wie die Landschaft seiner Umgebung aussah und warum er von dort weggehen und wieder zurückkehren musste.

Das Werk, das in dem Prozess entstand, ist nur bedingt eine Utopie. Zwar hat es satirische, idealistische und didaktische Elemente und behandelt jede Menge gesellschaftliche Themen, aber im Zentrum steht etwas anderes als der Entwurf einer künftigen oder besseren Welt. Schon der Untertitel gibt zu denken: »Eine zwiespältige Utopie«. Soll das Zweifel säen an dem, was kommt, oder spielt es schlicht darauf an, dass zwei Gesellschaften, die von Anarres und von Urras, um Glücksmodelle konkurrieren? Da man im Buch jedoch weder auf der einen noch auf der anderen Welt eine Verwirklichung utopischer Zustände findet, könnte der Untertitel auch eine Absage an das klassische Konzept der Utopie sein und zum Nachdenken darüber einladen, worin die Verwandtschaft und der Unterschied der beiden bestehen.

Für mich als Übersetzerin, die alles, was darin steht, Wort für Wort, Szene für Szene und Gedanke für Gedanke mitvollziehen muss, um das Buch ins Deutsche zu holen, war es ein Genuss zu merken, wie dicht Inhalt und Form zu einer Gesamtkomposition verwoben sind. Das beginnt im Großen mit der Gliederung. Die Handlung wechselt kapitelweise von Welt zu Welt, von Gegenwart (auf Urras) zu Vergangenheit (auf Anarres), und mit dem Ende des letzten Anarres-Kapitels ist der Punkt erreicht, der dem Anfang des Buches vorausgeht. Shevek sagt: »Rede keinen Unsinn, Takver. Ich gehe nicht nach Urras!« Und alle Leser wissen, als Nächstes geschieht der Aufbruch im ersten Kapitel. Das ist nicht nur hübsch als Trost für diejenigen, die bedauern, dass eine Geschichte zu Ende geht, weil es ihnen sagt, dass sie ja eigentlich erst am Anfang sind. Es ist auch die Stelle, wo die Vergangenheit in die Gegenwart übergeht, so dass man nun im Grunde eine fortlaufende Handlung im Kopf hat, in Form einer einfachen Schlaufe. Das Hin und Her des Leseerlebnisses, bei dem die Episoden aus Sheveks Kindheit und Werdegang sein Denken und Handeln auf Urras erhellen, wird

in eine Kontinuität überführt, eine Linie. Die beiden Reisekapitel am Anfang und Ende hingegen, in denen Shevek die räumliche Distanz zwischen den beiden Welten überwindet, schließen die Handlung zum Kreis. Der Aufbruch in die unbekannte Welt, die zugleich die Welt seiner Herkunft ist, wird vollendet durch die Wiederkehr in seine Welt, wo die Dinge »ein wenig in Unordnung geraten« sind, so dass es endlich Hoffnung auf Veränderung gibt.

Pfeil (Linie) und Kreis aber sind zugleich Bilder für die zwei Aspekte der Zeit, die der Physiker Shevek in seiner Allgemeinen Feldtheorie der Zeitlichkeit unter ein gemeinsames Dach bringen will. Und der für ihn wichtigste Satz von Odo, nach deren Prinzipien man auf Anarres zu leben bestrebt ist, lautet: »Wahres Reisen ist Wiederkehr.« Dass diese beiden zentralen Motive auch den Aufbau des Romans bestimmen, hat Konsequenzen: Die Leser erfahren nicht nur inhaltlich durch das Erzählte, sie bewegen sich beim Lesen sozusagen in seinen Denkstrukturen mit und rücken ihm auch auf diese Weise nahe. Die Beschäftigung mit der Zeit und die verschiedenen Möglichkeiten menschlichen Umgangs mit ihr schaffen einen Raum, in den die konkrete Handlung eingebettet ist, eine Art Meta-Schauplatz. Pfeil und Kreis, Sequenz und Simultanität zusammenzudenken eröffnet Shevek Wege für die Entwicklung seiner Definition von Freiheit und permanenter Entwicklung: ein Handeln in der Zeit, das auf Fortschreiten und Wiederkehr baut, mit der Möglichkeit, jederzeit verantwortlich in die Zukunft zu gehen. In die »Wirklichkeit« von Urras und Anarres versetzt, wird Shevek, der Le Guin beim ersten Anblick als so intelligenter und dabei so entwaffnend naiver Mensch erschien, nicht zuletzt durch die philosophische Prägung seiner Theorie zur Identifikationsfigur.

»Die meisten von uns heute«, schreibt sie, »könnten ein wenig Hoffnung gebrauchen.« Von der Wissenschaft, der Science in Science Fiction, werde

sie nicht kommen, sondern viel eher aus der Fiction von Autoren wie Stanislaw Lem, deren Geschichten und Metaphern dazu dienen, »das Denken und Fühlen des Menschen im späten zwanzigsten Jahrhundert zu symbolisieren, zu erhellen und auszudrücken«. Und wie passt dazu *Freie Geister*? Dass Shevek als Wissenschaftler das Potential hat, die cetische Physik zu revolutionieren, macht ihn für die machthungrigen Physiker und Politiker von A-Jo interessant. Im Roman entsteht dadurch Gelegenheit, Hierarchiedenken, Gier und Käuflichkeit, Stellvertreterkriege, Ausbeutung und Unterdrückung aufs Korn zu nehmen und den Kapitalismus mit seiner Besessenheit von Besitz ad absurdum zu führen. Den eigentlichen Fokus des urrasischen Teils der Handlung jedoch bilden Sheveks Erleben und das Drama der Vereinnahmung seiner Wissenschaft durch ein politisches System.

Auf Anarres, wo die Angst vor Feinden von außen und eine Bürokratie, die blind für Sicherheit und falsch verstandene Gleichheit eintritt, das Ideal einer herrschaftsfreien Gesellschaft bedrohen, gilt Shevek als gefährlich, weil er mit seiner Physik den Horizont seiner Gesellschaft überschreitet, und steht er mit seiner Chronosophie, die doch eigentlich ins Zentrum der Gemeinschaft zielt, isoliert da. Wieder tritt erzählerisch die Wissenschaft – die bahnbrechende Erfindung des Raumflugs ohne Zeitverzug – hinter menschliche Wünsche und Konflikte zurück. Und im Mittelpunkt steht Shevek, der um seine Theorie kämpft und vor allem um die Freiheit, sein Leben auf die ihm gemäße Art zu führen. Von seiner anarchistischen Erziehung und seinem Glauben an die anarchistische Idee erfahren wir als Leser nur so viel, wie wir brauchen, um seinen Charakter zu verstehen, mit ihm zu fühlen und zu leiden und uns durch ihn und Takver, die Liebe seines Lebens, mit dem Anarchismus anzufreunden, weil sie beide das verkörpern und weiterführen, was auf Anarres begonnen wurde. Man begreift im Lauf

der Lektüre nach und nach, dass der englische Titel »The Dispossessed« noch anderes anspricht als das, was den Anarresen genommen ist: Sie sind »Die von der Besessenheit mit Besitz Befreiten« und damit viel mehr als nur »Habenichtse« oder »Enteignete«, wie die Titel früherer deutscher Ausgaben lauteten: »Freie Geister« eben. Sheveks Ethik der leeren Hände, die Freiheit, nichts »haben« zu müssen, konnte dort gedeihen, wo alles, was da ist, für alle da ist. Unter den Bedingungen von Urras hätte er sich mit seinem schlichten Mut und seiner ehrlichen Direktheit schwerer getan.

Diesen Mut, diese Direktheit überträgt Le Guin auf den Stil, den sie für *Freie Geister* wählt. So ungeschützt, wie Shevek in die Welt tritt, so ungeschminkt ist ihre Sprache. Ohne Umschweife zielt sie immer ins Herz der Dinge – mit dem Effekt, dass an manchen Stellen die Distanz zur Figur Shevek praktisch aufgehoben ist und alles, was ihn betrifft, die Leser unmittelbar berührt. Auch das ein Beispiel dafür, wie Inhalt und Form ineinandergehen. Wenn die Übersetzung sich ihrerseits um eine möglichst klare und knappe Sprache bemüht, so in der Hoffnung, diese Verschmelzung auch im Deutschen zu erhalten.

Als ihr durch die Kritik, die Auszeichnungen und den Erfolg bestätigt wurde, dass ihr Shevek gelungen war, schrieb Le Guin: »Auch wenn ich zwei komplette Welten erfinden musste, um mich an ihn heranzutasten, zwei Welten mit all ihrem Leid, es war die Mühe wert. Wenn ich nur den Lesern einen Blick darauf schenken konnte, was ich sah: Shevek, den Anderen, eine Seele, eine Menschenseele, ›den Lebensfunken‹ …«

Über die zwei gegensätzlichen Welten, die es brauchte, um ihrem Helden Leben einzuhauchen, über Mauern im Kopf und anderswo, über Schönheit und wo sie zu finden ist, über die Klugheit ihrer Gesellschaftskritik sagt der Roman selbst genug. Was Hoffnung macht, ist die Klarheit: in der Sprache Le Guins, im Charakter ihrer Hauptfigur

Shevek. Und am Ende gibt es, wie es sich für einen Klassiker der Science Fiction gehört, sogar eine Zukunftsprognose, die überzeugt. Fünfzig Jahre nach Erscheinen der ersten Ausgabe liest man staunend, wie die Botschafterin von Terra – unserer Erde offensichtlich – von der Vernichtung der Menschheit berichtet. »Wir sind jetzt fast eine halbe Milliarde«, sagt sie. »Früher waren es neun.« Auf unserer Erde werden die neun Milliarden in wenigen Jahrzehnten erreicht sein. Wir dürfen gespannt sein, nur eines wissen wir jetzt schon: Die vor Jahrzehnten von ihr beschriebenen unzerstörbaren kleinen Plastikreste werden bleiben.

Über Ursula K. Le Guin

Ursula K. Le Guin, geboren 1929, ist die Grand Dame der angloamerikanischen Science Fiction. Sie wurde mit zahlreichen Literatur- und Genrepreisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem National Book Award für ihr Lebenswerk. Zu den Autoren, die sie beeinflusst hat, zählen Salman Rushdie und David Mitchell ebenso wie Neil Gaiman und Ian M. Banks. Sie verstarb am 22.Januar 2018 im Alter von 88 Jahren.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Der einzige Ort auf Anarres, der durch eine Mauer von seiner Umgebung abgetrennt wird, ist der Raumhafen. Von hier aus werden die Edelmetalle, die in den Minen des Planeten abgebaut werden, einmal im Jahr zum Nachbarplaneten Urras geflogen.

Für die Herrschenden von Urras ist das anarchistische Anarres nicht mehr als eine abhängige Bergbaukolonie, die es möglichst effektiv auszubeuten gilt. Für die Bewohner von Anarres ist ihre Heimat jedoch der einzige Ort im ganzen Sonnensystem, wo sie wirklich frei sind – frei von Unterdrückung, aber auch frei von dem Zwang, künstlich erzeugte Bedürfnisse befriedigen zu müssen.

Als sich auch auf Anarres erste Herrschaftsstrukturen zu bilden beginnen, begibt sich der Physiker Shevek auf eine riskante Reise nach Urras. Er möchte in Dialog mit dortigen Wissenschaftlern treten und gerät dabei zwischen alle Fronten.

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1974 bei Harper & Row, New York
© 1974 Ursula K. Le Guin

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Dieser Roman ist frei erfunden. Alle Namen, Figuren, Orte und Vorkommnisse sind der Phantasie der Autorin entsprungen beziehungsweise fiktional verwendet und nicht als real zu interpretieren. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Ereignissen, Schauplätzen, Organisationen oder Personen, tot wie lebendig, sind vollkommen zufälliger Natur.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Covergestaltung: Nele Schütz Design, München
Coverabbildung: Shutterstock/Tristan 3D

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-403675-5

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Freie Geister‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von LOVELYBOOKS
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Fußnoten

1 Papa. Ein kleines Kind darf jeden Erwachsenen *mamme* oder *tadde* rufen. Gimars *tadde* kann ihr Vater gewesen sein, ein Onkel oder ein nicht mit ihr verwandter Erwachsener, der elterliche oder großelterliche Verantwortung übernahm und ihr zugetan war. Sie kann mehrere Leute *mamme* oder *tadde* gerufen haben, aber das Wort hat eine engere Bedeutung als *ammar* (Bruder/Schwester), das für jeden und jede verwendet werden kann.